

Geschichte

der

deutschen Höfe

seit der

Reformation

von

Dr. Eduard Vehse.

28r Band.

Fünfte Abtheilung:

Sachsen.

Erster Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1854.

Hist - of the Court of Weimar.

Geschichte

der

Höfe

des

Hauses Sachsen

von

Dr. Eduard Vehse.

Erster Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1854.

Inhalt.

I. Geschichte der Höfe der ernestinischen Branche.

Seite.

I.

Geschichte der Höfe

der

ernestinischen Branche.

Vorwort und Einleitung.

Nächst dem Berliner Hofe giebt es keinen Hof in Deutschland, dessen wir Deutsche uns dem Ausland gegenüber mit gerechterem Selbstgefühl berühmen könnten, als den Hof von Weimar: diese beiden, jetzt auch verwandtschaftlich so eng verbundenen Höfe haben in neuern Zeiten eigentlich den deutschen Namen erst wieder zu Ehren gebracht. Wie wir der Dynastie der Hohenzollern den unvergeßlichen Dienst des starken Schutzes des Protestantismus und mit dem Protestantismus der Toleranz und der Aufklärung verdanken, verdanken wir den Wettinern in Weimar den sanften und stillen Schutz der unter dem Panier der Aufklärung wieder erwachten Nationalliteratur. Von Norddeutschland, von Berlin und Weimar aus hat, was immer heut zu Tage von Bildung im Großen und Ganzen unter uns lebt, seinen Ausgang genommen.

Diese hervorragende Stellung des Hofes von Weimar veranlaßt mich, in der Darstellung der Höfe des Hauses Sachsen diesem Hofe die Oberstelle einzuräumen: er ist weithin der interessanteste unter allen

sächsischen Höfen. Die Erscheinung, die wir bei den beiden Häusern der Hohenzollern und Welfen antreffen, daß in ihnen gerade die Cadets es waren, die sich nicht nur zu größerer Macht, sondern auch zu größeren Ehren heraufarbeiteten, diese Erscheinung finden wir in dem Hause der Wettiner nicht: die Cadets erlangten hier zwar nach dem Mühlberger Glück die Kur und nach dem Unglück von Jena sogar die königliche Krone, aber die größere und tüchtigere Lebenskraft verblieb hier der älteren Branche und sie bewährte diese Kraft und erlangte dadurch größere Ehren: sie enthielt sich nicht nur des traurigen Recidivs in den Katholicismus, das die jüngere Branche von Land und Leuten isolirt hat, sondern sie bewahrte sich auch den Muth, recht frühzeitig in weltlichen Angelegenheiten die blinde Auctorität und den Schlendrian zu verlassen. Die berühmte Erklärung des neunzehnjährigen Carl August's von Weimar: „Das Urtheil der Welt, welches vielleicht mißbilligt, daß ich den Dr. Göthe in mein wichtigstes Collegium setze, ohne daß er zuvor Amtmann, Professor, Kammerrath und Regierungsrath war, ändert gar nichts. Die Welt urtheilt nach Vorurtheilen. Ich aber sorge und arbeite, wie jeder Andere, nicht um des Ruhmes, um des Beifalls der Welt willen, sondern um mich vor Gott und meinem eignen Gewissen rechtfertigen zu können," — diese berühmte Erklärung bekundet hinreichend die tüchtigere Kraft und den größeren Muth. Die öffentliche Meinung Europa's ist auch seit lange her sehr sicher dafür entschieden, die größeren Ehren dem Hofe von Weimar

zuzugestehen, trotz dem, daß der Hof von Dresden noch einen Theil der auf Kosten der ältern Branche erworbenen Macht hat. Wäre die öffentliche Meinung diesem letztern Hofe so mächtig zur Seite gestanden, so würde er noch die ganze Macht besitzen.

Der preußische Hof und der weimarische Hof sind die vorzugsweise gebildeten Höfe Deutschlands: diesem Umstande ist zuzuschreiben, daß über sie, was die neuere und neueste Zeit betrifft, das größte Licht ausgebreitet ist und sie haben wahrlich dieses Licht nicht zu scheuen. Im Gegensatz zu anderen Höfen, die ängstlich das Licht, das ihre früheren Zustände nothdürftig erhellt, verdecken, können solche Höfe wie der preußische Hof und der weimarische Hof auch das stärkste Licht, das sie den Augen der Welt darstellt, vertragen, ohnerachtet, der Natur der Sache gemäß, mit diesem starken Licht starke Schatten vergesellschaftet sind. Wie man Menschen nur dann recht lieben kann, wenn man sie recht genau kennt, mit allen ihren Vorzügen und Gebrechen, so werden auch Höfe und Dynastien nur dann recht geliebt werden können, wenn man eine möglichst vollständige Kenntniß davon hat, wie und auf welche Weise Licht und Schatten sich bei ihnen mischen.

Eben dadurch bewährt sich die rechte Liebe, daß man trotz der Mängel liebt und nur die Liebe ist die rechte und die verläßlich sichre, die nicht blind ist.

Der weimarische Hof hatte schon in Carl August's Großvater, Ernst August, welcher die Schlösser Belvedere und Dornburg gebaut hat, ein sehr merk-

würdiges Regentenexemplar: sein Conterfei ist aus den Memoiren des Barons von Pöllnitz und der Markgräfin von Baireuth, demnächst aus mehreren seiner Rescripte zu entnehmen, die er in sein Land ergehen ließ. Den Glanzpunkt der Darstellung des weimarischen Hofs bildet die Regierungszeit Amaliens und Carl August's, die schöne Zeit, die mit der Genieperiode anhebt und fast bis zu Göthe's Tod geht. Ueber Amalie als Vormünderin habe ich zufällig ein recht interessantes Genrebildchen entdeckt, das diese muntre Dame in ihrer frühsten Zeit auf einem weimarischen Maskenballe darstellt. Ueber die Genieperiode, die französische Periode und die Altersperiode Carl August's nach dem Wiener Congresse ist ein fast überreiches Licht ausgegossen worden durch die neuerlich in Masse publizirten Correspondenzen und einige Memoiren. Es ragen unter diesen hervor: die Briefe Göthe's an Frau von Stein, die Correspondenz Schiller's mit Körner, Jean Paul's mit Otto, die Briefe Herzog Carl August's an Merck, die Nachlässe Knebel's, der Frau von Wolzogen, Böttiger's u.s.w., die Erinnerungen des Kanzlers Müller u.s.w. Ueber die neueste Zeit giebt Professor Stahr's sehr angenehm geschriebenes Tagebuch aus Weimar manche interessante Züge. Ich habe für diese neueste Zeit auch einige mündliche Mittheilungen benutzt, die ich erlangt habe. Ich habe aber die Thatsachen, die mir von wohlunterrichteten Augen- und Ohrenzeugen mitgetheilt wurden, nicht sofort auf Treu und Glauben angenommen, sondern sie mit den

Aeußerungen anderer wohlunterrichteter Augen- und Ohrenzeugen verglichen und nach dieser Vergleichung bin ich der einzigen Richtschnur gefolgt, die ein Historiker bei sich entgegenlaufenden Berichten befolgen kann, nämlich der inneren Wahrscheinlichkeit der einzelnen Fakten nach der Situation der Umstände und Verhältnisse und ganz besonders nach den Charakteren der handelnden Personen. Da alle geschichtliche Quellen zuletzt nur auf Mittheilungen von Augen- und Ohrenzeugen der Begebenheiten beruhen, so ist es curios, wenn man verlangen will, daß man nur geschriebenen Quellen, am liebsten gar nur geschriebenen Quellen in den Archiven folgen soll: die geschriebenen Quellen sind doch früher einmal ungeschriebene gewesen, ursprünglich nothwendig auch nur sinnlich mit den Ohren und Augen aufgefaßte Thatsachen, und was die Archive betrifft, so kann ich, der ich eine lange Reihe von Jahren im Dresdner Staats-Archive gearbeitet habe, unbeschadet meines Archivareids versichern, daß es unmöglich ist, aus archivalischen Quellen allein und ausschließlich Geschichte zu schreiben: die Dinge ereignen sich in der Welt oft ganz anders, als sie in den offiziellen Schriften dargestellt werden. Alle welterfahrnen Leute wissen das auch nur zu wohl, einzelne dieser welterfahrnen Leute wollen aber andere nicht welterfahrene glauben machen, daß dem nicht so sei.

Welterfahrenen Leuten von der zuletzt angedeuteten Classe liegt es sehr nahe, Ausstellungen bei einem Werke wie die deutsche Hofgeschichte ist zu machen, das allerdings manche Interessen verletzt, aber vorsätz-

licher Weise gewiß nur heut zu Tage ganz unberechtigte Standesinteressen. Man hat mir zuschreiben wollen, ich liebe den Adel nicht, ich habe aber bestimmt ausgesprochen, daß ich den englischen Adel liebe, weil er der einzigen wahren Adelsvorschrift gemäß lebt: „Nobilité oblige." Daß es in jedem, aber jedem cultivirten Lande einen Adel geben wird, daß man ihn nicht abschaffen kann, weiß ich nur zu wohl, denn ich bin ein ganzes Jahr lang in Amerika gewesen und habe mich recht wohl überzeugt, daß in diesem höchst respektabel republikanischen Lande eine nicht immer sehr respektable, aber sehr starke Geldaristokratie existirt, die freilich gar keine politische Macht, nur eine gesellschaftliche hat. Ich achte und ehre viele Individuen in dem deutschen Adelsstande, wenn ich auch gleich nicht verkennen kann, daß der Stand als solcher dem englischen nicht gleichkommt. Viele gerade meiner näheren deutschen Freunde sind von Adel.

Daß ich bei einem so großen Reichthum von Detail mich unterweilen in einzelnen Thatsachen habe irren können, begreift sich und ich habe, wenn mir Berichtigungen zugingen, gewiß nicht gesäumt, sie sofort zur öffentlichen Kenntniß zu bringen. Ich gehöre nicht zu denen, welche sich aus einer sehr kleinlichen Eitelkeit schämen, einzugestehen, daß sie geirrt haben und ich habe ein zu lebhaftes Wahrheits- und Billigkeitsgefühl, um Personen, die irgendwie verletzt sind, nicht unverzüglich eine Ehrenwiederherstellung zukommen zu lassen. Vage Verdächtigungen aber über Glaubwürdigkeit der Dinge, die ich ohne jedesmal eine Buch-

quelle zu nennen anführe, sollten gescheite Leute nach ihrem leicht erkennbaren Werthe wägen. „In generalibus latet error," sagt schon Baco. Wer Ausstellungen macht, der spezialisire.

Was die Glaubwürdigkeit betrifft, so entschuldige ich mich nicht selbst, weil ich mich nicht anschuldigen will, ich entschuldige mich durch Andere und unter diesen Andern nenne ich Einen, den man hoffentlich für einen Unpartheiischen halten wird. Dieser Mann gehört einem andern Lande an und ich lasse von ihm, der mit Personen aus den höchsten Ständen in der Intimität lebt und die Welt, wie sie jenseit des Canals ist, sehr wohl kennt, ein paar Worte über die Glaubwürdigkeit hier folgen. Thomas Carlyle schrieb mir unterm 11. October 1853 aus London: „Since I saw you last year in Dresden, I have been reading a great many of your books; finding in them, as all the world does, abundant entertainement and endless matter of reflexion. It is very surprising to me how you have contrived to amass such a quantity of floating information on things seldom formally recorded; and how correct it all is, at least how correct our British part of it is, which I naturally take as a sample of the whole."

Der Curiosität der Ausdrucksweise wegen, wahrlich nicht aus Ruhmredigkeit, will ich bei dieser Gelegenheit noch ein paar Worte aus noch einem anderen Lande folgen lassen, die ich schon längst hätte abdrucken lassen können, wenn mich dies so stark

tentirt hätte. Heinrich Heine schrieb unterm 7. Juni 1852 aus Paris nach Hamburg: „Ich habe die Bände von V. mit der größten Gier durchgelesen ꝛc. Dies Buch ist für mich wahrer Caviar. Jetzt fange ich an zu glauben, daß wir Deutschen einmal eine ordentliche Nationalgeschichte bekommen werden. V's. Buch ist der Anfang. Sein Verdienst ist ungeheuer und der Gewinn des Verlegers wird es ebenfalls sein. Nachahmungen werden wie die Pilze hervorschießen. *) Der Weg ist gebahnt und die Deutschen bekommen endlich ihre Fürsten von Angesicht zu Angesicht zu sehen ꝛc. Jeder in seiner Art von verschiedenem Charakter, abgeschlossen und vollendet, wahre Meisterstücke des lieben Gottes, dessen dichterische Schöpfungskraft, dessen Autorgröße hier im klarsten Lichte erscheint und uns zur Bewunderung hinreißt. Diese Fürsten, die macht ihm keiner nach, kein Shakespeare und kein Raupach, da sehen wir den Finger Gottes!"

*) Diese Vermuthung ist in Erfüllung gegangen. Crusenstolpe in Stockholm hat in seinen „Höfen Europa's" die deutschen Hofgeschichten zum Grunde gelegt.

Die herzoglich sächsischen Höfe.

Das kleine Land, das dem unglücklichen großmüthigen Kurfürsten Johann Friedrich nach der Mühlberger Niederlage in der Wittenberger Capitulation 1547 angewiesen wurde, gegen den der jüngeren albertinischen Branche in der Person des Kurfürsten Moritz abgetretenen sehr ansehnlichen Landbesitz, umfaßte die vier thüringischen Aemter Weimar, Gotha, Eisenach und Jena. Hierzu kam noch das fränkische Coburg, das Johann Friedrich's Bruder Johann Ernst besessen hatte, der 1553 ohne Erben mit Tode abging. Im Naumburger Vertrage mit Kurfürst August zu Sachsen erhielt Johann Friedrich noch Altenburg zugelegt. Endlich erhielt das ernestinische Haus noch nach dem Absterben der Grafen von Henneberg 1583 $^{5}/_{12}$ dieser Grafschaft. Wenige Tage nach Abschluß des Naumburger Vertrags starb der großmüthige Johann Friedrich, einundfunfzig Jahre alt, 1554. Er war der Stifter der Universität Jena.

So klein das Land war, so theilten sich nach der alten grundschädlichen deutschen Fürsten- und Adelssitte Johann Friedrich's Söhne doch wieder. Johann Friedrich der Mittlere erhielt Gotha, Johann Wilhelm Weimar. Johann Friedrich der Mittlere war unglücklicher noch als sein Vater. Er verlor durch die Grumbach'schen Händel 1567 sein Land, ward gefangen und starb in der Custodie in Oestreich 1595. Seine erste Gemahlin Agnes war die Wittwe des Kurfürsten Moritz von Sachsen, eine hessische Prinzessin, die zweite, die das Gefängniß mit ihm theilte, Elisabeth, Tochter Kurfürst Friedrich's III. von der Pfalz. Die Schwester derselben war mit Johann Friedrich's Bruder Johann Wilhelm vermählt, der 1573 starb.

Es entstand nun durch Johann Friedrich's Söhne Johann Casimir und Johann Ernst eine fränkische Linie der Herzoge von Sachsen in Coburg und durch die Söhne Johann Wilhelm's Friedrich Wilhelm und Johann eine thüringische in Weimar.

Wie es in diesen kleinen sächsischen Hofhaltungen mit der Hofwirthschaft beschlagen gewesen sei, ergiebt sich aus einem sehr lehrreichen, wie es scheint von Spittler auf Grund der Acten verfaßten Aufsatz:

„Schon Johann Friedrich der Mittlere (der in der Custodie starb) befahl am 16. März 1561 seinem Hofmarschall Caspar von Göttfarth und seinem Rath Eberhard von der Tann, daß sie

sich zusammensetzen uud ihr Bedenken zu Papier bringen sollten, auf was für Maaße die Hofhaltung einzuziehen, was an Pferden, Gesinde, Handwerkern abzuschaffen, wie die überflüssigen Ausgaben einzuziehen und also hauszuhalten sei, damit man beim Einkommen bleiben und der Schulden überhoben sein könne."

„Die redlichen Hofmänner nahmen nun die alte Hofordnung vor sich, gingen sie durch und machten ihre Anmerkungen. Sie übereilten sich dabei nicht und brachten sieben Monate damit zu, ehe sie solche überreichten. Sie fanden, daß die alte Hofordnung sehr vernünftig und vorsichtig gestellt, aber in einigen Stücken nicht gehalten worden, in andern nothdürftig zu ändern sei. Es fand sich, daß insgemein und ungefähr über achtzig Tische täglich **in die 400 Personen** am Hofe speisten, diese kosteten allein in Küche und Keller zu unterhalten, ohne den Zuschlag und Gastereien, jährlich **46,800 Gulden.** Es fand sich unter andern auch, daß unter dem Herrn Großvater und Vater nicht mehr als ein Hofschneider gebraucht worden, jetzt selten unter dreißig und daß sie in der Hofstube drei Tische besetzten. Alle Punkte des Hofwesens wurden genau durchgegangen, erwogen und mit dienlichen Vorschlägen so versehen, daß sie zum Fundament der neuen Hof-Reformation gelegt werden könnten."

„Allein die aufgelaufenen fürstlichen Kammerschulden verrathen, daß gleichwohl die fürstlichen Ausgaben größer, als die Einnahmen gewesen. Es muß also diesen Hofordnungen entweder an der gehörigen

Beobachtung oder an zulänglicher Verfassung gefehlt haben. Sie bestärken die traurige Wahrheit, daß die Höfe nicht so geschwind und leicht aus der Verwirrung herauskommen, als sie hineingerathen sind. Die beiden Herren fürstlich coburgischer Linie Johann Casimir und Johann Ernst haben, trotz ihrer erneuerten Hofordnungen von 1574, 1607 und 1636 ihren Herren Vettern 1638 fast 1½ Million Gulden an Schulden zur Vertheilung hinterlassen."

Der eben genannte Herzog Johann Casimir zu Coburg war der Schwiegersohn des Kurfürsten August von Sachsen, der dadurch berühmt geworden ist, daß ihm der galante wälsche Graf Hieronymo Scotto, mit dem er geheime Künste trieb, die junge Gemahlin Anna verführte: die Ehe ward geschieden und Anna starb nach zwanzigjährigem Arreste auf der Veste Coburg 1613. Der Herzog war ein seinem Vetter in Dresden Johann Georg I. ebenbürtiger Liebhaber des edeln Waidwerks. Unterm 30. März 1613 schrieb er ihm einmal ein Dankschreiben, das von seinem Humore Zeugniß giebt:

„E. L. angenehmes eigen Handschreiben habe ich sambt den verehrten Mützen und Handschuhen von Otterhäuten und der biebernen Mütze wohl empfangen, thue mich demnach solches seltsamen und wohl zusammen gerichteten gar angenehmen Winter- und recht jägerischen Habits ganz freundlichen bedanken, welches ich von E. L. wegen zukünftiger Gott helfenden Winterjagd zeitlich führen will. Der dicke Hund hat

den gnädigen Gruß von E. L., auch Stoffel Jäger ein groß Glas mit Wein und der Zwärg Jäcklein darbei eine gute Maulschellen, der er sich fast beschweren wollen, empfangen, und ist das Männlein einen Weg wie den andern noch immer unnütz, wie dergleichen kleinen Leuten ihre Art, habe ihn auch vertröstet, wenn wir mit Gott zusammenkommen, daß die vorgesandte Maulschellen bei E. L. Zins tragen und ihm vollkömmlich wiederfahren soll."

Dieser jagdlustige Herr zu Coburg starb 1633 und fünf Jahre nach ihm Johann Ernst zu Eisenach; mit ihm ging die fränkische Linie aus.

„In der thüringischen Linie im weimarischen Hause ging es nicht viel besser als in der coburgischen her, ohngeachtet Herzog Johann Wilhelm schon 1570 den Anfang zur Einziehung seines Hofes dergestalt machte, daß er, anstatt der bisher am Hof gespeisten 376 Personen nur 238 und von seinen reisigen Pferden nur 80 behielt. Diese neue Hofordnung hielt zwar den Geist der alten Unordnung im Zaum, aber unter einem jungen und feurigen Herzog nahm der Glanz des fürstlichen Hofwesens von neuem zu und die Mittel ihn zu unterhalten, von Tag zu Tage ab. Ehe man sichs versah, gesellte sich die Dürftigkeit wieder zur Hoheit. Dieses geschah dem Herzog Friedrich Wilhelm zu Weimar."

„Dieser berühmte Fürst, der sonst unter dem Namen des Kur-Administrators in den sächsischen Geschichten vorzüglich bekannt ist, trat 1586 (vierundzwanzigjährig) seine Regierung in den blühenden

Jahren an, wo die Leidenschaften ihre größte Stärke und Gewalt äußern und der Ueberlegung gar selten Platz lassen. Er hatte großen Verstand und das beste Herz, aber ein so leichtsinniges Gemüth, daß er sich aus seinen Einkünften so wenig als aus seinen Schulden etwas machte, einen prächtigern Hof hielt, als sein Vermögen verstattete, nie vor den andern Morgen sorgte und nur auf den sinnlichen Genuß seiner Hoheit dachte. Er war der redlichste und ehrlichste und dabei leutseligste und gnädigste Herr, aber der nachlässigste Haushalter über seine fürstlichen Einkünfte. Diese reichten kaum zum nöthigen Aufwand, er war aber zu großmüthig, als daß er die überflüssigen Diener und Rittmeister, die sein Vater Johann Wilhelm bei seinen französischen Feldzügen gebraucht hatte, verstoßen sollte, ob ihm gleich das Geld dazu fehlte, er sie auch sonst nicht zu brauchen wußte; das litt sein Herz und die Ehre seines Hauses nicht. Das Borgen und Verborgen war sein tägliches Geschäft. Er betrog Niemanden, wurde aber wacker betrogen. Es lief bei aller seiner natürlichen Neigung Jedermann zu dienen und gefällig zu sein, auch sehr viel Eitelkeit mit unter, indem er zuweilen Gelder erborgte, um sie dem Könige in Frankreich und seinen Herren Vettern in Coburg wieder leihen zu können: er dachte sich dadurch ein Ansehen zu machen, mußte die Gelder schwer verzinsen und setzte dabei seinen Credit und guten Namen aufs Spiel. Sein uneigennütziges Wesen zeigte sich am besten bei der Verwaltung des Kurfürstenthums und machte ihm viel Ehre, er nahm

sie aber besser als die Regierung seines Landes in Acht, borgte auch aus der kurfürstlichen Rentkammer in den zehn Jahren seiner Administration nach und nach mehr nicht, als 10,000 Gulden. Die Vermahnungen seiner Räthe und die Klagen seiner fürstlichen Kammer über den Unrath seines Hofes, seiner Maler und Drechsler hörte er allezeit sehr gnädig an, leugnete auch nicht, daß es in Vielem anders sein könnte; er dachte aber an keine Aenderung, ohnerachtet er sie versprach. Er wußte, daß diese Sprache schon am Hofe seines Vaters und Großvaters Mode gewesen und daß derselbe doch bestanden: daher hoffte er es auch wohl noch auszuhalten, ohne seinen Favorit-Neigungen wehe zu thun. Diese gingen nun sonderlich auf das Bauen, Jagen, Reisen, Gastiren, Anschaffen kostbarer Pferde, Gemälde, Juwelen und anderer Dinge, woran gemeiniglich die Eitelkeit der Jugend ihre Lust findet, vornehmlich aber aufs Spielen und Verschenken. Dabei verthat er mehr, als sein Land vermochte."

„Seine Räthe versahen es, daß sie den Rechnungsbeamten nicht fleißig nachsahen, die Aemter- und Hofrechnungen zusammenkommen ließen, ihre Abhörung und Berichtigung von einem Jahr zum andern versparten und hernach nicht mehr wußten, wo sie zu Haus waren und wo sie anfangen sollten."

„Der Schade, worein der Herzog in den ersten drei Jahren seiner Regierung gerieth, belief sich über drei Tonnen Goldes, dabei war er eben so gleichgültig, als wenn er eine Partie im Schach verlor. Den

letzten Sommer mußte er noch zu allem Einkommen, Land- und Trankfsteuer, auf über 80,000 Gulden borgen."

„Seinen Räthen und sonderlich dem Kanzler war dabei nicht wohl zu Muthe. Dies war Dr. Marcus Gerstenberg *). Ihnen wurde allmälig bange, sie möchten von des Herzogs Bruder Johann darüber zur Rechenschaft gezogen werden, da er das zwanzigste Jahr erreicht nnd nach dem 1587 gemachten Vergleiche der Schuld halber auf eine Sonderung dringen konnte. Sie hatten es auch wirklich Ursach. Ihre Saumseligkeit bei Abhörung und Durchgehung der Rechnungen war wenigstens Schuld daran, daß sich der herrschaftliche Unrath in einem fort gehäuft, ohne daß sie und der Herzog eigentlich wissen konnten, wo er stecke, wie weit er gekommen und wiefern er noch zu hemmen sei 2c. 2c."

„Am 21. Juni 1590 ward ein Vergleich zwischen den beiden Brüdern errichtet." Der künstliche Anstrich des neuen Schuld-Gräuels zeigte, daß er von Gerstenberg's geschickter Hand ist. Es hieß da unter andern: „Das Fürstenthum der beiden Herren Brüder sei noch mit etlichen alten Schulden beladen, welche mehrentheils noch von Alters her auf der Rentkammer verschrieben gewesen, einestheils auch bisher

*) Er starb 1623 als Geheimer Rath bei Kurfürst Johann Georg I. von Sachsen, in Weimar und Altenburg sehr reich mit Gütern angesessen — mit seinen Söhnen erlosch 1657 sein Geschlecht wieder.

zu Erkaufung etlicher Güter, Verfertigung der Gebäude, Reisen Herzog Johann's, angewandten Anlehen u. dergl. fürgenommen worden 2c. Man habe sich brüderlich verglichen, daß kein Theil ferner Schulden machen wolle 2c., man habe sich aller unnöthigen Ausgaben gänzlich entschlagen und darauf die Steuer, so von der Landschaft verwilligt, dergestalt ausgesetzt, daß solche 2c. zur Bezahlung der Schulden gebraucht werden sollten 2c. 2c."

Die coburgische oder fränkische Linie starb 1638 während des dreißigjährigen Krieges aus und ihre, wie erwähnt, mit fast $1^1/_2$ Million Gulden Schulden beschwerten Besitzungen fielen der thüringischen Linie zu. Diese thüringische Linie theilte sich zuerst in die Linien Altenburg und Weimar, von denen die erstere, deren Stifter der geschilderte Friedrich Wilhelm I. war, 1672 mit Friedrich Wilhelm III. seinem Enkel ausstarb.

Zwischen Friedrich Wilhelm I., dem Stifter der Linie Altenburg und der Kur Sachsen Administrator und Friedrich Wilhelm III., mit dem die Linie Altenburg ausging, liegt ein Friedrich Wilhelm II., der während der Zeiten des dreißigjährigen Kriegs 1639—1669 regierte. Daß das Wohlleben an seinem Hofe nach den Kriegsdrangsalen und mit wiederhergestelltem Frieden wieder in vollem Zuge gewesen sei, bezeugt ein drolliges Document, daß ein Brandenstein ausstellte, darin er sich reversirte, sechs Wochen lang weder zu Altenburg noch anderweit „nicht mehr sich zu betrinken:"

„Demnach ich Endes Verzeichneter wegen gestrigen übertriebenen Trunks, wodurch ich leicht um Leib und Leben, meinem armen Weib und Kind zum höchsten Schaden hätte kommen sollen, mich nunmehr resolvirt habe, zwischen hier und Jacobi (25. Juli) mich mit dergleichen Laster niemals zu überladen, auch zu desto steifer und fester Haltung derselben, da ich mich etwa binnen dieser Zeit darzu veranlassen dürfte, verpflichte ich mich zu allenmalen ein paar gute Maulschellen von meinem gnädigen Herrn, oder weme es ihre F. G. jemandes von den ihrigen anbefehlen wollte, zu erhalten, oder mich sonsten mit einer ungewöhnlichen Adelichen Strafe belegen zu lassen. Zu mehrerer Bekräftigung habe ich solches eigenhändig unterschrieben. Altenburg, den 9ten Juni 1652.

(L. S.) Wolf Dietrich von Brandenstein."

„Darbey ist zu gedenken, daß, wenn es auch anderweit geschehen sollte, ich mich gleichwohl zu ebenmäßiger Strafe erkenne."

Während die Linie Altenburg ausstarb, blühte Weimar fort und theilte sich mit den Söhnen Herzog Johann's, der 1605 starb, Wilhelm und Ernst dem Frommen in die zwei noch blühenden Häuser: Weimar und Gotha.

Herzog Wilhelm von Weimar und Herzog Ernst der Fromme hatten noch neun Brüder und unter diesen ward ein Prinz mit dem Unglücksnamen Johann Friedrich in ganz besonderer Beziehung tragisch merkwürdig: er ward noch unglücklicher als

sein in der Custodie in Oestreich gestorbener Großoheim und sein bei Mühlberg gefangener Urgroßoheim. Röse, der Biograph Herzog Bernhard's, hat auch von ihm eine Biographie geliefert.

Wie Herzog Ernst sich durch seine Frömmigkeit auszeichnete, wurde Johann Friedrich gerade durch das Gegentheil berüchtigt. Er gehörte zu denen, die, wie der französische Marschall von Luxemburg, ein Pactum mit dem Teufel nach der Volksmeinung abgeschlossen hatten und die, wie die superstitiöse Sprache jener Zeit es ausdrückte, der Teufel denn auch wirklich holte. Dieser Johann Friedrich von Weimar war geboren 1600, und widmete, wie seine Brüder, im Anfang des dreißigjährigen Kriegs seinen Degen der Sache der Protestanten. Auf seinen Erbgütern Ichtershausen, Reinhardsbrunn und Tambuchshof ergab er sich der schwarzen Kunst, mied den Umgang mit seinen Brüdern und den öffentlichen Gottesdienst, ging nie zum Abendmahl, bestritt die Fortdauer der Seele nach dem Tode und meinte, das Dasein eines Gottes lasse sich nicht beweisen. Er las die Schriften des Paracelsus, Cardanus und anderer Magier, suchte sich alle Zauberbücher und Segenssprüche zu verschaffen, mittelst welcher er die Stärke von zwölf Mann gewinnen, sich schußfest und unsichtbar machen wollte und gab sich diesen und andern geheimnißvollen Praktiken oft bis zwei Uhr Nachts hin. Zuletzt dingte er geradezu den Teufel, vor der Hand wahrscheinlich nur nach der in Faust's Höllenzwang und ähnlichen Büchern ent-

haltenen Anweisung, wobei die Seele nicht Gefahr laufe, wenn man nur vorsichtig sei. Im Jahre 1625 trat er in die Dienste König Christian's IV. von Dänemark, der damals den Oberbefehl der Protestanten gegen Kaiser und Liga führte und in dessen Heere sich bereits sein älterer Bruder Johann Ernst und der jüngste, der berühmte Bernhard befanden. Bei einer Aufwartung in den Gemächern des Königs bekam er mit seinem Bruder Bernhard und dem Pfalzgrafen von Birkenfeld ärgerliche Händel, so daß Johann Ernst, als dänischer Generallieutenant, vom Könige angewiesen wurde, ihn zu verhaften. Johann Friedrich, der die verlangte Ablieferung des Degens für eine unaustilgbare Schande ansah, wehrte sich wie ein Verzweifelter und versuchte sogar zuletzt in die Weser zu springen. In einer sofort aufgesetzten schriftlichen Eingabe an den König klagte er seinen Bruder an mit ihm wie mit einem Hunde, nicht wie mit einem Cavalier umgegangen zu sein und setzte bei, da man ihm seine Ehre geraubt, solle man ihm lieber vollends den Kopf vor die Füße legen, die Urheber der That aber hätten es zu verantworten, daß es mit ihm auf's Aeußerste gekommen und er nun des Teufels werden müsse.

In Folge dieses Auftritts wurde Herzog Johann Friedrich vom protestantischen Heere weggeschickt, wo ohnehin schon schlimme Gerüchte über seinen Umgang mit dem Teufel ihn verrufen gemacht hatten. Er kehrte nun nach Ichtershausen zurück. Hier versank er in düstere Schwermuth und in kör-

perliches Leiden, so daß er sich, einem Briefe an seinen Bruder Herzog Wilhelm zufolge, den Tod wünschte. Er machte einen vereitelten Versuch, zu dem katholischen Heere zu entfliehen, wobei ein Mensch von ihm niedergestoßen wurde. Er schoß mehremale auf die Bauern in Ichtershausen und beging andere von halbem Wahnsinn zeugende Streiche. Endlich gelang es ihm im April 1627 zu den Ligisten zu entfliehen. Aber auch hier gerieth er und zwar gleich im Augenblick seiner Ankunft in Händel und stieß einem Offizier den Degen durch den Leib. Tilly ließ ihn nach der Festung Erichsburg im Fürstenthum Calenberg bringen, was wieder nur unter wüthendster Gegenwehr von seiner Seite vollzogen werden konnte. Der Hof zu Weimar erwirkte hierauf seine Auslieferung von Tilly. Man brachte ihn nach Thüringen und wies ihm vorerst in dem ehemaligen Kloster Oldisleben ein Gefängniß an. Hier stand er einmal vom Bett auf, sah in die Winkel des Zimmers, murmelte in einen jeden derselben unverständliche Worte hinein, sprach leise zum Fenster hinaus und horchte aufmerksam wie in Erwartung einer Antwort. In der darauffolgenden Nacht hörten die Wächter ein starkes Toben unter dem Gefängniß. Der Herzog aber äußerte sich am Morgen lachend gegen die Aufwärter über das Geräusch und schüttelte seine Ketten mit Gewalt. Zur Ruhe ermahnt, sagte er: „Es soll und muß so sein, ich will euch sagen, warum ich solches thue. Man hat mir vergangene Nacht zugerufen, ich solle mich losmachen, sonst würde ich für einen schlech-

ten Kerl gehalten." Gegen Abend, als er sich vor der Belauerung sicher glaubte, hüllte er sich in seinen Mantel ein, winkte mit Kopf und Händen nach dem Fenster und gebehrdete sich so, als ob Jemand neben ihm sitzend, mit ihm spräche. Darauf ordnete der Beichtvater eine Betstunde in der Wachtstube an. Wie man die Worte sang: „für dem Teufel uns bewahr," sprang der Herzog wüthend auf und tobte. Später rief er den Bösen oftmals unter dem Namen Hippokras oder Herman und wenn derselbe nach seiner Meinung sich eingefunden hatte, überschüttete er ihn mit Vorwürfen. Der Oberaufseher, ein Herr von Sandersleben, bezeugte, daß er einst einen heftigen Streit zwischen dem Gefangenen und dem Unsichtbaren in französischer Sprache gehört habe, der anhielt, bis der Beichtvater wiederum eine Betstunde anordnete. Beim Gesang: „Gott der Vater wohn' uns bei" sei dann der Herzog wiederum wie rasend gegen die Thüre gerannt.

Von Oldisleben ward Johann Friedrich im Verlaufe einiger Wochen nach Weimar versetzt. Für seinen neuen Kerker wurden neun Bürger vereidigt, ihn bei Todesstrafe zu bewachen, alle seine Reden und Bewegungen zu beobachten und bis zu seiner Todesstunde nichts von dem, was sie vernehmen würden, jemand anders, als ihren Vorgesetzten zu offenbaren. Die Wachtstube ward mit Kanzel und sonstiger Einrichtung für den Gottesdienst versehen und von nun an täglich von den Geistlichen Beschwörungsformeln abgelesen, gepredigt, gebetet und gesungen. Der

Gefangene antwortete auf dieses Alles bald mit Hohn, bald mit Zorn. Er zerriß mehreremale die schweren Ketten, die man ihm angelegt hatte. Endlich im October 1627 legte er das Geständniß ab, sich dem Teufel mit seinem Blute verschrieben zu haben. Am andern Morgen fand man ihn todt, mit dem Gesicht gegen die Erde gekehrt, in gekrümmter Stellung, eine blutende Wunde in der Seite.

Die Wächter des Herzogs wurden sofort am weimarischen Hofe in Dienst aufgenommen, was verschiedenen Auslegungen über die wirkliche Art seines Todes Raum läßt. Das Haus, wo er gestorben war, blieb bis auf die neueste Zeit verrufen wegen seines umwandelnden Gespensts, das das löschpapierene Gesicht im Volke genannt wurde.

Ich kehre nun zu den Brüdern dieses unglücklichsten unter den drei Johann Friedrichen zurück, zu denen, von denen die jetzt noch bestehenden ernestinischen Häuser Sachsens ihren Ursprung ableiten.

Stifter des Hauses Weimar war Herzog **Wilhelm**, der bis 1662 regierte. Seine Nachkommen theilten sich wieder in die drei Linien Weimar, Eisenach und Jena. Jena starb aus 1690, Eisenach 1741.

Stifter des Hauses Gotha war Herzog **Ernst der Fromme**, der bis 1675 regierte. Seine Nachkommen theilten sich wieder in sieben Linien Gotha, Coburg, Meiningen, Römhild, Eisenberg, Hildburghausen und Saalfeld. Von diesen

sieben Linien starben vier wieder aus: Coburg 1699, worauf Saalfeld den Titel Coburg annahm, Eisenberg 1707, Römhild 1710 und Gotha 1825, worauf Coburg den Titel Coburg-Gotha annahm.

Der Hof zu Weimar.

Sachsen-Weimar.

Herzog Wilhelm,

gestorben 1662.

Herzog Wilhelm, der Stifter des Hauses Weimar, geboren 1598, war ein Zwilling, sein Zwillingsbruder starb bei der Geburt. Seinen Vater Johann verlor er im siebenten Jahre, die Mutter Dorothea Marie von Köthen erzog ihn. Er war der fünfte von den elf Brüdern, die, was als größte Merkwürdigkeit auszuzeichnen ist, nach einander geboren wurden, und unter denen Ernst der Fromme, der neunte Bruder, der Stifter des Hauses Gotha und der berühmte Bernhard von Weimar, der jüngste elfte Bruder, den größten Namen sich machten, der achte Bruder mit dem Unglücksnamen Johann Friedrich aber durch sein tragisches Schicksal merkwürdig geworden ist. Neun Brüder, alle, außer Ernst, starben vor Herzog Wilhelm, außer Bernhard noch zwei im dreißigjährigen

Kriege: der älteste Johann Ernst, der sich mit dem Grafen Mansfeld zu Bethlen Gabor gerettet, 1626 in Ungarn, im Begriff einen neuen Feldzug in Schlesien zu machen. Der dritte Bruder Friedrich focht ebenfalls bei Mansfeld und bei Braunschweig, als diese sich nach den Niederlanden warfen: Friedrich fiel auf dem Marsch dahin 1622 bei Fleury. Mit ihm hatte Herzog Wilhelm 1617 eine Reise nach den Niederlanden und 1618 nach Frankreich gemacht.

Auch Herzog Wilhelm wurde ein Hauptheld des dreißigjährigen Kriegs: es leitete ihn, indem er seinen Degen der Sache der Protestanten widmete, die geheime Hoffnung, die Kur wieder erstreiten zu können. Er diente zuerst unter Kurfürst Friedrich von der Pfalz, König von Böhmen und wohnte der unglücklichen Schlacht bei Prag bei, 1620: er focht im Sterne des königlichen Thiergartens mit solchem Heldenmuthe, daß von den 2000 Mann seines Regiments Herzog von Weimar nur 26 Mann übrig blieben. Sodann focht Herzog Wilhelm in Gemeinschaft mit dem Grafen Mansfeld und dem Markgrafen Georg Friedrich von Baden-Durlach: mit diesem wohnte er dem Treffen bei Wimpfen bei 1622. Darauf trat er in den Dienst Herzog Christian's von Braunschweig, des bekannten abentheuerlichen Bischofs von Halberstadt. Gefangen bei dessen Niederlage 1623 bei Stadtlo im Stifte Münster durch Tilly, ward er nach Neustadt bei Wien gebracht, 1625 aber nach siebzehn Monaten vom Kaiser durch des Kurfür-

sten von Sachsen Vermittelung nach gethanem Fußfall — worauf er Kaiser Ferdinand II. bei der Tafel das Handtuch gereicht — wieder freigelassen und lebte seitdem ohne Theilnahme am Kriege in Weimar. Erst als 1631 Gustav Adolf nach Deutschland kam, verband er sich mit diesem nach dem Siege bei Breitenfeld zu Halle, eroberte Erfurt und das Eichsfeld und nahm dann an dem Zuge des Schwedenkönigs an den Lech, wo Tilly fiel, an dem Siegeseinzug in München und an dem blutigen Sturme des Lagers Wallenstein's bei Nürnberg Theil. Hier endeten die Kriegsunternehmungen Herzog Wilhelm's, er begab sich seiner geschwächten Gesundheit halber zurück nach Erfurt, das Commando seiner Truppen überließ er seinem Bruder Bernhard. Nach dem Tode Gustav Adolf's in der Lützner Schlacht ward Herzog Bernhard von Oxenstierna zum Herzog von Franken erhoben, Herzog Wilhelm erhielt das Eichsfeld. Aber nach dem Verluste der Nördlinger Schlacht 1634 trat Herzog Wilhelm dem 1635 von Kursachsen mit dem Kaiser geschlossenen Frieden zu Prag bei. Alle Pläne des weimarischen Hauses auf Ausdehnung seiner Macht in Thüringen und Franken vereitelte die Vergiftung des Helden Bernhard im Jahre 1639, eben als er sich ein neues Fürstenthum im Elsaß erkämpft hatte.*) Im westphälischen Frieden

*) Die Geschichte des Herzogs Bernhard von Weimar als im wesentlichen Zusammenhange mit dem dreißigjährigen Kriege stehend, ist in der Darstellung dieses Kriegs bei der Geschichte des östreichischen Hofes aufgenommen Bd. IV. S. 58—68.

erhielt Weimar nichts, das Eichsfeld hatte wieder an das Erzstift Mainz gegeben werden müssen, dieses Erzstift erwarb auch 1664 den Hauptplatz Thüringens Erfurt.

Die Hauptperson, durch die die Geschäfte am weimarischen Hofe gingen, war der Geheime Rath Samuel Göchhausen, der 1658 starb, von der Familie, der die bekannte Hofdame unter Carl August und Göthe angehörte.

Vier Jahre nachher 1662 starb Herzog Wilhelm vierundsechzig Jahre alt, nachdem er seit 1651 an die Stelle des 1618 durch Verwahrlosung eines Alchemisten abgebrannten Schlosses zu Weimar, die Wilhelmsburg gebaut hatte, ein stattliches Schloß mit Wällen, Außenmauern und Wassergräben umschlossen, das 123 Jahre gestanden hat und erst unter Carl August, ein Jahr ehe Göthe nach Weimar kam, 1774 abbrannte.

Herzog Wilhelm hinterließ von seiner Gemahlin Eleonore Dorothea von Dessau eine Prinzessin, die mit dem Herzog Moritz von Sachsen-Zeiz vermählt ward und vier Prinzen, von denen Johann Ernst in Weimar folgte; Adolf Wilhelm erhielt Eisenach, starb aber schon 1669 und nun fiel Eisenach an den dritten Bruder Johann Georg; der vierte jüngste Prinz Bernhard ward der Stifter der Linie Jena, die schon mit seinem Sohne wieder ausging, worauf Jena 1690 an Eisenach kam.

Johann Ernst,
1662—1683.

Herzog Johann Ernst, geboren 1627, war der älteste Sohn und Nachfolger des Stifters des Hauses Weimar, Herzog Wilhelm's. Sein Lehrer war der berühmte Friedrich Hortleder, aus dem Magdeburgischen gebürtig, der aus den Urkunden des weimarischen Archivs die Geschichte des schmalkaldischen Kriegs herausgab und als weimarischer Hofrath 1640 starb. Johann Ernst machte darauf 1646 mit seinem Hofmeister, dem nachmaligen Geheimen und Kammerrath Eustachius von Brink die Reise durch die Niederlande, Frankreich und Italien, erkrankte aber zu Caen an den Blattern, und zwar zu derselben Zeit, als seine Geschwister dieselbe Krankheit zu Weimar überfallen hatte, was dazumal als ein Hauptbeweis von der Macht der Sympathie angesehen wurde.

Fünfunddreißig Jahre alt 1662 trat Johann Ernst die Regierung in Weimar an, regierte einundzwanzig Jahre und starb 1683. Eine Hauptfigur an seinem Hofe machte sein Geheimer Rath, der berühmte Rechtsprofessor und Ordinarius zu Jena Georg Adam Struve. Er ist der Ahnherr der in unsern Tagen vielgenannten deutsch-russischen Familie Struve. Er stammte aus dem Magdeburgischen von einem Mühlenvoigt ab und war ein von den deutschen Fürsten weit und breit, wie später Pütter in Göttingen, consultirter Mann, der durch eine ungeheure körperliche sowohl als geistige Fruchtbarkeit sich einen Namen gemacht hat: er hinterließ aus zwei Ehen

sechsundzwanzig Kinder und dreißig Enkel, Bücher hat er noch ungleich mehrere hinterlassen. Er starb 1692, zwei Jahre nach dem Anfall von Jena an Weimar. Sein Sohn Burkhard Gotthelf Struve war Hofrath und Historiograph zu Weimar und einer der Begründer der Literarhistorie in Deutschland, der Verfasser der Bibliotheca historica, die zum erstenmal das große historische Material, das sich in fast drei Jahrhunderten seit Erfindung der Buchdruckerkunst aufgehäuft hatte, zu einer Uebersicht brachte, die später andere Gelehrte, Buder und Meusel fortgesetzt haben. Burkhard Gotthelf hatte einen Sohn, der Professor in Kiel war und dieser wieder einen Sohn, der russischer Staatsrath und Resident zu Regensburg bei dem deutschen Reichstage war, 1802 zu Greitz starb und zuerst den von Rußland ertheilten Adel geführt hatte. Sein Sohn war wieder russischer Staatsrath und Chargé d'affaires zu Carlsruhe und starb 1828. Dessen Sohn endlich ward auf ganz andere Weise, wie seine Vorfahren bekannt: es war der Phrenolog und Führer des badnischen Aufstands Gustav von Struve, früher oldenburgischer Legationssecretair zu Frankfurt, später Advocat in Mannheim und jetzt nach America emigrirt. Der Bruder des Carlsruher Gesandten war russischer Gesandter in Hamburg, in welchem Posten ihm sein Sohn, der gegenwärtige russische Gesandte folgte: dessen Schwester war die bekannte Schriftstellerin Therese von Bacheracht, die eine kleine Zeit die Geliebte Gutzkow's war und

1852 als Frau von Lützow auf der Insel Java gestorben ist.

Vermählt war Herzog Johann Ernst seit dem Jahre 1656 mit Christina Elisabeth von Holstein-Sonderburg: er hinterließ von ihr zwei Prinzen Wilhelm Ernst und Johann Ernst und drei Prinzessinnen, von denen eine als Aebtissin von Quedlinburg starb, die andere an den Fürsten von Schwarzburg-Sondershausen und die dritte an Herzog Philipp von Sachsen-Merseburg vermählt ward.

Wilhelm Ernst mit seinem Bruder Johann Ernst und seinem Neffen Ernst August.

1683—1728.

Auch die Prinzen Wilhelm Ernst, geboren 1662 und Johann Ernst, geb. 1664, machten, wie ihr Vater in den Jahren 1679 bis 1680 die große europäische Tour. Wilhelm Ernst regierte, da noch kein Erstgeburtsrecht eingeführt war, gemeinschaftlich mit seinem Bruder Johann Ernst und als dieser 1707 starb, mit dessen Sohne Ernst August.

Wegen dieser Mitregentschaft entstanden eine Menge Streitigkeiten, da Wilhelm Ernst ein zwar eifrig theologischer, gestreng lutherischer, aber über sein fürstliches Ansehn sehr eifersüchtig wachender Herr war. Sein Neffe Ernst August, mit dem es freilich nicht ganz richtig im Kopfe stand, stand völlig unter seiner Leitung. Ein halbes Jahr nach seinem Regierungsantritt hatte Wilhelm Ernst sich mit seiner Cousine

Charlotte Marie, der einzigen Tochter seines Oheims Herzog Bernhard von Jena vermählt, die Ehe war ohne Kinder und ward nach sieben Jahren 1690 durch Scheidung getrennt. Darauf führte der Neffe Ernst August, der seit 1716 vermählt war und Kinder hatte, im Jahre 1724, vier Jahre vor dem Tode seines gestrengen Oheims, mit Zustimmung desselben das Primogeniturrecht im Hause Weimar ein.

Der Hof zu Weimar war unter Wilhelm Ernst so eifrig lutherisch, wie sein Herr war. Der Herzog hielt alltäglich regelmäßige Betstunden, es mußten alle Diener, die die Aufwartung bei ihm hatten, in seinem Gemach laut die Bibel lesen und die Gebete nach der Ordnung verrichten, der Herr pflegte sie auch aus den angehörten Predigten genau zu examiniren. Der Hof war so still, daß regelmäßig im Sommer neun, im Winter acht Uhr Abends Küche und Keller geschlossen und sämmtliche Dienerschaft entlassen wurde. Der Herzog überwachte alle seine Leute streng, hielt auf pünktlichste Ordnung und war so aufmerksam, daß er jeden seiner Diener im Vorgemach an Gang und Auftritt von seinem Zimmer aus unterscheiden konnte. Eine seiner größten Herzensfreuden war, einen großen Predigercötus in ihrem schwarzen Predigerschmucke versammelt um sich zu sehen. Sein Oberhofprediger und Geheimer Ober-Kirchen- und Consistorialrath war auch ein Reichsbaron, einer von dem Erbkammerthürhütergeschlecht des h. Römischen Reichs, der Baron und Dr. der Theologie Hans Friedrich von Wer-

thern auf Wiehe in der goldnen Aue, der ihn um ein Jahr überlebte. Demnächst war der fromme Herr ein großer Liebhaber der Musik, er hielt sich eine Kapelle von sechzehn Musikern in Heyducken-Habit. 1696 ward das erste Opernhaus in der Wilhelmsburg erbaut und an seinem achtunddreißigsten Geburtstage 19. Oct. 1696 eingeweiht mit der raren Oper: „Von der denen lasterhaften Begierden entgegengesetzten tugendlichen Liebe." Endlich war der fromme Herr auch noch ein großer Blumenliebhaber: den Schloßzwinger, wo sonst wilde Bestien gehalten worden waren, ließ er in einen anmuthigen Lustgarten umschaffen, er hielt darauf, Jahr aus, Jahr ein, alle Tage, einen frischen Blumenstrauß und schöne Früchte zu haben. Im Jahre 1706 ward das später durch die Feste in der Göthe-Periode so berühmt gewordene Lustschloß Ettersburg erbaut.

Noch erwarb sich Wilhelm Ernst den Ruhm, die Bibliothek zu Weimar ansehnlich vermehrt und den Grund zu dem berühmten sächsischen Münzcabinet in Weimar gelegt zu haben. Die Vermehrung der Bibliothek erfolgte besonders durch den Ankauf der Bücher des Professors Schurzfleisch in Wittenberg und der des Dichters Logau in Schlesien. Das Münzcabinet ordnete der Polyhistor Tentzel, der Historiograph des Hofs, der Verfasser der Saxonia numismatica, der 1707 unverheirathet und in drückender Armuth starb, obgleich er den Hofrathstitel geführt hatte. Sein Nachfolger als herzoglicher Historiograph und Hofrath war der Sohn des Ahnherrn

der deutsch-russischen Familie Struve, der oben schon genannte Literarhistoriker Burkhard Gotthelf Struve. Ich erwähne noch, daß der Archivar Müller unter der Regierung Herzog Wilhelm Ernsts die bekannten „Annalen des Hauses Sachsen" herausgab; sein Sohn, ebenfalls Archivar, war der Lehrer Ernst August's.

Herzog Wilhelm Ernst starb im J. 1728, sechsundsechzig Jahre alt.

Ernst August,

1728—1748.

Personalien dieses wunderlichen Herrn. Weimarischer Hofbericht von Baron Pöllnitz von 1730. Durch die Furcht vor einem Duell abgenöthigte zweite Heirath mit Charlotte von Baireuth. Verordnungen gegen das Raisonniren der Unterthanen bei Zuchthausstrafe, gegen die Frauenzimmerseuche bei Hofe und gegen die Hochmuthsseuche der Räthe. Rescript über die Teller mit Feuerpfeilen, zu Löschung der Feuersbrünste zu brauchen. Correspondenz über das wahre Philosophenlicht der Natur und die wahren Ruthengänger zu Aufhülfe des Ilmenauer Bergbaus. Cavallerie- und Artillerieexercitien im zweiten Stock der Wilhelmsburg. Der Falkenorden. Belvedere und Dornburg. Ausländer an der Spitze von Hof und Staat.

Herzog Ernst August war einer der originellsten kleinen deutschen Fürsten des achtzehnten Jahrhunderts. Er war bereits vierzig Jahre alt, als er die Allein-Regierung antrat, die Einschränkung, in der ihn sein Oheim bei der gemeinschaftlichen Regierung gehalten hatte, hatte die Sonderbarkeit seines Charakters ausgebildet. Er war auf eine ganz eigenthümliche Weise ausgezeichnet durch seine ungemeine Hagerkeit und durch eine Reizbarkeit, Wunderlichkeit,

Heftigkeit und Empfindlichkeit, von der die seltsamsten Dicta und Facta ausgeboren wurden. Gleich im ersten Regierungsjahre lud er Zinzendorf zu sich und zog ihn sogar über Regierungssachen zu Rathe, aber auf die Anmuthung des Grafen: „dem Herrn auf den Knieen nachzukriechen" antwortete er: „man müsse nur den Kopf nicht hängen." Später verfolgte er seine eigenen Wege, um zum „Lichte der Natur" vorzudringen. Baron Pöllnitz sah ihn kurz nach seinem Regierungsantritt und beschreibt ihn in seinen Memoiren folgendergestalt:

„Der Herzog wohnt wenig in seiner Hauptstadt, seine gewöhnliche Residenz ist ein Lustschloß in der Nähe von Weimar. Er hat es Belvedere genannt*) wegen der verschiedenen schönen Gegenstände, die in den Zimmern des ersten Geschosses zu sehn sind. Das Schloß ist klein, seine Hauptschönheit ist seine reizende Lage. Die Gärten, die nach sehr guten Zeichnungen ausgelegt sind, werden schön werden, eben so die Fasanerie und Menagerie, wo man alle Arten indianische Vögel sieht."

„Der Herzog ist Wittwer von einer Prinzessin von Anhalt-Cöthen **), die eine Frau von ausgezeichnetem Verdienst gewesen sein soll. Sie hat ihm einen Sohn und drei Töchter hinterlassen. Der junge Erbprinz ***) ist zehn Jahre alt. Er hört und spricht nur mit Mühe und ist dabei von einer sehr delikaten

*) Erbaut im J. 1730.
**) Gestorben 1726.
***) Johann Wilhelm, geb. 1719, gest. 1732.

Gesundheit. Die Aerzte sagen, daß das nichts zu bedeuten habe und daß ihm mit der Zeit die Leichtigkeit im Sprechen kommen werde. Ich zweifle daran und glaube vielmehr, daß ihn die Schüler Aesculaps zur andern Welt befördern werden. Auf diesem Kinde beruht die ganze männliche Nachkommenschaft des Hauses Weimar. Der Herzog von Sachsen-Eisenach, der nächste Verwandte, hat keine Kinder, dergestalt, daß beide Länder Weimar und Eisenach auf dem Punkte sind, an das Haus Sachsen-Gotha zu fallen. Die Unterthanen des Herzogs von Weimar liegen ihm sehr an, sich wieder zu verheirathen, aber es scheint nicht, als ob der Herzog daran denke, ihnen zu Willen zu sein. Ich habe öfters von ihm sagen hören, daß wenn man seine Feindschaft haben wolle, man ihm nur von Heirath sprechen müsse."

„Kein Mensch wird es wagen, nach Belvedere zu gehen, ohne dahin gerufen worden zu sein. Nur alle Montage ist es den Leuten aus den niedern Ständen erlaubt, ihre Bittschriften dem dienstthuenden Secretair zu übergeben, der sie sodann dem Herzog zustellt. Die Personen von Stande, fremde sowohl als einheimische, lassen sich durch den Hofmarschall anmelden und es wird ihnen nur selten die Vorstellung abgeschlagen."

„Für gewöhnlich hat der Herzog in Belvedere keine andere Gesellschaft als zwei Fräulein von Stande, die er „seine Ehrenfräulein" nennt und drei bürgerliche Mädchen, die er seine Kammerfrauen nennt, einen Major von seinen Soldaten und den Gardeoffizier, der ein Lieutenant oder ein Fähndrich ist. Mit diesen

Personen bringt der Herzog seine Zeit zu. Er ist frühzeitig wach, steht aber sehr spät auf: er nimmt seinen Thee im Bett und spielt darin bisweilen Violine, manchmal läßt er seine Architekten und Gärtner kommen, mit denen er sich beschäftigt zu zeichnen. Auch kommen seine Minister, um mit ihm über die Geschäfte zu sprechen. Um Mittag steht er auf. Sobald er angekleidet ist, sieht er die Wachtparade aufziehen, die aus dreiunddreißig Mann besteht und die ein Lieutenant oder ein Fähndrich commandirt. Er läßt die Soldaten exerciren und corrigirt sie selbst, wenn sie einen, Fehler machen. Darauf macht er einen Spaziergang und um zwei oder drei Uhr setzt er sich zur Tafel. Die beiden Ehrenfräulein, der Stallmeister, der Major der Gardeoffizier und die Fremden, wenn deren da sind, werden zur Tafel gezogen. Das Diner dauert lange, manchmal drei, vier und fünf Stunden. Man trinkt dabei sehr stark und der Herzog spricht viel, aber die Unterhaltung erstreckt sich gewöhnlich über wenig angenehme Gegenstände. Nach dem Diner wird der Kaffee genommen, der Herzog zieht sich auf einige Augenblicke zurück, dann spielt er mit den beiden Ehrenfräulein und dem Major Quadrille; manchmal raucht er auch blos und öfters zieht er sich in sein Zimmer zurück, wo er sich bis zum Schlafengehen mit Zeichnen und Violinspielen unterhält."

„Wenige Wochen vergehen, wo der Herzog nicht wenigstens ein oder zweimal die Standespersonen seines Hofes und alle Offiziere seiner Armee einladen

läßt. Es werden da zwei große Tafeln gehalten. Man dinirt, spielt, soupirt und zuletzt tanzt man bis zum Morgen."

Die Markgräfin von Baireuth entwirft von diesem hagern, sonderbaren Herrn in ihren Memoiren eine Schilderung bei der Gelegenheit der zweiten Vermählung desselben mit ihrer Schwägerin, der Prinzessin Charlotte von Baireuth, die, nachdem der Erbprinz 1732, dreizehnjährig gestorben war, 1734 geschlossen wurde.

„Die Prinzessin Charlotte, erzählt die Markgräfin, war bis zum Einsperren verrückt. Zuweilen hatte sie so schwarze Launen, daß sie von Zeit zu Zeit wüthend ward. Der Markgraf, ihr Vater, mußte sie damals schlagen, sonst kam kein Mensch mit ihr aus. Die Aerzte behaupteten, diese Tollheit hätte ihren Grund in einem zu verliebten Temperamente und das einzige Heilungsmittel für sie sei die Ehe. Sie urtheilten ganz richtig, wie sich aus mehreren Umständen, die ich hier nicht auseinandersetzen kann, erwies: früh und Abends erschien sie öffentlich und die übrige Zeit ließ man sie nicht aus den Augen. Wenn sie einen Mann sah, lachte sie und machte ihm Zeichen, man suchte dem Dinge immer eine schickliche Wendung zu geben und veranstaltete es immer so, daß sich Damen ihr gegenüber befanden, so daß sie sich nicht zu vergessen in Gefahr kam."

„Der Herzog von Weimar hatte seit langer Zeit Absichten auf sie. Er galt immer dafür in seiner Art eben so närrisch zu sein, wie die Prinzessin in

der ihrigen, so daß sie vollkommen zu einander paßten."

„Der Herzog kam nach Baireuth, wie Nicodemus in der Nacht; denn er ließ seine Ankunft nur wenige Stunden vorher melden. Er ist klein und mager, wie ein Klepper, er stellte sich mir sehr artig vor, und den ersten Tag fand ich nichts Lächerliches an ihm. Den andern Tag zeigte er sich ein wenig mehr. Er unterhielt mich zwei Stunden lang mit so groben Lügen, daß er sie unmöglich wo anders, als in der Schule des Teufels so keck hatte vorbringen lernen. Zu Mittag rief ich alles zusammen, was ich von toller Musik auftreiben konnte, Trompeten, Pauken, Pfeifen und Dudelsäcke, Hörner, Jagdhörner, was weiß ich Alles? Des Herzogs Narrheit kam nun bald zum Vorschein, er legte sie in vollem Glanze vor Augen, so daß man ihn hätte für besessen halten sollen. Er stand vom Tische auf, spielte selbst die Pauken, strich die Geige, tanzte, sprang und beging alle mögliche Thorheiten. Nach Tische führte ich ihn mit dem Prinzen von Coburg, der zugegen war, der Prinzessin Charlotte und meinen Damen in mein Cabinet."

Es ist nun höchst ergötzlich weiter bei der Markgräfin zu lesen, wie der Herzog von Weimar dazu gebracht wurde, die Prinzessin Charlotte zu heirathen. Der Herzog prahlte damit, daß der Markgräfin Vater, der König Friedrich Wilhelm I. von Preußen, sie selbst ihm zur Gemahlin angetragen, er aber, da er sie nicht gekannt, sie ausge-

schlagen habe. Darauf trug ihm die Markgräfin, um ihm für den Schimpf dieser Ausschlagung Satisfaction zu geben, ihre Schwägerin an. Der Herzog wollte sie umarmen, sie stieß ihn aber zurück. „Schwerenoth, die ist stolz, rief er, aber sie gefällt mir und ich bin es zufrieden." Man nahm ihm darauf sein Versprechen ab. Sogleich wurden die Kanonen gelöst und die Glückwünsche unverzüglich angenommen. Aber schon am folgenden Morgen hatte der Herzog sich wieder anders besonnen, er wollte die Sache nur als einen Scherz betrachten, er blieb am Hochzeitabend aus. Der Erbprinz von Baireuth, der Gemahl der Markgräfin, sah sich genöthigt, dem Herzog Angst einzujagen, er drohte ihm, sich mit ihm zu schlagen. Da endlich begab sich der Herzog in das hochzeitliche Gemach.

Der höchst wunderliche Charakter dieser weimarischen Durchlaucht läßt sich schon aus dieser von der Markgräfin von Baireuth erzählten Heirathsgeschichte ersehen. Völliger erkennt man ihn aus den höchst seltsamen Fassungen der Verordnungen, die er erließ. Eine Verordnung von Sr. Durchlaucht, aus Belvedere vom 3. Nov. 1736 lautete also: „Das vielfältige Raisonniren der Unterthanen wird hiermit bei halbjähriger Zuchthausstrafe verboten und haben die Beamten solches anzuzeigen, maaßen das Regiment von Uns und nicht von denen Bauern dependirt und wir keine Raisonneurs zu Unterthanen haben wollen. Und obgleich die Beamten mit denen Unterthanen nicht allzuhart verfahren

sollen, so wollen Wir doch Unsere gnädigsten Befehle jedesmal mit der äußersten Accuratezza beobachtet wissen."

Eine zweite Verordnung Sr. Durchlaucht vom Jahre 1738 verbot der Landschaft aus den Landeskassen Geschenke oder Besoldungen an die Präsidenten, Kanzler und andere Beamten zu geben: „Da Uns als Landesfürsten die Disposition der Landeseinkünfte zustehet und wir Uns von keinem Minister, Rath oder Dames maitrisiren lassen, und obwohl die Frau Oberhofmeisterin, welche in Ansehung ihrer und andrer dieserhalb einige Proposition thuen lassen, eine kluge welterfahrne Dame ist, so hegt sie doch principia imperiantia und mischt sich in Alles, welches Wir aber bei Unserm Leben nicht dulden werden, noch, daß die Frauenzimmer-Seuche nach Unserm Tode einwurzle, allermaaßen bekannt ist, daß die meisten Höfe durch die Reifröcke die größten und geheimsten Affairen, dem Fürsten zum Schaden und zum Verderb Land und Leute zu dirigiren gesuchet."

Im Jahre 1741 trat die Erledigung des Eisenach'schen Landesantheils ein, zu dem seit 1690 auch Jena gehörte und Weimar erbte denselben dergestalt, daß nun wieder das gesammte ursprüngliche Besitzthum von Weimar, wie es Herzog Wilhelm, der Stifter des Hauses, besessen hatte, in Einer Person vereiniget war. Die ausgestorbene Linie Eisenach besaß aber zugleich durch Heirath die Grafschaft Sayn-Alten-

kirchen im westphälischen Kreise als Allod und dieses fiel wieder vermöge Heirathstitels an Brandenburg-Anspach. In dieser Erbschaftsangelegenheit erließ der wunderliche und empfindliche Herzog Ernst August ein drittes besonders merkwürdig formulirtes Rescript dd. Weimar am 26. December 1741 an die Regierung in Eisenach:

„Veste, Hochgelahrte Räthe, Liebe Getreue., Euch ist zweifelsohne erinnerlich, wie Wir in einen und andern Unserer dortigen von hier aus deputirten Commission aufgetragenen Sachen, e. g. die Landschafts-Forderung an dem Fürstlichen allodio betreffend und deren merern, auch ebenmäßig zu Obtinirung Unseres gefaßten Entzwecks possibilice eurer Seits, nach Pflicht und Gewissen zu contribuiren anbefohlen. Wenn Wir aber einige Zeit hero wahrnehmen müssen, wie ihr diejenigen Rescripte, so wir euch auf obige Maase zugeschicket, erwähnter Unserer Commission schlechterdings zugestellet, mithin der euch hierunter obliegenden Schuldigkeit, euren eignen Fleiß und Geschicklichkeit mit sehen zu lassen, zur Ungebühr entzogen und lieber Monat weiß in euren Taschen herum getragen, ohne denen andern zu communiciren, Wir wissen nicht ob es aus passion oder praepotence geschehen; als verweisen Wir euch dergleichen Beginnen und Anmaaßen als wäret ihr große Herren und könntet, was euch nicht gefällt, lediglich nach Gutdünken an die von Uns allezeit dependirende Commission verweisen, hiermit von jezo und in Zukunft und begehren hiermit gnädigst: ihr wollet dergleichen

fernerhin euch um desto weniger ermächtigen, als zu Unserm größten Tort und Nachtheil vergleichen sonst denen Berliner Abgeordneten statt Unserer Commission, wie bei der Landschafts-Forderung geschehen, in die Hände gerathen können, einfolglich, was Wir euch als Unsern Dienern gnädigst befehlen, ohne weiteres Bedenken eurer Schuldigkeit nach zur Vollziehung bringen, damit Wir nicht zu glauben bewogen werden, als wenn ihr verdächtig handeltet und andern auf dem Seil liefet, da euch Gott in Gnaden dafür behüte! Indem Wir keine praepotence und keinen Dominat verstatten, mithin die Subordination es sei Geistlich oder Weltlich oder geringer Nothstand, aufrecht zu erhalten, Uns jederzeit bestreben werden, gestalten Wir die unter der großen a Longue peruquen und großen theologischen pharisäischen Narren-Krausen steckende Eisenachische Hochmuths-Seuche, daran auch sogar die dii minorum gentium laboriren, schon zu curiren suchen werden, und daß ihr meinet, daß Wir nach eurer caprice Uns richten werden, dürfte wohl fehlschlagen, indem Wir selbsten wohl wissen, was Justiz sei und ein großer Herr in Seinen Landen thun könne, von denen Dienern aber liegt mehr als zu klar am Tage, wie gewissenhaft sie vor des Fürstlichen Hauses Wohl und Interesse portirt gewesen, da man wohl gerne gesehen, wenn das ganze Fürstenthum in einem Testament an Fremde vererbet werden können. Wir sind gewohnt, daß in Unseren Landen nicht die Uhrmachergesellen, sondern der Meister

die Uhr stelle; daran geschiehet Unsere Meinung und Wir sind Euch mit Gnaden gewogen.

Datum Weimar, den 26. Dec. 1741.

Dieses befehlen Wir euch auf Pflicht und Gewissen ad Acta zu heften, damit es heut oder morgen wieder zu finden sei."

Ernst August H. z. S.

Die allerseltsamste Verordnung, welche diese wunderliche Durchlaucht von Weimar an ihre guten Unterthanen ausgehen ließ, ist die vierte vom Jahre 1743: in protestantischen Landen ist es gewiß eine in ihrer Art einzige zu nennen und überflüssig ist daraus zu vermerken, daß es bei dieser Durchlaucht gar nicht hell im Kopf war. Als „untrügliches Mittel zum Löschen der Feuerbrände" wurde nämlich anbefohlen:

„in allen Städten und Dörfern hölzerne Teller mit einem Feuerpfeile, nach beigesetzter Zeichnung versehen, anzuschaffen und diese Teller Freitags bei abnehmendem Monde zwischen 11 und 12 Uhr mit frischer Dinte und neuer Feder mit den Worten beschrieben: „An Gottes Allmacht liegt's. Consummatum est *)" bei jeder vorfallenden Feuersbrunst im Namen Gottes ins Feuer zu werfen."

Dieselbe grobe Superstition, die Herzog Ernst August bei dem Anbefehlen dieses untrüglichen Mittels

*) Es ist vollbracht.

zum Löschen bei Feuersbrünsten bewies, bewies er überhaupt bei seinen geheimen Naturstudien, denen er höchst eifrig nachging; er aber scheint in dem ganz ernsthaften Glauben gestanden zu haben, „das wahre Philosophenlicht der Natur" erkannt zu haben. Auf die barockste Weise trieb er namentlich Chemie und Bergbaukunst. Er erbaute sich ein großes Laboratorium und suchte besonders dem Ilmenauer Bergbau durch „wahre Ruthengänger, die ohntrüglich alles, was in der Erde vergraben ist, anzeigen und finden", aufzuhelfen. In dieser Ilmenauer Bergbauangelegenheit wandte er sich in den vierziger Jahren an den kursächsischen Bergrath Henkel in Freiberg und Bernoulli hat in seinem Archiv für Geschichte einige der höchst wunderlichen Briefe mitgetheilt, die er damals stellte. Einer dieser Briefe ist aus Nürnberg, seit Leibnitz' Zeiten dem Eldorado der Adepten, vom 8. Mai 1740. „En honnet homme, schreibt der Herzog, liebe ich Sie, als ein Fürst, der — — der Natur Gott zu Ehren und dann meinem Nächsten zum Besten das wahre Philosophenlicht der Natur kennet, über und unter sich. Gott habt mich wunderbahrlich anhero getrieben nacher Nürnberg, alwo mich befinde und bleibe es auch unter uns verschwiegen ꝛc. Die Zeit ist edel, das Leben kurz und leider mehrern faitiguen, als Glücksstunden unterworfen. Alles dependiret von Gott, dem Herrn, dem ich alles gewiedmet habe, mein Leben und Endzweck ꝛc. P. S. Mein Titel an Mons. de Prevué Lieutenant Colonel —

à Nuremberg bei H. Kaufmann Ohmann." Unterm 22. Januar 1742 schreibt der Herzog weiter: „Ich habe bereits wohl mehr als 100 Ruthengänger gehabt, es sind aber lauter Betrüger und Windmacher gewesen." Und endlich unterm 9. April 1742 schreibt er: „Ich habe selbst hierinne ziemliche Wissenschaft und brauche weder metallne, noch hölzerne, sondern ganz andere Ruthen, welche unter gewissen Constellationen, worauf es hierbei lediglich ankommt, präparirt werden müssen. Es bestehet aber das rechte Kennzeichen eines wahren Ruthengängers darinnen, daß er ohntrüglich alles, was in der Erde vergraben ist, anzeigen, finden, auch gewiß sagen könne, was es sei und worinnen es eigentlich bestehe."

Außer dem „wahren Philosophenlichte der Natur" liebte diese kleine hagre curiose, durch und durch wunderliche Durchlaucht aber auch alle jene menus plaisirs, welche an den damaligen großen und kleinen Höfen nach dem herrschenden französischen Geschmacke zur Mode gehörten, als Feste und Lustbarkeiten, Jagd, Musik, Bauten, gute Tafel, jene Ehrenfräulein und bürgerlichen Kammermädchen, die er nach Pöllnitz' Bericht sich in Belvedere hielt u. s. w. Auch die Hauptpassion seiner Zeit, die Soldatenliebhaberei und die Soldatenverkäuferei, machte er mit. Er ahmte den gestrengen Friedrich Wilhelm I. von Preußen in dem kleinen Fürstenthum nach. Er errichtete sogleich nach seinem Regierungsantritt 1728 ein Bataillon Infanterie von 700 Mann und eine Reiterschwadron von 180 Mann, die in polnisch-sächsischen

Sold gegeben wurden; dazu eine Compagnie Nobelgarde junger Edelleute zu Pferd und eine Schwadron Husaren. Im Jahre 1732 schloß er mit Kaiser Carl VI. einen Vertrag ab, nach dem er ihm in dem damaligen polnischen Successionskriege gegen Frankreich zwei starke Regimenter stellte, die theils am Rheine, theils in Italien verwendet wurden: zur Belohnung ernannte ihn der Kaiser 1733 zum commandirenden General der Cavalerie. Ein Tourist, der Weimar zwei Jahre nach dem Tode des Herzogs sah, 1750, und dessen Bericht in Bernoulli's Archiv steht, berichtet wieder eine gehörige Wunderlichkeit dieses durchaus barocken Selbstherrschers von Weimar: er merkt nämlich an, daß er den großen Saal im zweiten Stock der Wilhelmsburg zu Weimar gesehen habe, darauf der Herzog „seine Pferde gemustert und Kanonen herauf bringen lassen, davon er zu sinken angefangen, für die Pferde habe er eine eigne Treppe von Pflastersteinen bauen lassen."

Um den Glanz seines kleinen Hofs zu erhöhen, stiftete Ernst August im Jahre 1732, demselben Jahre, wo er den Soldatenverkauf mit dem Kaiser abschloß, auch einen Ritterorden, dem er den Namen von dem edeln Vogel stiftete, welcher der Gefährte des Adlers ist: den noch heut zu Tage bestehenden weißen Falkenorden oder Orden der Wachsamkeit, dessen Motto lautete: „Vigilantia ascendimus."

Die Hauptdenkmale, welche heut zu Tage noch in Weimar an die Regierung Ernst August's erin-

nern, sind seine Bauten: die Lustschlösser Belvedere und Dornburg. Beide sind im leichten luftigen Style italienischer Sommervillen aufgeführt: des Belvedere, eine halbe Stunde von der Stadt Weimar und durch eine Kastanienallee mit ihr verbunden, ist schon in dem obenangeführten Hofberichte von Pöllnitz gedacht und über Dornburg schreibt einmal Göthe im Jahre 1779 an Frau von Stein: „Auf meinem Schlößchen ist mir's sehr wohl, ich habe recht dem alten Ernst August gedankt, daß durch seine Veranstaltung an dem schönsten Platz auf dem besten Felsen eine warme Stätte zubereitet ist." Durch Göthe und Carl August ist dieses Schloß zu Dornburg — unter dreien das mittlere, das s. g. „neue Schloß" — durch die anmuthigsten Gartenanlagen von schattigen Spaziergängen, Weinpflanzungen und Blumenterassen zu einem in seiner Art einzigen Sommeraufenthalt gemacht worden.

An der Spitze des Hofstaats Ernst August's fand der Tourist Pöllnitz Fremde: der Baron Franz Rudolf Schmiedel aus einem böhmischen Geschlechte war Hofmarschall und hatte zugleich die Kriegscasse unter sich, und zwei Herren aus schlesischen Geschlechtern, ein Baron Reinbaben und ein Baron Studnitz führten die Geschäfte, jener als Director der ersten Landesbehörde, des Geheimen Consiliums und Regierungspräsident, dieser als Kammerpräsident.

Georg Wilhelm Baron von Reinbaben stammte aus dem Fürstenthume Oels und wird als ein redlicher, gelehrter und auch practisch gewandter Mi-

nister gerühmt, er war ein genauer Freund Zinzendorf's und des damals auf der Wilhelmsburg zu Weimar in großem Ansehen stehenden kaiserlichen Generals Baron Gottfried Ernst von Wuttgenau, der ebenfalls aus Oels stammte und einer der entschiedensten Anhänger Spener's und Franke's war. Reinbaben hatte zuerst als Hofmarschall und Geheimer Rath in Weimar fungirt und als solcher war er im Jahre 1707 beim Einfalle Carl's XII. von Schweden in Sachsen als Gesandter Weimars zu diesem martialischen König ins Altranstädter Lager gegangen, später hatte er sich an den frommen Hof zu Saalfeld als Geheimer Rath und Kammerpräsident begeben. Von Saalfeld berief ihn Ernst August in der Eigenschaft als Geheimen-Raths-Director und Regierungspräsident zurück. Reinbaben war mit einer Baronin Frankenberg vermählt, ebenfalls aus einer schlesischen Familie, die Gotha einen berühmten Minister gegeben hat, er wurde 1736 von Kaiser Carl VI. baronisirt und starb 1739, neun Jahre vor seinem wunderlichen Herzog.

Hans Georg Baron von Studnitz stammte ebenfalls aus Oels, war erst Kammerjunker bei der Erbstatthalterin in Holland, dann Oberstallmeister beim Herzog von Sachsen-Weißenfels-Barby und dann Geheimer Rath und Kammerpräsident in Weimar. Er blieb aber nicht bei diesem Kammerdirectionsposten seines wunderlichen Herrn, sondern ging als Kammerdirector nach Hildburghausen und ist endlich als Bergrath in Dresden gestorben.

Der Favorit des wunderlichen Herrn war eben

falls ein Herr, der später als Oberstallmeister am Dresdner Hofe fungirt hat: der Bruder des berüchtigten Premiers in Sachsen, Adolf von Brühl, welcher als Stallmeister fungirte und nebst dem Major, dem Gardeoffizier und den Ehrenfräulein zu der stehenden Tischgesellschaft im Belvedere gehörte.

Ernst August brachte sein wunderliches Leben auf sechzig Jahre: er starb zu Eisenach 1748.

Außer seinem Nachfolger Ernst August Constantin hinterließ er nur drei Töchter, welche an den Herzog Ernst Friedrich III. von Hildburghausen, einen Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt und einen Grafen von Lippe-Schaumburg sich vermählten Acht Kinder waren vor Ernst August gestorben.

Ernst August Constantin.

1748—1758.

Des wunderlichen Ernst August Nachfolger, Ernst August Constantin, war zum Glück erst elf Jahre alt. Der Herzog Friedrich III. von Gotha übernahm die Vormundschaft und der junge weimarische Herzog wurde nun an dem hochgebildeten Hofe von Gotha, wo damals Herzog Friedrich's Gemahlin Luise Dorothee von Meiningen, die Freundin Friedrich's des Großen und Voltaire's ihren schönen Kreis hatte, erzogen. 1755 trat er die Regierung in Weimar an und ernannte den berühmten Grafen Heinrich von Bünau, den Geschichtsschreiber der Deutschen, der schon zeither

Statthalter in Eisenach gewesen war, zu seinem ersten Minister. 1756 vermählte sich Ernst August Constantin mit der berühmten Amalie, der Tochter Herzog Carl's und der Schwester Carl Wilhelm Ferdinand's von Braunschweig, der bei Auerstädt auf den Tod verwundet ward, starb aber schon 1758, noch nicht einundzwanzig Jahre alt, an der Auszehrung. Er hinterließ einen erst neun Monate alten Erbprinzen, den nachher so berühmt gewordenen Carl August und seine Gemahlin in gesegneten Umständen, die nach drei Monaten den zweiten Prinzen Constantin gebar, der 1793 als General in kursächsischen Diensten gestorben ist.

Der geniale Knebel, auf den ich zurückkomme, war Hofmeister dieses Posthumus, Prinzen Constantin, der sehr von seinem rührigen und verständigen Bruder verschieden war. Carl August schreibt über ihn an Knebel am 8. Febr. 1782: „Seine Art zu genießen, inspirirt mir nicht den mindesten Antheil. Die unendliche Ruhe, mit der er die Dinge, die andere Leute außer sich bringen, zu genießen sich rühmt, thut mir den Effekt, als sagte mir Einer „gute Nacht, wie will ich nicht schlafen." Nachdem er schon in Weimar eine unglückliche Liebschaft mit Fräulein Caroline von Ilten gehabt hatte, ging Prinz Constantin mit Hofrath Albrecht, dem Stiefsohn Jerusalem's, 1781 auf Reisen, nach Italien. „Dieser, schreibt Knebel, hatte schon ehemals die Reise nach England gemacht, war ein unterrichteter und gebildeter Mann, doch, wie es sich für einen Mathematiker ziemt, etwas ernster Natur. Man konnte dem Prin-

zen Glück wünschen, wenn er ihn zu gebrauchen gewußt hätte. Doch die Sache schlug um. Der Prinz suchte schon in Paris mit Hülfe einer Kokette — Mad. Darsaincourt — seiner los zu werden, gab ihm einen aparten Reisewagen und ging mit seiner Schönen nach London, wohin er ihm zu folgen die Ehre hatte." 1783 schickte sie der Prinz nach Weimar voraus, wo sie ihn erwarten sollte. Der Hof sandte sie nach Tannrode, um in dem Hause eines Oberförsters ihr Schicksal zu erwarten. Göthe vermittelte ihre Zurückbringung nach Frankreich. Carl August schrieb am 15. Jan. 1784 wieder an Knebel: „Die jüngste Catastrophe, welche C. betraf, hat ihm, wenigstens im Aeußerlichen, Nutzen geschafft. Die hiesige Gesellschaft suchte mir ihre Treue zu beweisen, da sie öffentlich seine Aufführung tadelte, ihn verließ und ihn der genauesten Einsamkeit überließ. Dieser bestimmte Tadel der Zuschauer fiel ihm sehr auf die Nerven und machte ihn fühlen: wie sehr er eines äußerlichen guten Anstrichs bedürfe, um in Gesellschaften gut gelitten zu werden und wie wenig ihn sein Stand vor Mißachtung schütze. Dieses bewirkte, daß er zwar Anfangs lächerliche Mittel gebrauchte (denn er machte zahllose Visiten ohne Auswahl), doch aber sich eine äußerlich anständige Form gab, exacter in der Beobachtung der gemeinen gesellschaftlichen Pflichten wurde und nun seine Rolle so spielt, daß er überall als ein wohlerzogener Mensch nicht mißfallen wird. Ich arbeite daran, ihm im sächsischen Dienst einen Platz zu verschaffen."

Der Hof

der Vormünderin-Regentin

Amalie und Carl August's.

1758—1828.

Amalie, Vormünderin-Regentin 1758 — 1775 und Carl August 1775 — 1828.

1. Hofbericht von 1770. Graf Görtz. Die weimarische Genieperiode. Knebel, Göthe, Einsiedel, Wedel, Charlotte von Stein. Die Herzogin Luise.

Die siebzehnjährige Vormundschaft der jungen selbst noch minderjährigen Herzogin Mutter Amalie von Braunschweig wird für Weimar eine ewig denkwürdige bleiben, weil in ihr der Anfang mit dem guten Glücke und mit dem guten Geschicke gemacht wurde, durch welche es gelang, den kleinen Hof zum Asyl für die damals auftauchenden deutschen Kraftgenies, zum Sammelplatz der Koryphäen der durch sie begründeten neuen deutschen Nationalliteratur zu erheben. Dadurch bekam der Hof von Weimar einen obwohl stillen, aber doch sehr wirksamen Glanz, wie er von keinem andern deutschen Hofe jemals ausgegangen war und bis jetzt ausgegangen ist. Die Namen Wieland, Herder, Göthe und Schiller machten Weimar einen unsterblichen Namen in der Partie der Unsterblichkeit, welche den Deutschen vorzugsweise eignet.

Die Herzogin Mutter Amalie von Braunschweig war, als sie ihre Regentschaft antrat, eine junge Dame von achtzehn Jahren. Fünf Jahre des siebenjährigen Kriegs fielen noch in den Anfang ihrer Regierung. Die Männer, die sie im Hof- und Civilstaat vorfand, waren alle von der alten Schule, ausgezeichnet war, mit Ausnahme etwa des Grafen Görtz, den sie selbst 1762 aus Hannover berief, keiner unter ihnen. Desto exceptioneller war ihre Individualität und mit dieser gelang es ihr, daß man sie ihren eignen Weg gehen ließ. Die Erziehung, die sie ihrem Sohne, dem künftigen Herzog, gab, macht Epoche in der deutschen Prinzenerziehung: sie wagte es ihn selbst in voller Freiheit eines Kraftgenies sich entwickeln zu lassen, ja sie gab ihm sogar einen Poeten zum Erzieher, sie berief dazu im Jahre 1772, als Carl August funfzehn Jahre alt war, den heitern, fast frivolen Wieland, der damals Professor der Philosophie in Erfurt war und eben den „goldnen Spiegel" — einen Fürstenspiegel — geschrieben hatte, der zunächst auf den jungen hoffnungsvollen Kaiser Joseph II. berechnet war.

Ein ungenannter Tourist des vorigen Jahrhunderts, ein Hofcavalier, dessen Tagebuch Bernoulli in seinem Reisebeschreibungsarchiv mitgetheilt hat, sah die junge Herzogin Regentin am 23. Februar 1770: sie hatte damals ihr dreißigstes Jahr zurückgelegt. „Es war, schreibt er, heute Geheimer-Raths-Tag, daher dauerte es — ich war auf 1/2 zwei Uhr bestellt worden — etwas lange, bis die Herzogin erschien; end-

lich kam sie und ich wurde ihr sogleich vorgestellt. Sie ist klein von Statur, sieht wohl aus, hat eine spirituelle Physiognomie, eine braunschweigische Nase, schöne Hände und Füße, einen leichten und doch majestätischen Gang, spricht sehr schön, aber geschwind und hat in ihrem ganzen Wesen viel Angenehmes und Einnehmendes. Sie sprach mich auf französisch an und nach einer kurzen Unterredung gingen wir zur Tafel. Hier ist gar keine Marschalls-Tafel, außer an Gallatagen und überhaupt ist dieser Hof zwar nicht so groß und brillant als der zu Gotha, jedoch eben so angenehm für Fremde, denen man unendlich viel Aufmerksamkeit bezeigt. Die Herzogin sitzt bei Tafel in der Mitte, auf beiden Seiten die Hofdamen *) und der Fräulein von Quernheim zur Rechten saß ich; mit dieser klugen und artigen Dame hatte ich Gelegenheit mich sehr angenehm zu unterhalten. Die jungen Prinzen speisen oben auf ihrem Zimmer, des Abends aber unten bei ihrer Mutter, als die sie in die Mitte nehmen." Diesen selben Abend war Redoute auf dem Rathhause, das Billet zu einem Gulden. Der Hof fuhr acht Uhr hin. „Die Herzogin war prächtig en domino und brillirte auch sonst mit ihrem Schmuck von Juwelen. Die Herzogin tanzt schön, leicht und mit vielem Anstand, die jungen Prinzen, die en Zéphir und Amour masquirt waren, tanzten auch sehr gut. Die ganze Masquerade war sehr voll, animirt

---

*) Auch diese verloren 1789 die Hoffspeisung. Siehe unten den Brief Herder's an Knebel.

und eine Menge artige Masken, wohl 2—300. Es war auch ein Pharotisch da; der geringste Point war ½ Gulden. Die Herzogin setzte immer Laubthaler und halbe Louisd'or, spielte sehr generös und verlor einige Louisd'or. Da sie aber sehr gern tanzte, so spielte sie auch nicht lange. Sie tanzte mit jeder Maske, die sie aufnahm und blieb bis früh um drei, da fast alles aus war." Den Tag darauf war Concert bei Hofe, „da sang Mlle. Benda, Kammerjungfer der Herzogin, die selbst auf dem Clavier sehr gut spielt und eine große Musikverständige ist. Den folgenden Tag, Sonntag (war ich) Mittags und Abends bei Hofe, wo Cour-Tag war und die Damen aus der Stadt Abends beim Essen blieben Den 26. Febr. Montag Abends mit dem Hof in die Comödie: es spielte die berühmte Kochische Bande, die sich jetzt in Weimar aufhält, zur Meßzeit aber nach Leipzig geht. Madame Koch kam während des Ballets in die herzogliche Loge und wurde von der Herzogin sehr gelobt: sie spielte im Kaufmann von London das verführende Mädchen. Den 27. Febr. als an Fastnacht fuhr ich nach dem Abendessen wieder mit dem Hof auf die Redoute. Die Herzogin war en Reine Grecque, eine sehr prächtige Maske, die ihr, wie alles sehr gut ließ. Es war heute ungemein voll, brillant und belebt auf der Redoute, die bis um fünf Uhr dauerte; und waren auch einige Studenten da von Jena. 2. März Abends letzte Redoute: die Herzogin schickte eine ihr eigene Savoyarde masque moire doré mit couleur de rose Band eingefaßt, en Jésuite ge-

macht, ich wurde bei der Gräfin von G. (Görtz) angezogen, von ihrer Kammerjungfer als Dame frisirt und erschien nebst dem jungen Graf G., der auch so gekleidet war, bei Hofe, aß so bei der Tafel und fuhr mit dem Hofe auf die Redoute: sie dauerte bis sechs Uhr."

Gouverneur der Prinzen Carl August und Constantin war schon seit 1762, wo ersterer in sein fünftes Jahr trat, der Graf Johann Eustach von Schlitz-Görtz, gebürtig aus Hannover, wo sein Vater Schloßhauptmann und sein Großvater Premierminister gewesen war. Graf Görtz, als er von Amalie aus Hannover berufen, sein Amt am weimarischen Hofe antrat, fünfundzwanzig Jahre alt, war ein ernster, gravitätischer und formenstrenger Herr, der mit Nachdruck auf die Etikette hielt, aber im vertrauten Zirkel allerlei Kurzweil zuließ. So führte er beim Erbprinzen, wie Böttigern von Wieland erzählt wurde, das Spiel Plumpsack und Schmitzchen mit den Fingern zu schlagen ein und ließ es zu, daß der Herzog, der lange, während er geschont wurde, gewaltig zuschlug, zuletzt, um ihn milder zu stimmen, auch nicht mehr geschont wurde. Auch sonst würden die Prinzen nicht behindert, der Nachsicht sich zu gebrauchen, die ihnen die Mutter in reichem Maaße zukommen ließ. Görtz ward später Oberhofmeister Luisens, der Gemahlin Carl August's und nachdem Friedrich der Große vor Ausbruch des bairischen Erbfolgekriegs ihn als Diplomat in München gebraucht hatte, trat er 1778 als Grand Maître de la garderobe in

preußischen Hofdienst über und fungirte als Gesandter Friedrich's in Petersburg. Lord Malmesbury, der hier mit ihm zusammentraf, prädizirt ihn „als einen Mann von Talenten und Kenntnissen, der aber, da er nur gewohnt sei, sich in den kleinen Zirkeln von Weimar und Zweibrücken zu bewegen, in der weiten und eigenthümlichen Sphäre am Petersburger Hofe nicht recht an seinem Platze sei." Görtz stand zuletzt als Gesandter beim Reichstag zu Regensburg „als altmodisches Petrefact," wie Hormayr sich ausdrückt. Hier sah er das deutsche Reich begraben und starb auch hier selbst im Ruhestand, erst 1821, vierundachtzig Jahre alt. Seine Frau, die Carl August in einem Briefe an Merck vom 31. Jan. 1780 „die langnäsichte Oberhofmeisterin" nennt, war allen den schönen Geistern am Hofe tödtlich zuwider. Sie war eine Tochter des gothaischen Geheimen Raths von Uechtritz, und ist sechzigjährig 1809 zu Regensburg gestorben.

Daß Görtz ein Mann von Geist war, beweist außer dem Gebrauch, den Friedrich der Große von ihm machte, auch der Umstand, daß er es war, der nebst dem Statthalter von Erfurt, dem berühmten Dalberg, Wieland empfahl. Wieland zog wieder Knebel aus Potsdam nach Weimar, er kam 1774 als Erzieher des jüngeren Prinzen Constantin dahin, damals dreißig Jahre alt. Knebel war es wieder, der Göthe Carl August zuführte, der 1775, siebenundzwanzig Jahr alt, als Legationsrath und Mitglied des Geheimen Conseils nach Weimar kam.

Göthe berief 1776 Herdern als Generalsuperintendent und Herder wieder war es, der besonders nebst Frau von Kalb der Magnet für Schiller wurde, daß er 1787, nachdem ihn zwei Jahre zuvor Carl August nach Anhörung einiger Scenen aus Don Carlos zum Rath ernannt hatte, nach Weimar sich wandte. Schiller ward vorerst Professor in Jena, 1799 Theaterdirektor in Weimar und wie sein Vorgänger Göthe (1782) und Herder (1801) 1802 geadelt. Jean Paul hat nur anderthalb Jahr in Weimar, wohin er, ebenfalls von Frau von Kalb gezogen, 1798 kam, ausgehalten, und daß im Gerede gewesen, man wolle auch Bürgern einbürgern lassen, scheint ein Brief Lichtenberg's an den Antikeninspector Becker in Dresden zu bezeugen, der aus Göttingen 26. März 1781 so schreibt: „Heute vor acht Tagen war der Herzog von Weimar incognito hier; er eilte, nachdem er einige Professoren und auch mich besucht hatte, zum Amtmann Bürger und blieb einige Zeit bei ihm, nöthigte ihn mit nach Heiligenstadt und brachte da die Nacht mit ihm zu. Seit der Zeit will man sagen, Bürger ginge auch nach Weimar, um die Zahl der dortigen Heiligen zu vermehren. Ich glaube es aber nicht, wünschen wollte ich indessen dem guten Manne, daß er im Nimbo eines schöngeisterischen Hofes zu seiner Ruhe käme; zum Amtmann ist er nicht geschaffen."

Die beiden bedeutendsten Männer für die Entwicklung Carl August's wurden Knebel und Göthe: sie wurden beide Freunde des Herzogs im wahren

Sinne des Worts und hielten beide auch bei ihm aus bis zu ihrem Tode. „Göthe, schrieb einmal Knebel an Lavater, hat dem Herzog zwei Drittel seiner Existenz gegeben."

Carl Ludwig von Knebel war ein Franke. Er war geboren 1744 und stammte aus den Fürstenthümern Anspach und Baireuth, wo sein Vater Geheimer Rath und von Friedrich dem Großen 1757 geadelt worden war, weil er als anspachischer Comitialgesandter in Regensburg seine Stimme zu der Reichsachtserklärung des Königs gegen die Instruktionen seines Hofs verweigert hatte. Knebel war Major unter Friedrich dem Großen und stand in Potsdam in Garnison. Schon während seines preußischen Militairdienstes kam er mit den schönen Geistern in Verbindung, kam im Jahre 1773 zu einem Besuche Wieland's nach Weimar, ward am Hofe Amaliens beliebt und kehrte nach kurzer Rückreise nach Potsdam, müde des zehnjährigen Garnisondienstes hier, für immer nach Weimar zurück, um die Erziehung des jüngeren Prinzen zu übernehmen. Noch in demselben Jahre reiste er mit beiden Prinzen und Graf Görtz nach Paris. Knebel war ein stattlicher, feiner weltvertrauter Mann, eine durchaus ehrenwerthe, streng rechtliche und moralische Persönlichkeit, alles falschen Scheins und aller „deutschen Niederträchtigkeit" entschiedener Feind, Freund der neuen republikanischen Bewegung in Frankreich, höchst interessant durch seine barocke Genialität, aber ein tiefer Hypochonder. Durch eine entschieden krankhafte Empfänglichkeit für

unangenehme äußere Eindrücke war er von ihnen abhängig und durch sie gestört. Schiller fand in ihm viel Verlebtes und Sattes. „Der Mensch hat gar zu viel Eitelkeit und ein gar zu gutes Herz" schreibt er einmal an seine spätere Frau. Das leichte Blut der Kraftgenies war in Knebel nicht, er stand dieser Richtung, wie sie Carl August mit Göthe verfolgte, mehr contemplativ, ruhig und bequemlich passiv, ja, aber mit Horazischer Urbanität, satyrisch gegenüber. Wieland war sein Intimus, Lucrez, den er ins Deutsche übersetzte, sein langjähriges Studium. Herder nannte ihn „seinen lieben alten Mönch" und „den menschenfreundlichen Timon." Knebel schrieb im Jahre 1797: „Das Dictum Kant's:" er kenne kein abscheulicher Leben als unter bloßen Gelehrten," haben wir in Weimar fast wahr gemacht und ob uns gleich die Eitelkeit bei Hofe etwas zu gelten, hier und da gefälliger gemacht hat, so konnte doch, da dieser Eitelkeit die Nahrung nach und nach benommen wurde, die Sache nicht mehr bestehen. Nun sind wir krank, ohne Hülfe und Verein, weder von oben, noch neben noch unten. Mein einziger Wunsch und Bitte ist, mich unter diesen Umständen nur nicht in Weimar fortleben zu lassen." Er entzog sich schon 1793 der weimarischen Hofgelehrtenatmosphäre und Kleinstädterei, verheirathete sich 1798 mit einer Berlinerin, der Sängerin Luise von Rudorf und lebte vierzig Jahre lang in der Zurückgezogenheit des Thüringer Waldgebirges in Ilmenau und zuletzt in Jena, hier in einem kleinen reizend gelegenen Besitze in der Nähe des „Paradieses,"

wo er erst 1834 als ein neunzigjähriger Greis starb, erst zwei Jahre nach dem vier Jahre jüngeren Göthe. Seine Wittwe lebte noch 1852. Knebel war einer der einsichtsvollsten und liberalsten politischen Köpfe in dem kleinen Weimar. Er schrieb an Böttiger schon 1799: „Ich hasse das französische Directorialwesen mit dem bittersten Hasse und wenn ich noch zwanzig Jahr jünger wäre, so zöge ich mit den Oestreichern gegen sie zu Felde; dann aber besorgte ich auch bei der Rückkehr, daß Deutschland eine übereinstimmende Verfassung erhielte, um sich seiner Größe und Würde gemäß, der schändlichen Despotie und Willkühr aller Andern zu widersetzen. La France disparaîtra de l'Europe. Diese Phrase ist etwas alt und haben die windigen Emigrirten an unsere Höfe gebracht. Elle ne disparaîtra point, wenn sie sich nur in ihrem orbite halten wollte." — „Ich sitze auf meinem Zauberfleck (in Ilmenau) noch immer ruhig fort. Die nahe Welt interessirt mich wenig, die ersten Producte der Natur ausgenommen; desto mehr das übrige Spiel der Zeit, dessen heftigerer Rotation ich am liebsten aus meinem stillen Flecken zusehen mag." — „Was für ein Publicum, das deutsche! Ils n'ont point d'honneur, sagen, wie ich höre, selbst in Weimar die Emigranten." Später machte er über die Befreiungskriege das launige Distichon:

„Riese ging mit dem Zwerg hinaus den Drachen zu tödten.
Riese schlug ihn, doch Zwerg kehrt triumphirend zurück."

Seinen Sohn hatte Knebel aber den Kampf mitmachen lassen.

Göthe's Bekanntschaft machte Carl August durch Knebel 1774 auf der Pariser Reise, derselben Reise, wo er auch Luisen von Darmstadt, die Tochter der geistvollen Landgräfin Caroline von Darmstadt, der Freundin Friedrich's des Großen kennen lernte, welche im Jahre 1775, dem Jahre, wo er mit achtzehn Jahren mündig ward und die Regierung antrat, ebenfalls achtzehnjährig seine Gemahlin ward. Es war am 11. Febr. 1774, wo Knebel den Verfasser des Götz und Werther vorstellte. Graf Görtz bat Göthen zum Dejeneuner beim Herzog im rothen Hause zu Frankfurt; Carl August hatte eben den Götz gelesen und war sehr begierig den Autor dieses Kraftwerks von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen.

Göthe hatte eben seine drei großen Herzenskrisen durchgemacht: er hatte die Sesenheimer Pfarrerstochter Friederike Brion, verherrlicht durch das schöne Lied:

„Erwache, Friederike,
Vertreib die Nacht,
Die einer Deiner Blicke
Zum Tage macht.“

„Der Vögel sanft Geflüster
Ruft liebevoll,
Daß mein geliebt Geschwister
Erwachen soll.“

„Ist Dir Dein Wort nicht heilig
Und meine Ruh?“ u. s. w.

diese Friederike, die, wie er selbst an Frau von Stein schrieb, ihn schöner liebte als er's verdiente

und mehr als andere, an die er viel Liebe und Treue verwendet habe," hatte er „in einem Augenblicke verlassen, wo es ihr fast das Leben kostete" — er hatte darauf sich von der Wetzlarer Amtmannstochter Lotte Kästner schmerzlichst trennen müssen, die, obwohl sie ihn liebte, schon mit einem Andern verlobt war — und er war darauf, nachdem er sich von seinem Schmerz durch Werther's Leiden befreit hatte, von der reizenden Lili Schönemann, Tochter des reichen Frankfurter Banquiers Schönemann, obwohl er mit ihr verlobt war, selbst wenn nicht verlassen, doch zur herben Demüthigung seines Stolzes gewaltig vernachlässigt worden, weil sie, gar nicht in ihm ihr Eins und Alles findend, ihn gar nicht so vergötterte, wie er von der ganzen Welt vergöttert wurde, wie sie denn auch kurz nach Göthe's Weggang von Frankfurt sich mit Baron Türckheim, Banquier in Strasburg vermählte. Er selbst schrieb am Abend seines Lebens, wo er noch einmal zu dem reizenden Lilibilde zurückkehrte, das wahrlich nicht das Geringste ist, was seine Phantasie geschaffen hat: „Lili war in der That die Erste, die ich tief und wahrhaft liebte. Auch kann ich sagen, daß sie die Letzte gewesen."

Göthe erschien auf die Einladung des Grafen Görtz im rothen Hause zu Frankfurt und erschien dem jungen lebenslustigen Herzog in seiner kräftigen, jugendlichen Schönheit und in seiner liebenswürdigen witzig genialen Gebahrung wie dazu gemacht, der Cumpan und trauteste Genosse zu einem lustigen Genieleben zu werden, wie es ihm eben dazumal zu führen

zu Sinn stand. Der Aplomb, der Göthe'n bei aller Genialität, die die jovial humoristische, poetisch begabte Mutter auf ihn gebracht hatte, von dem Vater, einem ceremoniösen, steifen frankfurter Rathsherrn *) angeschult war, dieser Aplomb, der Göthe'n Zeit seines Lebens zu Gebote gestanden hat, war ganz geeignet, auch Leute, die darauf viel gaben, wie den Grafen Görtz, für ihn einzunehmen. Göthe gefiel außerordentlich und gefiel allgemein.

Auf Einladung des Herzogs, der weiter nach Mainz reiste, kam er ihm dahin nach und verweilte mit den Fürstlichkeiten mehrere Tage im Gasthofe zu den drei Kronen. Ueber den Abschied in Mainz schreibt er unterm 28. Februar 1774 an Knebel: „Mir war's seltsam, als ich so unter dem Thore der drei Kronen stand, als es anfing zu tagen. Recht, wie vom Vogel Greif in eine fremde Welt unter alle die Sterne und Kreuze geführt und dadrin so mit ganz offnem Herzen herumgewebt, und auf einmal alles verschwunden!"

1775, als Carl August zur Vermählung nach Darmstadt reiste, ward Göthe förmlich nach Weimar eingeladen, wo der Herzog sich mit ihm über den

---

*) Als dieser Mann starb, schrieb der Herzog Carl August am 30. März 1782 an Merck: „Göthen's Vater ist ja nun abgestrichen und die Mutter kann nun endlich Luft schöpfen. Die bösen Jungen geben Ihnen Schuld, daß Sie wohl gar bei diesem Unglück im Stande wären, zu behaupten, daß dieser Abmarsch wohl der einzige gescheite Streich wäre, den der Alte je gemacht hätte."

Zwang „der spanischen Stiefeln" des Fürstenstands und die Langweiligkeit der Formen der Hofetikette hinweg, in einem andern ungebundenen Leben zu erholen gedachte. Dieses Leben sollte dem von üppiger Jugendkraft strotzenden Fürsten den Weltgenuß in der besten Gesellschaft eines gleichgestimmten jungen Lebemannes gewähren, der schon durch poetische Kraftwerke die volle Zuversicht erweckt hatte, daß er um diesen Genuß des jovialisch heitern Lebens in Natur, in Wald und Feld, auf verliebten Abentheuern bei allerlei Volk in Stadt und Land den verklärenden Zauber der Poesie zu legen, und ihn damit desto genußreicher zu machen verstehe. Der in Carlsruhe zurückgebliebene Kammerjunker von Kalb, in der Suite des Herzogs, Sohn des alten Kammerpräsidenten und später selbst Kammerpräsident, erhielt Befehl, Göthen in dem von Straßburg erwarteten Landauer Staatswagen mit nach Weimar zu bringen. Der Wagen blieb lange aus, Göthe's grämlicher, fürstenfeindlicher Vater hatte ihm schon mit dem warnend spottenden Zurufe: „Nah bei Hof, nah bei der Höll'" die Befürchtung in die Seele geworfen, er könne nur der Spielball für einen fürstlichen Einfall gewesen sein; Göthe hatte schon die Fluchtreise nach Italien angetreten, als diese glücklich in Heidelberg unterbrochen wurde. Es hing an einem Faden, daß Göthe nicht nach Weimar kam und daß sonach aus der ganzen Genieperiode nichts wurde: Göthe hat noch in seinem späten Alter sich des wahrhaft Dämonischen dieser Situation erinnert.

„So kam, erzählt Böttiger, Göthe am 7. No-

vember 1775 in Weimar an und Kalb logirte ihn, bis er selbst eine bequemere Wohnung hatte, bei seinem Vater, dem alten Kammerpräsidenten ein, erwies ihm, da er bald merkte, daß dies der allvermögende Liebling des achzehnjährigen Herzogs werden würde, alle mögliche Gefälligkeit und Gastfreundschaft und hatte selbst gegen die Liebelei, die der schmucke Göthe mit seiner damals noch unverheiratheten Schwester, der späteren Frau von Seckendorf trieb, nichts einzuwenden. Nur der alte Kalb rief seiner Tochter ein „Mädchen mit Rath!" zu und rettete sie. Göthe vertauschte bald diese Liebe mit der Seladonschaft bei der damals reizend aufknospenden Kotzebue, nachmaligen Gildemeister, der zu Gefallen er damals auch das liebliche kleine Stück: „die Geschwister" schrieb, worin er sich mit seiner Geliebten selbst copirte. Dann kamen die Liebschaften mit der Frau von Stein, davon der Park ein so schönes Epigramm zum Denkmal erhielt."

„Göthe, schrieb Wieland unterm 25. März 1776 an Merck, bleibt nun wohl hier, so lange Carl August lebt und möchte das bis zu Nestor's Alter währen! Er hat sich ein Haus gemiethet, das wie eine kleine Burg aussieht und es macht ihm großen Spaß, daß er mit seinem Philipp *) ganz allein sich im Nothfalle etliche Tage gegen ein ganzes Corps darin wehren könnte, insofern sie ihm das Nest nicht

*) Dem Bedienten.

überm Kopfe ganz anzündeten. Er ist auch im Begriff einen Garten zu kaufen."

Dieser Garten war Bertuch's, Chatoulliers des Herzogs, Garten am Stern des Parks, den dieser abtreten mußte. „Bertuch, ich muß Deinen Garten haben!" sagte eines Tags der Herzog zu seinem Vertrauten. „Aber Durchlaucht, wie" — „Kein aber, unterbrach ihn Carl August, ich kann Dir nicht helfen, denn Göthe will ihn haben und mag hier nicht ohne ihn leben." Wenige Tage darauf hatte Göthe den Garten, er bezog ihn am 10. Mai 1776. Er etablirte hier, so erzählte Wieland an Böttiger, seine Junggesellenwirthschaft, eine ächte Geniewirthschaft. „Hatte er keine weiße Kannevasweste und Hosen (die damals Genietracht waren), so ließ er sich aus der herzoglichen Garderobe sein Bedürfniß holen. Oft schickte er zu Bertuch's Frau und ließ sich ein Schnupftuch holen. Versteht sich, daß nie etwas zurückgegeben wurde. Oft schickte er in ein Haus und ließ sagen, er würde heute Abend da essen. So bat er sich oft bei Wielanden Abends zu Gaste. Denn der Herzog, mit welchem Göthe alle Mittage aß, speiste Abends nur selten, außer wenn er alle seine Umgebungen mit delicaten Bratwürsten tractirte, die „in unendlicher Menge" gemacht werden mußten. Damals war das Wort „unendlich" überall wiederkehrendes Stichwort. Wenn Göthe Abends bei Wieland essen wollte, so schickte er seinen Bedienten (der beiläufig in Allem seinem Herrn nachahmte, so ging, den Kopf schüttelte, prach rc.) vorher ins Haus und ließ sich eine unend-

liche Schüssel unendlicher Borsdorfer Aepfel (gedämpft) ausbitten."

„Alle Welt, erzählte Wieland weiter an Böttiger, mußte damals im Wertherfrack gehen, in welchen sich auch der Herzog kleidete und wer sich keinen schaffen konnte, dem ließ der Herzog einen machen. Nur Wielanden nahm der Herzog selbst aus, weil er zu alt zu diesen Mummereien wäre. Görtz hielt es mit der regierenden Herzogin. Sonst zog die verwittwete Alles an sich. Göthe's Geniestreiche und Feuerwerke spielten nirgend ungescheuter als bei ihr. Göthe's große Kunst bestand von jeher darin, die Convenienz mit Füßen zu treten und doch dabei immer klug um sich zu sehen, wie weit ers gerade wagen dürfe. Oft hat er sich in Gegenwart der Herzogin Mutter auf dem Boden im Zimmer herumgewälzt und durch Verdrehung der Hände und Füße ihr Lachen erregt. Oft stellte sich der Herzog mit Göthe stundenlang auf den Markt in Weimar und knallte mit ihm um die Wette mit einer abscheulich großen Parforcekarbatsche. Niemand, setzte Wieland hinzu, kann diese Periode besser beschreiben, als Bertuch, der dabei abscheulich mystificirt und einmal so geärgert wurde, daß er bald an einem Gallenfieber gestorben wäre." Damit stimmt eine briefliche Aeußerung Wieland's, die er unterm 24. Juli 1776 an Merck gab: „Göthe hat in den ersten Monaten die Meisten (mich niemals) freilich oft durch seine damalige Art zu sein scandalisirt und dem Diabolus prise über sich gegeben.

Aber schon lange, und von dem Augenblicke an, da er decidirt war, sich dem Herzog und seinen Geschäften zu widmen, hat er sich mit untadeliger σωφροσυνη und aller ziemlichen Weltklugheit aufgeführt."

„Göthe, schreibt Knebel, ging wie ein Stern in Weimar auf, der sich eine Zeitlang in Wolken und Nebeln verhüllt. Jedermann hing an ihm, sonderlich die Damen. Er hatte noch die Werther'sche Montirung an und viele kleideten sich darnach. Er hatte noch von dem Geist und von den Sitten des Romans an sich und dieses zog an. Sonderlich den jungen Herzog, der sich dadurch in Geistesverwandtschaft seines jungen Helden zu setzen glaubte. Manche Excentricitäten gingen zur selbigen Zeit vor, die ich nicht zu beschreiben Lust habe, die uns aber auswärts nicht in den besten Ruf setzten. Göthe's Geist wußte indessen ihnen einen Schimmer von Genie zu geben. Die Herzogin Amalie war immer sehr nachsichtig auch gegen ihre Söhne."

Das Geschrei im Auslande über die sonderbare Lebensweise, die Göthe und der Herzog führten, muß recht vernehmlich gewesen sein, denn Klopstock that den auffallenden Schritt als Mentor sich einzumischen. Er schrieb aus Hamburg den 8. März 1776:

„Hier einen Beweis meiner Freundschaft, liebster Göthe. Er wird mir zwar ein wenig schwer, aber er muß gegeben werden. Lassen Sie mich nicht damit anfangen, daß ich es glaubwürdig weiß, denn ohne Glaubwürdigkeit würd' ich schweigen. Denken Sie auch

nicht, daß ich Ihnen, wenn es auf Ihr Thun und Lassen ankommt, drein reden wolle; auch das denken Sie nicht, daß ich Sie deswegen, weil Sie vielleicht in diesem und jenem andere Grundsätze haben, als ich, streng verurtheile. Aber Grundsätze — Ihre und meine bei Seite, was wird denn der unfehlbare Gang sein, wenn er fortfährt? Der Herzog wird, wenn er sich fortwährend bis zum Krankwerden betrinkt, anstatt, wie er sagt, seinen Körper dadurch zu stärken, erliegen und nicht lange leben. Es haben sich wohl starkgeborne Jünglinge, und das ist denn doch der Herzog gewiß nicht, auf diese Weise früh hingeopfert .....

„Die Teutschen haben sich bisher mit Recht über ihre Fürsten beschwert, daß diese mit ihren Gelehrten Nichts zu schaffen haben wollen. Sie nehmen jetzt den Herzog von Weimar aus. Aber was werden andere Fürsten, wenn sie in dem alten Tone fortfahren, nicht zu ihrer Rechtfertigung anzuführen haben, wenn es nun wird geschehen sein, was ich fürchte, daß geschehen werde? — Die Herzogin wird vielleicht jetzt ihren Schmerz noch niederhalten können, denn sie denkt sehr männlich. Aber dieser Schmerz wird Gram werden. Und läßt sich der etwa auch niederhalten? Louisens Gram! Göthe! — Nein, rühmen Sie sich nur nicht, daß Sie sie lieben, wie ich .... Ich muß noch ein Wort von meinem Stolberg sagen. Er kommt aus Freundschaft zum Herzoge. Er soll doch also mit ihm leben? Wie aber das? Auf seine Weise? Nein! Er geht, wenn er sich nicht ändert

wieder weg. Und was ist dann sein Schicksal? Nicht in Copenhagen, nicht in Weimar. Ich muß Stolbergen schreiben. Was soll ich ihm schreiben?"

„Es kommt auf Sie an, ob Sie dem Herzoge diesen Brief zeigen wollen oder nicht. Ich für mich habe nichts darwider. Im Gegentheil. Denn da ist er gewiß noch nicht, wo man die Wahrheit, die ein treuer Freund sagt, nicht mehr hören mag. Ihr Klopstock."

Darauf kam die Antwort von Göthe, die Klopstock wohl hätte ahnen können:

Weimar, am 21. März 1776.

„Verschonen Sie nur künftig mit solchen Briefen, liebster Klopstock. Sie helfen nichts und machen uns immer ein paar böse Stunden. Sie fühlen selbst, daß ich darauf Nichts zu antworten habe. Entweder ich muß als Schulknabe ein Pater peccavi anstimmen, oder sophistisch entschuldigen, oder als ein ehrlicher Kerl vertheidigen und käme vielleicht in der Wahrheit ein Gemisch aus allen Dreien heraus und wozu? Also kein Wort mehr zwischen uns über diese Sache. Glauben Sie mir, daß mir kein Augenblick meiner Existenz über bliebe, wenn ich auf alle solche Briefe, auf alle solche Anmahnungen antworten sollte. Dem Herzog that es einen Augenblick weh, daß es von Klopstock wäre. Er liebt und ehrt Sie, von mir wissen Sie eben das. Leben Sie wohl. Stolberg soll immer kommen. Wir sind nicht schlimmer und will es Gott besser, als er uns selbst gesehen hat." G.

Klopstock endigte diesen sonderbaren Notenwechsel mit folgenden Straf-Zeilen:

Hamburg, am 9. Mai 1776.

„Sie haben den Beweis meiner Freundschaft so sehr verkannt, als er groß war; groß besonders deswegen, weil ich unaufgefordert mich höchst ungern in das mische, was Andere thun."

„Und da Sie sogar unter all solche Briefe und all solche Anmahnungen (denn so stark drücken Sie sich aus) den Brief werfen, welcher diesen Beweis enthielt, so erklär' ich Ihnen hierdurch, daß Sie nicht werth sind, daß ich ihn gegeben habe."

„Stolberg soll nicht kommen, wenn er mich hört oder vielmehr, wenn er sich selbst hört."

Klopstock.

Die Hoffnung etwas Näheres über die curiosen Details der so viel besprochenen Genieperiode Weimars aus den Briefen Knebel's an Göthe zu erfahren, ist, seit Riemer neuerlich dieselben herausgegeben hat, vereitelt: alle Briefe Knebel's von 1775, Göthe's Eintreffen in Weimar an bis 1793, dem Jahre der Uebersiedelung Knebel's von Weimar nach Ilmenau, fehlen, sie befanden sich zum Theil unter denen, welche Göthe vor seiner Abreise nach Italien und bei anderen Gelegenheiten selbst vernichtet hat. Göthe blickte später nur höchst ungern auf die ersten wilden weimarischen Jahre und mochte kaum die Haupttummelplätze derselben wiedersehen.

Außer Göthe und Knebel standen besonders noch zwei Männer dem Herzoge nahe, zwei Kammer-

herren, die als solche in der steten nächsten Umgebung Carl August's sich befanden: Einsiedel nud Wedel.

Friedrich Hildebrand von Einsiedel, geboren 1750, war zuerst Page am Hofe, dann ward er 1776 Kammerherr der Herzogin Mutter Amalie und 1778 nach Graf Görtzen's Abgang Oberhofmeister der Herzogin Luise und Geheimer Rath. Schon als Page hatte er die muthwilligsten Streiche getrieben, die in der weimarischen Hofchronik zu sprichwörtlichen Ueberlieferungen wurden und sich durch Geist und Humor in der Gunst des damaligen Erbprinzen befestigt. Er blieb durch seine epicuräische Ausgelassenheit, durch seine joviale, leichtblütige, launige Gemüthlichkeit und durch einen großen Fonds von Herzensgüte — er hieß allgemein: l'ami — ein dem muntern Kreise des Herzogs stets werther Mann. Ergötzlich waren seine Schwächen, wozu besonders seine Faulheit und seine Zerstreutheit gehörten. „Einsiedel hat neulich, schreibt der Herzog einmal am 26. August 1780 an Merck, mit Jemanden (wahrscheinlich war es der Herzog selbst) sehr eilig nach Gotha auf eine Maskerade fahren sollen. Er nahm's mit vielen Freuden an, blieb aber, da schon über eine Stunde Alles fertig war, noch immer aus. Man suchte ihn und fand endlich, daß er diese Zeit erwählt hatte, um auf dem Basse zu spielen, welchen er mit großer Leidenschaft treibt." Sogar im Ausdruck seiner Sympathien und Antipathien war Einsiedel komisch, wie er denn z. B. versicherte, daß er das

Bier so hasse, daß er das Wort weder ausspreche noch es je geschrieben habe. Statt des gemeinen Bieres hielt er sich einen ausbündig wohl fournirten Keller feiner Weine, die die Franzosen bei der Plünderung von Weimar sich wohl schmecken ließen. Er war Virtuos auf dem Violoncell, Componist und Poet und immer bereit mit seinen Talenten zur allgemeinen Ergötzlichkeit beizutragen, er spielte im Orchester, agirte beim Liebhabertheater und übersetzte und dichtete Dramen und Operetten. Im Uebrigen war er ein ächter chevaleresker Hofcavalier und besonders Herder's treuester Freund. Auch Schiller wußte ihn zu schätzen: „Einsiedel, schreibt er unterm 7. November 1803 an Körner, ist ein guter und natürlicher Mensch, nicht ohne einige Talente, den aber die Zerstreuung seines Charakters und seines Berufs zu nichts Ordentlichem haben kommen lassen." Trotz seiner Faulheit in Weimar machte Einsiedel von Zeit zu Zeit große Reisen, 1785 mit zwei Brüdern sogar eine ganz große nach Afrika, wo er aber nicht über Tunis hinauskam. Diese Reise war im höchsten Grade romantisch, er machte sie mit Frau von Werthern, gebornen von Münchhausen. Diese hatte, nachdem sie die Nachricht von ihrem Tode verbreiten lassen, ihr eignes Leichenbegängniß veranstaltet, eine Puppe statt ihrer begraben lassen, um ihrem Geliebten zu folgen. Einsiedel wollte in Afrika Goldbergwerke aufsuchen und bauen. Ohne seine Absicht zu erreichen, kam das Paar zurück und es ward nun eine Scheidung eingeleitet. In den Jahren 1787—90 begleitete

Einsiedel die Herzogin Mutter Amalie nach Italien.

Einsiedel starb achtundsiebzig Jahre alt erst im Jahre 1828. Noch in den letzten Jahren seines Lebens beschäftigten ihn seine Lieblinge, Terenz und Plautus, die er übersetzte. Um sich mit der Plautinischen Uebersetzung gedruckt zu sehen, erbot er sich in einem Briefe an Böttiger am 2. Februar 1821, 250 Thaler dem Verleger zu zahlen; mit dem früheren Terenzischen hatte derselbe sehr unglückliche Geschäfte gemacht.

Einsiedeln zur Seite stand der Kammerherr Siegmund von Seckendorf, der ebenfalls Componist und Poet war und eine sehr schöne Frau besaß, die Tochter des alten Kammerpräsidenten Kalb. Sie war es, die Einsiedeln, ehe er die romantische Tour mit Frau von Werthern nach Afrika machte, besonders sehr zerstreut gemacht hatte. Seckendorf ging 1784 als Gesandter Friedrich's des Großen beim fränkischen Kreise nach Nürnberg und starb schon das Jahr darauf, erst vierzig Jahre alt. Göthe schrieb darüber an Knebel am 30. April 1785: „Seckendorf's Tod wird Dich unerwartet getroffen haben, wie uns Alle. Es ist dieser Fall reich an nachdenklichem Stoff.“ Frau von Seckendorf hatte nachher als Wittwe eine anderweite Liaison mit dem Domherrn Dalberg, der Herder'n aufforderte mit ihm nach Italien zu reisen. Darüber schrieb Schiller an Körner unterm 14. November 1788: „Herder ist durch Dalberg häßlich circumvenirt worden, ohne

daß man ihn darum gefragt oder prävenirt hätte, hat sich eine Dame, eine Frau von Seckendorf, die Schwester des Herrn von Kalb, bei der Partie gefunden, die die Reise nach Italien mitmachte und mit der Dalberg in Herzensangelegenheiten stehen mag. Herder fand erstaunlich viel Unschickliches darin, mit einer schönen Wittwe und einem Domherrn in der Welt herumzuziehen. In Rom hat er sich ganz von der Gesellschaft getrennt; hier in Rom wird er sehr gesucht und geschätzt; der Secretair der Propaganda Borgia hat ihn bei einem Souper einigen Cardinälen als den „Erzbischof von Sachsen-Weimar," präsentirt."

Der zweite Jugendgespiele des Herzogs war der Kammerherr und Oberforstmeister von Wedel, der „schöne" Wedel genannt, ein nicht minder durch seinen trockenen Witz und seine tollen Einfälle sehr beliebter Mann und stattlicher Hofherr. Er war der stete Begleiter Carl August's auf seinen Jagden und sonstigen Abentheuern in Feld und Wald, in Gebirg und Thal, in Städten und Dörfern, bei Jahrmärkten und Kirmeßen, auf des Herzogs fast unaufhörlich angestellten Durchzügen, Ritten und lustigen Fahrten durch sein kleines Land. 1779 begleitete Wedel Carl August nebst Göthe in die Schweiz. Er muß vor der Catastrophe von 1806 gestorben sein: im weimarischen Hofcalender auf dieses Jahr steht er nicht mehr. In diesem Jahre findet sich als Oberhofmeisterin der Herzogin Luise: Marie Henriette, verwittwete von Wedel, geborne Freiin von Wöllwarth.

Ein Lieblingsplatz für die abentheuerlichen Fahrten des Herzogs, wo, wie Göthe hie und da in seinem Tagebuche schreibt „viel tolles Zeug und Allotria getrieben wurden," war Ilmenau, wo das Bergwerk wieder aufgebracht wurde und wo später Knebel einen Theil seiner letzten Lebensjahre zubrachte. Aus dem Volksleben und den alterthümlichen Baulichkeiten dieser jetzt durch einen großen Brand verwüsteten Stadt, entnahm Göthe die Bilder zu seinem „Ilmenau" und das Haus des Apothekers verewigte er nach der Sage in „Hermann und Dorothea." Eine Hauptsache, die man damals trieb, war Mineralogie. „Da gab es eine Zeit, schreibt Böttiger, wo der Mensch gar nichts, der Stein Alles war. Göthe fand in der Organisation des Granits die göttliche Dreieinigkeit, die nur durch ein Mysterium erklärt werden könnte. Alles mineralogisirte: selbst die Damen, wie die Hofdame Fräulein von Göchhausen, fanden in den Steinen einen hohen Sinn und legten sich Cabinette an." Berufen wegen der tollen Streiche, die da vorfielen, war besonders das Dorf Stützerbach bei Ilmenau: über die dortigen Fata ward, wie Knebel, Göthe's mineralogischer Schildknappe, schreibt, ein eignes vertrautes Tagebuch gehalten und zwar gemeinsam, jeder der Theilnehmenden beschrieb abwechselnd davon eine Seite. Auf dem Kickelhahn bei Ilmenau, einer der Thüringer Waldspitzen, dichtete aber auch Göthe in der Waldeinsamkeit das wunderschöne Lied:

„Ueber allen Wipfeln
Ist Ruh,
In allen Wipfeln
Spüreſt Du
Kaum einen Hauch.
Die Vögel ſchweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruheſt auch Du.“

Man lieſt das Lied noch von Göthe's Hand mit Bleiſtift geſchrieben an der Holzwand zu Seiten eines Fenſters in der halb verfallenen Mooshütte, einem ganz einfachen, nur mit einem hölzernen Riegel verſchloſſenen Hauſe von zwei Geſtocken und einer Treppe, das nur für die übernachtenden Jagdfreunde zuſammengezimmert war. In dieſem Hauſe, wo damals die jetzt hochherausgeſchoſſenen Tannenbäume noch nicht die Ausſicht nach der fränkiſchen Seite verhinderten, in der allerreinſten Bergluft, mehrere tauſend Fuß hoch über dem Werkeltagstreiben, umgoſſen vom erſten Tageslicht und ſeinem letzten Schimmer, hat Göthe mit Carl August unvergeßliche Tage und Nächte verlebt: das Datum des Lieds iſt der 7. Sept. 1783.*)

Die joviale Luſt und heitere Ungebundenheit jener Tage der weimariſchen Genieperiode ward ſehr durch einen äußern Umſtand unterſtützt. 1774, ein

*) Es trägt noch die unverkennbaren Züge der feſten klaren Handſchrift Göthe's, und iſt, nach faſt funfzig Jahren, bei einem Beſuche kurz vor ſeinem Tode von ihm ſelbſt, der die verlöſchenden Worte mit dickem Zimmermannsbleiſtifte nachzog, aufgefriſcht worden.

Jahr, ehe Göthe nach Weimar kam, war die alte Wilhelmsburg abgebrannt. Funfzehn Jahre lang gaben die Trümmer einen unheimlichen Anblick, erst 1790 wurde der Wiederaufbau des Schlosses unter Leitung von Thouret in Stuttgart in Angriff genommen, erst 1803 das neue Schloß vollendet. Während dieser ganzen Zeit von neunundzwanzig Jahren wohnte der Hof in den beschränkten Räumen des sogenannten „Fürstenhauses," dem Schauspielhause gegenüber, das, von der Landschaft erbaut, selbst kaum vollendet war, als die fürstliche Familie sich aus den Flammen der Wilhelmsburg dahin flüchtete. „In Sälen und Gemächern, schreibt Hofrath Schöll in seinen „Denkwürdigkeiten Weimars," an welchen der ursprünglichen Uebereilung wegen noch lange nachzubessern war, unter Decken, die eigentlich den Einsturz drohten, fand die lustige Unruhe der ersten Regierungsperiode Carl August's ihren Spielraum. Hierher kam der Liebling Göthe zu Tafel und Conzert, Ball oder Komödie, übernachtete beim Herzog vor und nach der Jagd und ging des Morgens eine Treppe höher ins Conseil." Die Enge und Beschränktheit der äußeren Umgebung bewirkte gerade, daß man sich innerlich um so näher kam, daß man um so traulicher sich aneinander schloß.

Die damalige Stadt Weimar selbst war kaum eine Stadt, kaum eine kleine Stadt zu nennen. Schiller'n schien gegen Weimar selbst das kleine Jena eher noch den Eindruck einer Stadt zu machen. „Das Dorf Weimar," schreibt er an Körner; „das

wüste Weimar, dieses Mittelding zwischen Dorf und Hofstadt," schreibt um dieselbe Zeit, 1786 Herder an Knebel. Der Park, jetzt die Hauptzierde Weimars, schöner als der Wörlitzische, war damals noch nicht geschaffen: er entstand langsam unter den Händen Göthe's und Carl August's: 1778 beim Geburtstag der Herzogin Luise überraschte Göthe seine Herrschaften mit dem „Borkenhäuschen" oder „Kloster," einem mit Baumrinde bekleideten Holzhause, umgeben von einer Galerie, das Carl August's Lieblingsaufenthalt für den Sommer wurde; erst etwa zwanzig Jahre später ward das „römische Haus" als eine bequemere Sommerwohnung erbaut. Die Esplanade, jetzt der glänzendste Stadttheil Weimars, mit drei und vierstöckigen Häusern besetzt, war noch im Jahre 1803 ein Spaziergang, der zu dem außerhalb der Stadtmauern, die ein Stadtgraben umgab, gelegenen Schauspielhause führte. Das jetzt noch zwischen den großen neu erbauten Häusern wie ein Zwerg stehende kleine einstöckige Giebelhäuschen mit der Inschrift: „Hier wohnte Schiller" stand damals einzeln auf der Esplanade, nur das kleine Palais, das der Herzogin Amalie als Wittwensitz diente, war in der Nähe; Schiller's Hause gegenüber war alles voll schöner grüner Bäume und die ganze Umgebung völlig ländlich. Wo jetzt die stattliche Häuserreihe des Carlsplatzes steht, standen strohgedeckte Scheunen der Ackerbürger Weimars, der Carlsplatz selbst war ein Teich am Fuße des Stadtwalls. Aehnliche Teiche gingen terrassenförmig hinab bis zum Jacobsthor.

Das Pflaster in den kleinen engen Straßen war von schrecklicher Beschaffenheit, die Straßen ohne alle Beleuchtung. Frau von Staël, die 1803, als das neue Schloß gebaut war, nach Weimar kam, meinte: „Weimar n'est pas une petite ville, mais un grand chateau.“ Göthe scherzte einmal, als Zelter vom Bau eines Theaters fürs Volk von Weimar sprach: „Wie kann in Weimar viel von Volk die Rede sein, in dieser kleinen Residenz, die 10,000 Poeten und einige Einwohner hat?“

Eine Hauptrolle spielten in der weimarischen Genieperiode die Damen. Erst 1780 am 27. Juli schrieb der Herzog an Knebel, der damals in der Schweiz war: „Verliebt ist hier fast Niemand mehr.“ Er meinte das in dem Sinne, wie es früher fünf Jahre lang getrieben worden war. Er und Göthe hatten damals ausgebraust, er und Göthe hatten damals den „Talisman einer schönen Liebe“ gewonnen, wie Göthe es nennt. Des Herzogs Herzensflamme war die Gräfin Werthern, auf die ich unten zurückkomme, geworden, die Göthe's Frau von Stein.

Charlotte von Stein war geboren 1743 und die Tochter des Hofmarschalls von Schardt. Dieser alte Hofmarschall muß ein ganz origineller Hofherr gewesen sein. Carl August schrieb einmal über ihn an Merck, d. d. Belvedere am 31. Mai 1781: „Der alte Geheime Rath Schard hat sich neulich in seiner confusen Sprache ganz besonders über meine und meiner Mutter Sammlerei ausgelassen, er erzählte, er habe meine Gemälde gesehen.

„Mein Gott, sagte er, wer hängt dem Herren die Copien nur auf, straf mir Gott, von allen habe ich die Originale; und die Frau Herzogin Mutter kauft Kupfer, ich könnte sie ihr weit besser geben. Aber man glaubt mir nicht. Noch neulich war ich bei der guten Dame, da hab' ich sie denn alle gesehen, und gewiesen hab ich's ihr und straf mir Gott, in allen war hinein ratesoutirt." Die liebenswürdige Tochter dieses sonderbaren Hofmannes war mit dem Oberstallmeister Baron von Stein verheirathet worden, 1764, elf Jahre vorher, ehe Göthe nach Weimar kam, sie hatte aus dieser Ehe schon sieben Kinder. Stein war ein Mann, von dem sein eigner Sohn schreibt: „daß seine Kinder ihn eigentlich gar nicht zu sehen bekamen, da er Mittags bei Hofe speiste und Abends fast immer in Gesellschaft war." Er war aber ein schöner Mann und besaß im hohen Grade den Ton der feinen Welt. Schiller, der sehr vortheilhaft von Frau von Stein urtheilt, erfand an Herrn von Stein „ein leeres Geschöpf, dabei sei er ein Kopfhänger und sein Kopf in täglicher Gefahr." Die Wahrheit dieses Urtheils bewährte sich, Stein starb in Gemüthskrankheit schon 1793, seine Frau überlebte ihn noch vierunddreißig Jahre: sie war, als sie 1827 starb, dreiundachtzig Jahre alt. Ob ein Präsident von Schardt, der nach der Restauration unter den katholischen Convertiten Deutschlands vorkommt, ein Bruder der Frau von Stein gewesen sei, kann ich nicht sagen.

Als Göthe im Jahre 1775, siebenundzwanzig-

jährig in Weimar erschien, war Frau von Stein, die fünf Jahre älter als Göthe war und wie gesagt, sieben Kinder geboren hatte, nicht mehr jugendlich, schön war sie nie gewesen, aber sie war noch jugendlich lebendig und geistvoll. Sie wurde Göthe's erklärte Herzensflamme: die Vergötterung, welche die reizende, unvergeßliche Lili vorenthalten hatte, gewährte Frau von Stein und dies war es, was Göthe glückselig machte. „Sie hat, schrieb er im August 1780 an Lavater, meine Mutter, Schwester und Geliebten nach und nach geerbt, und es hat sich ein Band geflochten, wie die Bande der Natur sind.“ Das höchst delicate Verhältniß ward durch Charlotten's sehr feines Gefühl, mit dem sie es jederzeit auf den Grenzen der in ihrer Lage als Gattin und Mutter möglichen Vertraulichkeit zu halten wußte, für Göthe's Natur Jahre lang eine Art von kleinem irdischen Paradies. Er kam täglich zu ihr in ihre Wohnung, welche er ihr selbst in einem der herrschaftlichen Gebäude hinter dem Fürstenhause am Eingang des Parks, wo, wie erwähnt, der Hof damals wohnte, eingerichtet hatte, es waren nur zwanzig Minuten Wegs von seinem Garten. Er tauschte über Alles und Jedes seine Gedanken mit ihr aus, er las mit ihr sogar den Spinoza*). Er war untröstlich,

*) Göthe an Knebel, den 11. Nov. 1784: „Ich lese mit der Frau von Stein die Ethik des Spinoza. Ich fühle mich ihm sehr nahe, obgleich sein Geist viel tiefer und reiner ist, als der meinige.“

wenn sie zu lange auf ihrem Gute in Kochberg verweilte. Auch wenn sie in Weimar war, wechselte er unausgesetzt, fast täglich und manchmal in einem Tage mehrere Billete und Briefe. Diesen Briefwechsel Göthe's mit Frau von Stein hat Hofrath Schöll in Weimar nach langem Warten endlich im Sturmjahr 1848 herausgegeben und er hat allerdings die interessantesten Aufschlüsse über die interessante Entwickelungsgeschichte des Dichters und seines fürstlichen Freundes geliefert. Der so zurückhaltende, bemessene Göthe geht hier mit der ganz freien Herzenssprache heraus: wer Göthe vorher nicht geliebt hatte, lernt ihn nach diesen Briefen an Frau von Stein lieben.

Die Intimität dieses Briefwechsels geht aber nur bis zu der italienischen Reise, 1786, dem berühmten Wendepunkte in Göthe's Leben. Unmittelbar vor dieser Reise scheint ein Plan im Werke gewesen zu sein, daß Göthe sich mit Frau von Stein verbinden wollte. Göthe schrieb ihr acht Tage vor seiner heimlichen Abreise aus Carlsbad, die am 3. September 1786 geschah: „Auf alle Fälle muß ich noch eine Woche bleiben; dann wird aber auch alles so sanft endigen und die Frucht reif in den Schooß fallen. Und dann werde ich in der freien Welt mit Dir leben und in glücklicher Einsamkeit ohne Namen und Stand der Erde näher kommen, aus der wir genommen sind."

Was die Ausführung dieses Plans, der auf eine Scheidung und ein Zusammenleben in Italien gegangen zu sein scheint, verhindert hat, ist nicht bekannt

geworden: Frau von Stein hat vor ihrem Tode von Göthe sich ihre eignen an ihn gerichteten Briefe wiedergeben lassen und sie sammt und sonders vernichtet. Einen Fingerzeig giebt vielleicht, was damals unterm 9. Juli 1786 Göthe über die Negotiation des Afrikaners Einsiedel an Frau von Stein schrieb, der mit seiner Geliebten, Frau von Werthern, gebornen Münchhausen, die eine Puppe für sich hatte begraben lassen, aus Tunis zurückgekommen war. „Einsiedel war bei der Werthern Bruder und hat freundschaftlich mit ihm getrunken. Dieser edle Bruder ist des Morgens düster, Nachmittags betrunken und das Resultat der Unterhandlungen ist sehr natürlich und sehr sonderbar ausgefallen. Münchhausen erklärt, daß, wenn seine Schwester ordentlich von ihrem Manne geschieden, mit ihrem Liebhaber ordentlich getraut sein werde, er sie für seine Schwester erkennen und bei der Mutter auswirken wolle, daß sie auch als Tochter anerkannt und ihr das Erbtheil nicht entwendet werde. Für einen Trunkenen ein sehr nüchterner Vorschlag. Nun aber unsre Flüchtlinge! Wie abscheulich! — Zu sterben! Nach Afrika zu gehen, den sonderbarsten Roman zu beginnen und sich am Ende auf die gemeinste Weise scheiden und copuliren zu lassen! Ich hab es höchst lustig gefunden. Es läßt sich in dieser Werkeltagswelt nichts Außerordentliches zu Stande bringen."

Göthe reiste ganz insgeheim allein von Carlsbad durch Baiern nach Italien ab, Niemand als der

Herzog wußte um die Reise. In Italien schrieb er noch lange auf die alte Weise an Charlotten, kam aber dann auf andere Gedanken, er rettete sich aus seiner idealen Liebe in die Freuden, die er in den römischen Elegien beschreibt. Damals, während Göthe's Abwesenheit, schrieb Schiller im Jahre 1787 an Körner über Frau von Stein „nach einem Abendspaziergang in Weimar in adeliger Gesellschaft": „Frau von Stein ist die beste unter allen, eine wahrhaft eigene interessante Person, und von der ich begreife, daß Göthe sich so ganz an sie attachirt hat. Schön kann sie nie gewesen sein, aber ihr Gesicht hat einen sanften Ernst und eine ganz eigene Offenheit. Ein gesunder Verstand, Gefühl und Wahrheit liegen in ihrem Wesen. Diese Frau besitzt vielleicht über tausend Briefe von Göthe und aus Italien hat er ihr noch jede Woche geschrieben. Man sagt, daß ihr Verhältniß ganz rein und untadelhaft sein soll."

Am 5. Octbr. 1775 war des Herzogs Vermählung mit Luise von Darmstadt gewesen, am 7. Nov. darauf war Göthe nach Weimar gekommen. Schon am 26. Jan. 1776 berichtete Wieland an Merck: „Göthe kommt nicht wieder von hier los. Carl August kann nicht mehr ohne ihn schwimmen noch waten." Unterm 27. Januar 1776 schrieb Göthe an Frau von Stein nach einer Maskenballnacht: „Liebe Frau, ich war heut Nacht in einem Teufels Humor zu Anfange. Es drückte mich und die Herzogin, daß Sie fehlten. Endlich fing ich an zu

miseln*) und da ging's besser. Die Liebelei ist doch das probateste Palliativ in solchen Umständen. Ich log und trog mich bei allen hübschen Gesichtern herum und hatte den Vortheil immer im Augenblick zu glauben, was ich sagte. Die Niedlichkeit der italienischen Blumenkränze stand der Gräfin G.**) nicht besser zu Gesicht und Taille, als die Festigkeit und Treue Coucy***), ihrem Manne. Die Herzogin M. (Mutter) war lieb und gut, Herzogin Luise ein Engel! Aber ich blieb in Fassung und kramte läppisches Zeug aus. Sie widersprach über eine Kleinigkeit dem Herzog heftig, doch machte ich sie nachher lachen." Ein paar Tage darauf schreibt Göthe: „Kommen Sie heut zu Hof? Luise war gestern lieb. Großer Gott, ich begreife nur nicht, was ihr Herz so zusammenzieht." Und unterm 1. September 1776 schrieb er: „Wenn das so fortgeht, beste Frau, werden wir wahrscheinlich noch zu lebendigen Schatten. Es ist mir lieb, daß wir wieder auf eine abentheuerliche Wirthschaft ausziehen†), denn ich halt's nicht aus. So viel Liebe, so viel Theilnahme! so viel treffliche Menschen und so viel Herzensdruck!" Endlich am 12. September: „Gestern war ich in Belvedere. Luise ist aber ein unendlicher

*) Das hieß in der damaligen Kraftgeniesprache schön thun, den Damen den Hof machen.

**) Wahrscheinlich Görtz.

***) Der berühmte Sänger aus der Zeit der Kreuzzüge.

†) Nach Ilmenau, wo der 3. September, der Geburtstag des Herzogs gefeiert wurde.

Engel, ich habe meine Augen bewahren müssen, nicht über Tisch nach ihr zu sehen — Die Götter werden uns allen beistehn. — Die Waldnern *) ist recht lieb, ich war früh bei ihr, wir haben uns herumgeschäkert. Abends alle Durchlauchten in Tieffurt. Ihr **) Mann war guten Humors, machte possirliche Streiche mit der Oberhofmeisterin. Ich habe die Hofleute bedauert, mich wundert, daß nicht die meisten gar Kröten und Basilisken werden."

Ueber sein Leben schrieb Göthe unterm 8. März 1776 an Merck in Darmstadt: „Wir machen des Teufels Zeug. Es geht mit uns allen gut, denn was schlimm geht, laß ich mich nicht anfechten. Den Hof hab ich nun probirt, nun will ich auch das Regiment probiren und so immer fort. Ich streiche was ehrlichs in Thüringen herum und kenne schon ein brav Fleck davon. Das macht mir auch Spaß, ein Land so auswendig lernen." Unterm 24. Juli 1776 schreibt er an Merck: „Glaub, daß ich mir immer gleich bin, freilich hab ich was auszustehn gehabt, dadurch bin ich nun ganz in mich gekehrt. Der Herzog ist ebenso, daran denn die Welt freilich keine Freude erlebt; wir halten zusammen und gehen unsern eigenen Weg, stoßen so freilich allen Schlimmen, Mittelmäßigen und Guten für'n Kopf, werden aber doch hindurchdringen, denn die Götter sind sichtbar mit uns." — Und unterm

*) Fräulein Adelaide von Waldner, Hofdame der Herzogin Luise, eine Elsasserin.

**) Frau von Stein's.

22. Nov. 1776 schreibt er an Merck: „Ich bin weder Geschäftsmann, noch Hofmann, und komm' in Beiden fort. Der Herzog und ich kriegen uns täglich lieber, werden täglich ganzer zusammen, ihm wird's immer wohler und ist eben eine Creatur, wie's keine wieder giebt." Endlich unterm 5. Jan. 1777 heißt es wieder an Merck: „Ich lebe immer in der tollen Welt und bin sehr in mich zurückgezogen. Es ist ein wunderbar Ding um's Regiment der Welt; so einen politisch-moralischen Grindkopf nur halbweg zu säubern und in Ordnung zu halten." Wieland schrieb am 27. Mai 1776 an Merck: „Göthe lebt und regiert und wüthet und giebt Regenwetter und Sonnenschein tour à tour, comme vous savez und macht uns alle glücklich, er mache, was er will." — Und am 21. Oct. 1777 schrieb er an Merck: „Göthe leidet zeither immer an Zahnschmerz comme un damné. Aber er macht's auch darnach mordiable; man muß die alte bestialische Natur brutalisiren, pflegte der alte mordiable von Bassenheim zu Mainz zu sagen. Göthe und der Herzog sind auch von diesem Glauben; aber sie befinden sich meistens so übel dabei, daß ich keine Versuchung kriege, ihr Proselyt zu werden." Merck endlich schrieb im Herbst 1777 an eine Freundin: „Göthe spielt allerdings groß Spiel in Weimar, lebt aber doch am Hofe nach seiner eignen Sitte. Der Herzog ist, man mag sagen, was man will, ein trefflicher Mensch und wird's in seiner Gesellschaft noch mehr werden. Alles, was man aussprengt, sind Lügen

der Hofschranzen. Sie können sich darauf verlassen, daß es Lügen sind, denn Flachsland, Bruder von der Frau Herder's, der bei mir im Hause wohnt, ist neuerlich von Weimar zurückgekommen und hatte sich neun Monate bei seiner Schwester aufgehalten. Es ist wahr, die Vertraulichkeit geht zwischen dem Herrn und Diener weit, allein was schadet das? Wär's ein Edelmann, so wär's in der Regel. Göthe gilt und dirigirt Alles und Jedermann ist mit ihm zufrieden, weil er Vielen dient und Niemanden schadet. Wer kann der Uneigennützigkeit des Menschen widerstehen?" Unmittelbar auf die von Wieland angedeutete Zahnschmerzperiode kam die berühmte einsame Abentheuerfahrt Göthe's auf den Brocken im Anfang des Decembers 1777, während welcher er das bekannte wunderschöne Gedicht: „Harzreise im Winter" schrieb. Unterm 9. Dec. 1777 berichtete er darüber an Frau von Stein: „Ich habe mich tiefer ins Gebirg gesenkt und will morgen von da in seltsame Gegenden streifen, wenn ich einen Führer durch den Schnee finde. Ich denke des Tags hundertmal an den Herzog und wünsche ihm den Mitgenuß so eines Lebens, aber den rechten leckeren Geschmack davon kann er doch nicht haben, er gefällt sich noch zu sehr, das Natürliche zu was Abentheuerlichem zu machen, statt daß es einem erst wohl thut, wenn das Abentheuerliche natürlich wird." Am 10. Dec. schrieb Göthe: „Ein Viertel nach Zehn auf dem Brocken. Ein Viertel nach Eins droben. Heitrer herrlicher Tag, rings die ganze Welt in Wolken und

Nebel, oben alles heiter." — „Was ist der Mensch, daß du sein gedenkest?" Um Vier wieder zurück."

Nach dieser heitern Brockenfahrt schrieb Göthe 22. Jan. 1778 an Merck: „Ich bin nun ganz in alle Hof- und politische Händel verwickelt und werde fast nicht wieder weg können. Meine Lage ist vortheilhaft genug und die Herzogthümer Weimar und Eisenach immer ein Schauplatz um zu versuchen, wie einem die Weltrolle zu Gesichte stände. Ich übereile mich drum nicht und Freiheit und Gnüge werden die Hauptconditionen der neuen Einrichtung sein, ob ich gleich mehr als jemals am Platze bin, das durchaus Sch...ige (der stärkste Ausdruck) dieser zeitlichen Herrlichkeit zu erkennen."

Bei Hofe war Göthe nach Kräften beflissen, Abwechselung in die Lustbarkeiten zu bringen. So führte er unter andern das Schlittschuhlaufen ein. Der Kammermusikus Krenz in Weimar berichtet darüber unterm 16. Februar 1778 an Göthe's Mutter: „Neues wüßte ich Ihnen nicht zu schreiben, als daß der Geheime Legationsrath dann und wann mit den Herrschaften Abends Schlitt-Schule läuft und zwar en masque. Die Herzoginnen, gnädige Frauen und Fräuleins lassen sich im Schlitten schieben. Der Teich, welcher nicht klein ist, wird rundum mit Fackeln, Lampen und Pechpfannen erleuchtet. Das Schauspiel wird auf der einen Seite mit Hautboisten- und Janitscharen-Musik, auf der andern mit Feuerrädern, Raketen, Kanonen und Mörsern vervielfältigt. Es dauert oft zwei bis drei Stunden."....

Ueber die Sommerlustbarkeiten berichtet Wieland an Merck unterm 3. Juni 1778: „Der Herzog und Göthe kamen vorgestern Vormittags von ihrer Wanderung nach Leipzig, Dessau und Berlin zurück. Abends ging ich mit meiner Frau und beiden ältesten Mädchen über den nach Göthen's Plan und Ideen, seinem Garten gegenüber neuangelegten Exercierplatz, um von da nach dem s. g. Stern zu gehen und meiner Frau die neuen Poëmata zu zeigen, die der Herzog nach Göthen's Invention und Zeichnung dort am Wasser anlegen lassen und die eine wunderbar künstliche, anmuthig wilde, einsiedlerische, und doch nicht abgeschiedene Art von Felsen und Grottenwerk vorstellen, wo Göthe, der Herzog und Wedel oft selb drei zu Mittag essen oder in Gesellschaft einer oder der andern Göttin oder Halbgöttin den Abend passiren 2c. Wir trafen den Herzog und Göthen in Gesellschaft der schönen Schröterin*) an, die in der unendlich edeln attischen Eleganz ihrer schönen Gestalt und in ihrem ganz simpeln und doch unendlich raffinirten und insidiosen Anzug wie die Nymphe dieser anmuthigen Felsengegend aussah 2c. Du solltest einmal Deinen Braunen zwischen die Füße nehmen und kommen und all unser Wesen selbst beaugenscheinigen. Denn die Dinge hier wollen durchaus gesehen und selbst gefühlt und beschnuffelt sein. Zum Exempel, so wie Du mit Deinen Augen den Herzog, Göthen, die Schröterin und ihre dicke

*) Corona Schröter, Kammersängerin der verwittweten Herzogin.

Cypassis, die ihr zur Folie dient, in vorbesagter Felsenscene an der Ilm, die dort einen Fall hat, dem Stern (einem Bosquet), Göthen's Garten und einem lieblichen, bis nach Belvedere sich herabziehenden Wiesenthal gegenüber, gesehen haben würdest, NB. so offen unter Gottes Himmel, und in den Augen aller Menschen, die da von Morgen bis in die Nacht ihres Wegs vorübergehen: so würde und müßte Deine Seele Wohlgefallen daran haben und Du würdest einer ganzen Welt, die etwas dagegen hätte, in's Gesicht speyen — und so ist's mit zwanzig andern Dingen."

Die neugeschaffne Ilm-Scenerie ward manchmal noch besonders durch den inventionsreichen Göthe verherrlicht. „Verwichenen Sonnabend, schreibt Wieland an Merck, den 27. August 1778, fuhren wir zu Göthen, der die Herzogin (Amalie) auf den Abend in seinen Garten eingeladen hatte, um sie mit allen den Poëmen, die er in ihrer Abwesenheit an den Ufern der Ilm zu Stande gebracht, zu regaliren. Wir speisten in einer gar holden, kleinen Einsiedelei*), und da fand sich's, daß casu quodam der siebente Stuhl an einer Tafelrunde, wo wir saßen, leer war. Dies brachte in allen einmüthig den Wunsch hervor, daß es der Deinige sein möchte ꝛc. Wir tranken auf Deine Gesundheit eine Flasche Johannisberger Sechziger aus, und wie wir nun aufgestanden waren und die Thüre öffneten, siehe, da stellte sich uns, durch geheime Anstalt des Archi-Magus, ein Anblick dar, der mehr einer

*) Das Borkenhäuschen, das damals eingeweiht wurde.

realisirten dichterischen Vision als einer Naturscene ähnlich sah. Das ganze Ufer der Ilm, ganz in Rembrandt's Geschmack beleuchtet — ein wunderbares Zaubergemisch von Hell und Dunkel, das im Ganzen einen Effekt machte, der über allen Ausdruck geht. Die Herzogin war davon entzückt wie wir alle. Als wir die kleine Treppe der Einsiedelei herabstiegen*) und zwischen den Felsenstücken und Buschwerken längs der Ilm gegen die Brücke, die diesen Platz mit einer Ecke des Sterns verbindet, hingingen, zerfiel die ganze Vision nach und nach in eine Menge kleiner Rembrandt'scher Nachtstücke, die man ewig hätte vor sich sehen mögen und die nun durch die dazwischen durchwandelnden Personen ein Leben und ein Wunderbares bekamen, das für meine poetische Wenigkeit gar was Herrliches war. Ich hätte Göthen vor Liebe fressen mögen."

Ueber die Thätigkeit Göthe's bei Hofe, worin er in seinem eigensten Lichte strahlte, über die Thätigkeit als Hofpoet, berichtet ein späterer Brief der Hofdame der Herzogin Amalie, Luise von Göchhausen an Merck vom 11. Febr. 1782: „Von so recht eclatantem Jammer und Elend**), schreibt sie, kann ich eigentlich von hier nichts melden; dafür

*) Diese kleine Felsentreppe, dicht an der Hinterthüre des Borkenhäuschens, diente zum leichteren Entschlüpfen bei Ueberraschungen und es cursiren von der gelegentlichen Benutzung derselben noch manche Traditionen in Weimar.

**) wie Merck in letzter Zeit gehabt hatte.

sind wir aber, wie billig, das ganze Jahr nicht sonderlich à notre aise, und weltkundig ist es, daß bei uns im Julius noch Caminfeuer brennt. Die Zeit des Carnevals hat indessen für jetzt zu allerlei Selbstbetrug Anlaß gegeben und man ist wenigstens darauf bedacht gewesen, die maladie contagieuse des Hofennui recht brillant zu machen. Komödien, Bälle, Aufzüge, Redouten rc. das Alles hat sich gejagt. Auch Freund Göthe hat sein Goldstück zu Anderer Scherflein gelegt und auf der Herzogin Luise Geburtstag, der den 30. war, eine artige Comédie ballet geliefert, die folgenden Inhalts war:

„Eine Fee und ein Zauberer hatten einen mächtigen Geist beleidigt und ihnen wurde dadurch das Vorrecht, ewig jung zu bleiben, geraubt. Sie wurden alt mit allen andern Feen und Zauberern, die ihnen ergeben waren. Diese Strafe sollten sie dulden, bis in gewissen Bergklüften der große Karfunkel gefunden würde, dem das verzaubert war, was ihnen allen fehlte. Diesen Stein zu erhalten, vereinigten nun die Fee und der Zauberer ihre Macht. Die Berggeister wurden beschworen, Feen, Gnomen und Nymphen thaten durch wunderbare Zaubereien ihr Bestes und das Abentheuer wurde bestanden, der große Karfunkel herbeigeschafft und — Amor sprang heraus. In diesem Augenblick gingen die großen Verwandlungen vor sich und aus einem ganzen Theater voll alter Mütterchen und Gnomen wurden lauter schöne Mädchen und Jünglinge. Diese Verwandlungen gingen sehr gut und Decoration und Musik war

recht artig. Das Ganze war mit Gesang und Tänzen gemischt und endigte mit einem großen Ballet, wo Amor der Herzogin beiliegende Verse gab, die Göthe nebst vielen Grüßen sendet, sich daran zu erbauen.*)

„Den Freitag darauf war Redoute. Unter andern produzirten sich neun weibliche Tugenden, worunter die Bescheidenheit die Verse Nr. 2**), auch von Göthen, der Herzogin übergab. Wieland ließ sich bei dieser Gelegenheit verlauten, daß noch eine weibliche Tugend mangele, nämlich die Schwerenoth, welche eigentlich die ächte häusliche sei."

„Vergangenen Freitag wurde in einem Aufzug zum zweitenmal der Winter mit allen seinen Lustbarkeiten repräsentirt, welches Alles auf dem gedruckten Zettel zu lesen"***).

Mit Göthe war schon im Jahre 1778, nach der oben erwähnten Brockenfahrt, eine merkliche Verliche Veränderung vor sich gegangen: er schloß sich immer mehr von der Welt ab und in seinen Garten ein. Dieser Garten wurde sein Eldorado: er pflanzte und baute darin mit eben der Inbrunst, mit der er früher Verse gemacht hatte und später Kupferstiche, Bilder, Münzen, Autographen und andere Curiositäten sammelte und Geologie, Metereologie, Knochenlehre, Farbenlehre und dergleichen Naturalia trieb. „Ich war gestern Nachmittag, schreibt einmal Wie-

*) Göthe's Werke. Stuttg. 1816. Band VIII. S. 366.
**) „ „ „ „ „ „ S. 365.
***) „ „ „ „ „ „ S. 259 ff.

land an Merck unterm 8. November 1777, bei Göthen auf seinem Altan. Kein lieberes, sich wärmer an einen anlegendes, oder wie die Schwaben sagen, einen mehr anheimelndes Plätzchen auf Gottes Erdboden müssen Sie nie gesehen haben. Es ist recht, als ob Göthen's Genius das Alles von Jahrhunderten her so angelegt, gepflanzt und gepflegt hätte, damit ers einst in Weimar völlig und fertig fände und sich nur hineinzulegen brauchte."

Adolf Stahr hat neulich in seinem Tagebuch aus Weimar einen Bericht von der gegenwärtigen Beschaffenheit des berühmten Gartenhäuschens Göthe's am Stern des Parks zu Weimar gegeben: „Etwa zwanzig Minuten von der Stadt entfernt, hart am Wege nach dem Dörfchen Oberweimar am Fuße des Horn genannten Höhenzuges, erhebt sich aus dem schattigen Grün hochwipfliger Baumpflanzungen ein kleines spitzbedachtes Häuschen, dessen schwarzgraues Schieferdach reichlich die Hälfte seiner ganzen zweistöckigen Höhe ausmacht. Die nach der Fahrstraße gelegene Vorderfronte, hoch hinauf von Rosen und wildem Wein umrankt, blickt westwärts über die Wiesen nach dem Parke hin. Der nördliche Giebel gewährt die Aussicht auf den Stern, der südliche auf die Höhen von Belvedere, während die östliche Seite, im Schatten der umgebenden Bäume, dem Garten zugewendet ist. Zwei Holzgitterthüren mit wenigen Steinstufen in Mitten einer fast gleich hohen lebendigen Hecke bilden die Eingänge zum Garten. Wenige Schritte aufwärts steigend erreicht man das Haus,

dessen niedrige, dem Innern des Gartens zugelegene Thüre zu den beschränktesten Räumen führt. Ein Zimmer, Küche und Flur im untern, ein Frontezimmer und zwei kleine Seitencabinette im obern Stock, alles niedrig, eng und schmal. Nur in einem der oberen Zimmer sahen wir einen Kamin; das Arbeitszimmer, nach Norden blickend, hat nur ein Fenster, das zweite ist vermauert. Hier ward an einem Frühlingsabend 1779 nach einem schweren Protokollen- und Actentage Iphigenie begonnen, während ein Quatuor neben an in der grünen Stube die Seele löste. Aus dem Hause tretend, wo ein zierlich nach Art der Mosaikböden in römischen Villen gepflasterter Vorplatz uns empfängt, gelangten wir den Garten hinansteigend zu einem von hohen Bäumen beschatteten Ruheplatze. Ueber demselben auf einer in die Tuffwand eingelassenen Steintafel liest man die Inschrift, welche in Göthe's Gedichten die Bezeichnung „Erwählter Fels" trägt (eine Huldigung an Frau von Stein) ꝛc. Auf den Blumenbeeten wucherte Unkraut, die Gänge und Wege waren vielfach mit Gras bewachsen" ꝛc. ꝛc. In diesem Häuschen wohnte Göthe sieben Jahre, bis er im Jahre 1782 das Haus am Frauenplan in der Stadt bezog, welches zehn Jahre später Carl August ihm schenkte. Der Garten blieb bis zu seinem Tode sein Lieblingszufluchtsort, er brachte gewöhnlich Sonnabend und Sonntag da zu. Seit Göthe's Tode haben verschiedene Miether das Häuschen bewohnt.

Wieland hätte gern manchmal seinen Liebling

in diesem Eldorado besucht, aber der Liebling sperrte sich ab. „Göthen, schreibt er unterm 12. April 1778 an Merck, bekomme ich gar nicht mehr zu sehen; denn er kommt weder an den Concerttagen nach Hof, noch zu mir; und zu ihm zu kommen, wiewohl unsere Domainen eben nicht sehr weit von einander liegen, ist auch keine Möglichkeit, seitdem er beinah alle Zugänge verbarricadirt hat. Denn alle nähere Wege zu seinem Garten gehen über die Ilm und theils durch eine ehemals öffentliche Promenade, den Stern, theils über eine herrschaftliche Wiese. Nun hat er zwar, pour faciliter la communication, im vorigen Jahre drei bis vier Brücken über die Ilm machen lassen; aber Gott weiß warum, sie sind mit Thüren versehen, die ich, so oft ich noch zu ihm gehen wollte, verschlossen angetroffen habe. Da man nun nicht anders zu ihm dringen kann, als mit einem Zug Artillerie, oder wenigstens mit ein Paar Zimmerleuten, die einem die Zugänge mit Aexten öffnen, so ist ein gemeiner Mann wie unser einer gezwungen, das Abentheuer gar aufzugeben und in seinem eigenen zu bleiben. So viel ich höre, ist er heute mit dem Herzog nach Ilmenau, wo sie vermuthlich eine Zeitlang sich mit der Jagd divertiren werden."

Es handelt sich hier um die denkwürdige Metamorphose, welche mit Göthe vorgegangen war, die Metamorphose, wodurch das wertherisirende Genie ein feierlicher Kammerpräsident ward.

Schon unterm 3. Juni 1778 hatte Wieland klagend an Merck geschrieben: „Statt der allbele-

benden Wärme, die sonst von Göthe ausging, ist politischer Frost um ihn her. Er ist immer gut und harmlos, aber er theilt sich nicht mehr mit und es ist nichts mit ihm anzufangen."

Göthe's Eintreten in die Staatscarriere war den weimarischen Hof- und Civilspießbürgern ein Dorn im Auge gewesen, ein Kraftgenie im Geheimen Conseil schien ihnen ein Greuel. Das ward viel schlimmer, als 1779 seine Ernennung durch Carl August zum Geheimen Rath kam. Unterm 21. Sept. 1779 schrieb Wieland an Merck: „Seitdem er das heißt, was er schon allezeit vorher war, ist das Publikum unglaublich intriguirt und das odium Vaticinianum fast aller weimarischen Menschen gegen ihn, der im Grunde doch keiner Seele Leids gethan hat, auf eine Höhe gestiegen, die nahe an stille Wuth grenzt." Göthe war gescheid genug das zu bemerken und die letzte Geniefahrt, die er machte, war die Schweizerreise im Herbst 1779 mit dem Herzog und Wedel zu Pferde, incognito, ohne alles ceremonielle Hofgefolge. Sobald er zurückkam, trug er gestickte Westen und Staatskleider und trat im vollen Ministeraplomb auf.

Bei Hofe mußten eigne Künste gespielt werden, um Göthen mit der regierenden Herzogin Luise spielfähig zu machen. Erst ging, erfuhr Böttiger von Kalb, Göthe nach Meiningen, wo er am Hofe öffentlich mit den Herrschaften Whist spielte. Nach dieser Einleitung wurde die Sache in Weimar so eingerichtet, daß der Stallmeister von Stein mit der Herzogin spielte, plötzlich abgerufen wurde und nun

Göthe, der schon darauf wartete, sich indeß für ihn einsetzte. Nun war das Eis gebrochen und von nun an ging die Sache ohne Schwierigkeit. Die Herzogin Luise hielt streng aufs Ceremoniel. Die Frau des englischen Consuls in Hamburg, Madame Melish, eine geborne Fräulein von Stein, später Schwiegermutter des Grafen Marschall, Oberforstmeisters zu Moritzburg bei Dresden, durfte nicht eher bei Hofe diniren, nur soupiren, bis ihr Mann auf des Herzogs Rath preußischer Kammerherr geworden war. Legationsrath Gerning durfte als Nichtadeliger nicht zum adeligen Hofball eingeladen werden. Sogar der Dichter des Wallenstein war zwei Jahre in Weimar, ehe man ihn zu Hofe einlud. Endlich erfolgte eine Einladung und Schiller lehnte sie ein für allemal ab. „Da ich nun zwei Jahre hier wohne, schrieb er 2. Januar 1802 an Frau von Stein, ohne nach Hofe eingeladen zu sein — so wünschte ich auch für's Künftige, wegen meiner Kränklichkeit davon ausgeschlossen zu bleiben. Für mich selbst bin ich, wie Sie mich kennen, nach keiner Auszeichnung begierig, die nicht persönlich ist" u. s. w. Hierauf ward Schiller geadelt „wegen seiner Verdienste um die deutsche Sprache." Schiller schrieb damals an Humboldt: „Sie werden wohl gelacht haben, da Sie von unserer Standeserhöhung hörten. Es war ein Einfall von unserm Herzog und da es geschehen ist, kann ich es mir um der Lolo und der Kinder willen gefallen lassen." Lolo schrieb dem jungen Stein: „Aus dem Diplom kann Jeder sehen, daß Schiller ganz un-

schuldig daran ist und dies ist es, was mich beruhigt." *) Die Nobilitirung Göthe's war nach der Meinung der Welt geschehen, um seine Verheirathung mit Frau von Stein möglich zu machen, so schrieb noch 1787 Schiller an Körner. Aber aus einem Billet Göthe's an Frau von Stein vom 17. Nov. 1781 erfahren wir ganz Andres. „Die Herzogin Mutter, schreibt er, hat mir gestern eine weitläufige Demonstration gehalten, daß mich der Herzog müsse und wolle adeln lassen. Ich habe sehr einfach meine Meinung gesagt und einiges dabei nicht verhehlt, was ich Dir auch noch erzählen will." Im Juni 1782 erfolgte das kaiserliche Adelsdiplom, das Göthe an Frau von Stein mit den dürren Worten schickte: „Ich bin so wunderlich gebaut, daß ich mir gar nichts dabei denken kann."

Der Herzog seinerseits verwandelte sich ebenfalls nach der oben erwähnten Schweizerreise 1779 sichtbar, aber in andrer Weise, wie Göthe: er ließ sich die

---

*) Freiherr von Maltitz schrieb in's Schilleralbum:
„Deutscher Dichter, frei und groß,
Seltsam fiel Dein Lebensloos:
Wardst verketzert und verwiesen,
Wardst gefeiert und gepriesen,
Angestaunt in Deinem Streben
Und der Armuth preisgegeben;
Dumm gelobt und dumm getadelt,
Und zuletzt auch noch geadelt!
Ach, vergieb dem Vaterland,
Meister, seinen Unverstand!"

Haare abschneiden und fing an einen Schwedenkopf wie Carl XII. zu tragen. Er selbst meldet unterm 27. Februar 1780 das große Ereigniß an Merck: „Ich bin acht Tage in Neuheiligen bei den Grafen Werthers gewesen und als ich zurückkam, schnitt ich mir die Haare ab. Dieses ist die nouvelle du jour, die den meisten Lärm macht." Carl August spricht in einem Briefe vom 2. Jun. 1783 an Merck davon, daß er die „Taciturnität" seines Kammerpräsidenten durch Geschenke von Handzeichnungen, die er sammle, zu entwurzeln suche und 1797 schreibt er über Göthe an Knebel: „Es ist gar possirlich, wie der Mensch gar so feierlich wird."

Der Grund zu dieser Feierlichkeit war der Antheil, den Göthe an den Regierungsgeschäften zu nehmen gezwungen war, ein Antheil, den die Art und Weise, wie der Herzog in sie eingriff, jezuweilen nicht sehr angenehm machte. Die Finanzen des kleinen Herzogthums befanden sich seit lange her in großer Verwirrung: der alte Kammerpräsident von Kalb, der während der Vormundschaft der Herzogin Mutter Amalie fungirte, scheint ein übler Staatshaushalter gewesen zu sein. Kurz nach Carl August's Regierungsantritt, in der Zeit der Genieperiode des Hofs, übernahm sie, wie erwähnt, der jüngere Kalb, sein Sohn. Um Geld zu beschaffen, wurden Anleihen gemacht, unter andern eine beim Canton Bern. Es ergab sich dringender Verdacht gegen des jüngeren Kalb Rechtschaffenheit und Carl August entließ ihn. Als Göthe damals im Sommer 1782 die

Kammerpräsidenten-Stelle aus den Händen des liederlichen Kalb übernahm, hatte er an Merck unterm 16. Juli geschrieben: „Es geht mir wie dem Treufreund in meinen Vögeln. Mir wird ein Stück des Reichs nach dem andern auf einem Spaziergang übertragen. Diesmal muß mir's nun freilich Ernst, sehr Ernst sein, denn mein Herr Vorgänger hat saubre Arbeit gemacht. Manchmal wird mir's sauer, denn ich flehe redlich aus. Dann denk' ich wieder: Hic est aut nusquam quod quaerimus." In demselben Sinne schrieb Göthe unterm 27. Juli 1782 an Knebel: „Daß Kalb weg ist und daß auch diese Last auf mich fällt, hast Du gehört. Jeden Tag, je tiefer ich in die Sache eindringe, sehe ich, wie nothwendig dieser Schritt war. Als Geschäftsmann hat er sich mittelmäßig, als politischer Mensch schlecht und als Mensch abscheulich aufgeführt und wenn Du nimmst, daß ich diese dreie sehr wohl mit der Feder sondern kann, im Leben aber es nur ein und derselbe ist, so denke Dir. Doch Du kannst Dir's und brauchst Dir's nicht zu denken. Es ist vorüber. Nun hab' ich von Johanni an zwei volle Jahr aufzuopfern, bis die Fäden nur so gesammelt sind, daß ich mit Ehren bleiben oder abdanken kann. Ich sehe aber auch weder rechts noch links und mein altes Motto wird immer wieder über eine neue Expeditions-Stube geschrieben: „Hic est aut nusquam, quod quaerimus." Dabei bin ich vergnügter, als jemals, denn nun hab ich nicht mehr, wenigstens in diesem Fache, das Gute zu wünschen und halb zu thun und das Böse zu verabscheuen und

ganz zu leiden. Was nun geschieht, muß ich mir selbst zuschreiben und es wirkt nichts dunkel durch den Dritten und Vierten, sondern hell gerade auf mich. Daß ich bisher so treu und fleißig im Stillen fortgearbeitet habe, hilft mir unendlich; ich habe nun anschauliche Begriffe fast von allen nothwendigen Dingen und komme so leicht durch. Du kannst denken, daß ich über diese Dinge mit Niemanden spreche und also bitt ich Dich auch keinen Gebrauch hiervon, selbst zu meinem Vortheile zu machen. Die Menschen müssen verschieden über solche Vorfälle urtheilen und man muß thun was man muß."

Damals hatte Göthe dahin gearbeitet, dem Herzog einen festen Etat der Einnahmen und Ausgaben vorzulegen, damit dieser sich verbindlich mache sich mit seinen Forderungen nicht darüber zu erstrecken, sondern mit diesem festen Etat sich zu begnügen. Die selbstangelegte Fessel, obgleich sie weit leichter, als die Göthische war, war dem Herzog aber doch zu schwer geworden, Göthe machte damals, um den Handel kurz abzuschneiden, nach seiner gewohnten Art, wieder eine Reise: er ging damals 1786 nach Italien, wo er fast zwei Jahre blieb. Als es sich um die Rückkehr handelte, schrieb er an den Herzog aus Rom zwei Briefe, in denen er auf sehr feine Weise das neue Verhältniß andeutete, in das er wieder eintreten wolle.

„Wie sehr danke ich Ihnen, daß Sie mir diese köstliche Muse geben und gönnen. Da doch einmal von Jugend auf mein Geist diese Richtung genommen, so hätt' ich nie ruhig werden können, ohne dies Ziel zu

erreichen. Mein Verhältniß zu den Geschäften ist aus meinem persönlichen zu Ihnen entstanden, lassen Sie nun ein neu Verhältniß zu Ihnen nach so manchen Jahren aus dem bisherigen hervorgehen."

„Ich darf wohl sagen, ich habe mich in dieser anderthalbjährigen Einsamkeit selbst wiedergefunden. Aber, als was? — Als Künstler! Was ich sonst noch bin, werden Sie beurtheilen und nutzen. Sie haben durch Ihr fortdauerndes wirkendes Leben jene fürstliche Kenntniß, wozu die Menschen zu brauchen sind, immer mehr erweitert und geschärft, wie mir jeder Ihrer Briefe deutlich sehen läßt. Dieser Beurtheilung unterwerf' ich mich gern. Fragen Sie mich über die Symphonie, die Sie zu spielen gedenken, ich will gern und ehrlich jederzeit meine Meinung sagen. Lassen Sie mich an Ihrer Seite das ganze Maas meiner Existenz ausfüllen, so wird meine Kraft wie eine neu geöffnete, gesammelte, gereinigte Quelle von einer Höhe nach Ihrem Willen leicht da oder dorthin zu leiten sein. Schon sehe ich, was mir die Reise genützt, wie sie mich aufgeklärt und meine Existenz erheitert hat. Wie Sie mich bisher getragen, sorgen Sie ferner für mich; Sie thun mir mehr wohl, als ich selbst kann, als ich wünschen und verlangen darf. Ich habe so ein großes und schönes Stück Welt gesehen, und das Resultat ist, daß ich nun mit Ihnen und mit den Ihrigen leben mag. Ja, ich werde Ihnen noch mehr werden, als ich oft bisher war, wenn Sie mich nur das thun lassen, was

Niemand als ich thun kann und das Uebrige Anderen auftragen. Ihre Gesinnungen, die Sie mir in Ihrem Briefe zu erkennen geben, sind so schön, für mich bis zur Beschämung ehrenvoll, daß ich nur sagen kann: „Herr hier bin ich, mache aus Deinem Knecht, was Du willst.“

„Ist mir erlaubt, einen Wunsch, den ich für die Zeit meiner Rückkehr hege, noch beizufügen, so wäre es: Ihre Besitzthümer sogleich nach meiner Wiederkunft sämmtlich als Fremder bereisen, mit ganz frischem Auge und mit der Gewohnheit Land und Welt zu sehen, Ihre Provinzen beurtheilen zu dürfen. Ich würde mir nach meiner Art ein neues Bild machen, einen vollständigen Begriff erlangen, und mich zu jeder Art von Dienst gleichsam auf's neue qualificiren, zu dem mich Ihre Güte, Ihr Zutrauen bestimmen will. Bei Ihnen und den Ihrigen ist mein Herz und Sinn, wenn sich gleich die Trümmer einer Welt in die andere Wagschale legen. Der Mensch bedarf wenig, Liebe und Sicherheit seines Verhältnisses zu dem einmal gewählten und gegebenen kann er nicht entbehren.“

Nach der Zurückkunft aus Italien 1788 nahm Göthe seinen Platz im Geheimen Conseil nicht wieder ein und die Kammerpräsidentenstelle erhielt Schmidt. In den Jahren 1790 und 1791 war es im Werke, Friedrich von Schuckmann, den nachherigen preußischen Minister des Innern, als Geheimen Rath mit 2000 Thalern Besoldung zu berufen: der Herzog, der preußischer General war und mit der preußischen Armee damals in Schlesien stand, hatte ihn in Breslau

kennen gelernt. Göthe schrieb an Schuckmann unterm 25. November 1790: „Es besteht das Collegium gegenwärtig aus drei Männern, alle von Jahren. Mein Stuhl, der dritte, steht seit sechs Jahren leer, aus Ursachen, die ich Ihnen rein sagen werde. Nehme ich ja wieder Besitz davon, so werde ich mich freuen, mit Ihnen zu arbeiten und ich hoffe, auch zu Ihrer Zufriedenheit."

Als Schuckmann die Stelle nicht annahm, mußte Göthe wieder eintreten und er trat ein mit der feierlichen Miene, die der Herzog recht wohl zu deuten wußte. Schon 1782 hatte er an Frau von Stein geschrieben: „Wehe dem, der sich von großer Herren Gunst ins Freie locken läßt, ohne sich den Rücken gedeckt zu haben!"

2. Der Hof Amaliens zu Ettersburg und Tieffurt: Die Göchhausen, Bode, Bertuch.

Einen besonderen Hof neben dem Hof des Herzogs, dem „regierenden Hof," wie er hieß, bildete der sogenannte „verwittwete Hof," der Hof der Herzogin Mutter Amalie. Diese Frau, die, wie Wieland, ihr Liebling und Vertrauter, einmal in seiner „Guido'schen Manier" gegen Merck's „Rembrandt'sche" sie bezeichnete, „telle qu'elle est eines der liebenswürdigsten und herrlichsten Gemische von Menschheit, Weiblichkeit und Fürstlichkeit" war, hatte nicht wenig Gefallen an dem Kraftgenieleben, das ihr Sohn mit

Göthe in Weimar aufgebracht hatte, sie bestärkte ihn darin und nahm ihrerseits selbst daran Theil. Jenes „telle qu'elle est" Wieland's klärt Schiller in einem Briefe an Körner auf, wo er schreibt: „Ihr Geist ist äußerst bornirt, nichts interessirt sie als, was mit Sinnlichkeit zusammenhängt: diese giebt ihr den Geschmack, den sie für Musik und Malerei und dergleichen hat oder haben will." Ein andermal unterm 18. August 1787 schreibt er: „Die Herzogin macht sich durch ein Attachement lächerlich, das sie für einen jämmerlichen Hund, einen Sänger hat, der bei Bellomo *) gewesen und nun in ihren Diensten ist. Er soll nach Italien reisen und man sagt ihr nach, daß sie ihn begleiten werde."

Wie Wieland und Herder Böttiger'n mittheilten, hatte Amalie schon als Regentin wie ein halber Student gelebt. In Belvedere wurden damals bei Mondschein Studentenlieder gesungen. Wedel, damals Jagdjunker, intonirte: „Bruder auf dein Wohlergehen." Ein anderes Mal fuhr die Regentin zu acht Personen auf einem Heuwagen von Tieffurt nach Tennstädt, es kam ein Gewitter mit einem heftigen Regenguß: die Herzogin, die wie alle anderen Damen in ganz leichtem Kleide war, zog Wieland's Oberrock an.

Amalie trieb Alles, was sie trieb, enthusiastisch: unter andern lernte sie sogar Griechisch und zwar so gut, daß sie in kurzer Zeit den Aristophanes in

*) Director der weimarischen Schauspielergesellschaft.

der Ursprache lesen konnte. Am enthusiastischsten trieb sie Musik, sie malte auch enthusiastisch uud schwärmte für Italien und italienische Literatur, in der ihr Führer der Rath Jagemann war, ein entflohener Mönch aus Constanz, dann Beichtvater am Hofe zu Florenz, seit 1775 ihr Bibliothekar, Vater der schönen Caroline, der Geliebten Carl August's. Nachdem Göthe 1786 über die Alpen gegangen war, brach auch Amalie 1787 dahin auf, in Begleitung des Oberhofmeisters Einsiedel und ihrer beiden Hofdamen. Herder folgte 1788 ihr nach, erst 1790 kehrte sie zurück: Göthe holte sie ab in Venedig. Amalie versammelte um sich einen ihr sehr ergebenen Zirkel: Wieland, ihr Intimus, ist schon genannt; am nächsten nächst diesem stand ihr ihre vertraute Hofdame, Fräulein von Göchhausen; ihr artistisches Factotum war Oeser aus Leipzig; außerdem gehörten noch zu den Habitués am verwittweten Hofe Bode und Musäus und der Maître de plaisir und Hofgalopin war Bertuch.

Fräulein Luise von Göchhausen stammte aus der weimarischen Geheimen-Raths-Familie dieses Namens, wir treffen schon unter dem ersten Herzoge von Weimar, Wilhelm, einen Geheimen Rath Samuel von Göchhausen an, der 1658 starb und durch den die Hauptgeschäfte gingen und eben so findet sich im Hofetat 1767 unter den Geheimen Räthen der Vormünderin-Regentin ein von Göchhausen. Luise war früher in Süddeutschland, in Carlsruhe, Hofdame bei der Markgräfin von Baden ge-

wesen, seit 1778 war sie bei Amalien installirt. Sie stand sehr gut bei ihr und auch sehr gut bei dem Herzog, ihrem Sohne: dieser pflegte sich gern mit ihr zu necken und je toller sie gepeinigt wurde, desto lieber war es ihr. Ihr früherer Verehrer war Knebel. Sie war ein höchst aufgewecktes, lebenslustiges Mädchen, das aber mit dem warmen Blute französische Feinheit, geistreiche Einfälle und scharfen Witz verband und durch ihre Klugheit auch am regierenden Hofe einen großen Einfluß gewann. Sie war, wie Schiller bei der ersten Bekanntschaft auffiel, ein wenig verwachsen und ein wenig moquant, sonst aber, wie er selbst nachher fand, eine Person, wie man sie an einem Hofe sich nur wünschen konnte. „Obgleich keine Aufrichtigkeit von ihr zu erwarten, so ist es in ihrer Stelle sogar Pflicht, jedem es wohl zu machen, etwas Verbindliches zu sagen oder zu thun und die heterogenen Elemente durch ein gewisses Studium der Schwächen zu vereinigen." Sie führte den Namen Thusnelda und war eine enthusiastische Verehrerin der Gebrüder Stolberg, deren Epiphanie am weimarischen Hofe der grämliche Klopstock hintertrieb: im Jahre 1780 hingen ihr der Herzog und Göthe „den großen Orden," nämlich das Symbol der Gebrüder, eine Gruppe von zwei Centauren, in ein Goldrähmchen gefaßt, an einer Kette um den Hals. Sie starb in einem Jahre mit ihrer Herzogin 1807.

Oeser, das artistische Factotum der Herzogin Amalie, kam alljährlich aus Leipzig nach Weimar. „In Ettersburg, schreibt unterm 3. Juli 1780 Göthe

an Merck, wird elektrisirt und Anstalten zu neuen wunderseltsamen Schauspielen gemacht. Die Herzogin war sehr vergnügt, so lange Oeser da war, jetzt geht's freilich schon ein wenig einfacher zu. Der Alte hatte den ganzen Tag etwas zu kramen, anzugeben, zu verändern, zu zeichnen, zu deuten, zu besprechen, zu lehren u. s. w., daß keine Minute leer war."

Der von Hessen-Darmstadt zum Geheimen Rath creirte Bode war im Jahre 1778 mit seiner Freundin, der Wittwe des dänischen Ministers Grafen Bernstorf nach Weimar gekommen. Er stammte aus Braunschweig und war früher Buchhändler in Hamburg gewesen: er war unter andern der Verleger von Lessing's Dramaturgie. Später trat er selbst als Literat auf, übersetzte englische Romane und Montaigne. In dem Ordenswesen damaliger Zeit spielte Bode eine Hauptrolle, er trat als „Amelius" in den Illuminatenorden ein und ward im Juni 1782 zum Illuminatus dirigens befördert; nach Weishaupt's Austreibung aus Baiern ward er sein Nachfolger. Er ging 1786 und 1787 nach Paris um Frankreich zu illuminiren und ward von Herzog Philipp von Orleans, dem nachmaligen Egalité mit Enthusiasmus aufgenommen. In der bairischen Hofgeschichte ist der Brief Nicolai's abgedruckt *), worin nachgewiesen ist, wie der Hauptmacher Bode-Amelius bei seinem angeblichen Machen für den Orden nur seine eigene Eitelkeit und seinen eigenen Ehrgeiz zu befriedigen suchte:

*) Band 2 Seite 187 ff.

„sein Ehrgeiz ging dahin, mit Fürsten und vornehmen Herren in Connexion zu sein und von ihnen gesucht zu werden, zur Tafel und sonst, er liebte über Alles Bequemlichkeit und gutes Essen und Trinken. In Paris schmeichelte man seiner Eitelkeit, man brachte ihn zu großen Gastereien und mit hübschen Frauen zusammen und ließ ihn laufen." In Weimar dagegen hatte sich Bode einen großen Stand gemacht: er war mit seinem trockenen Witze die Geisel der dortigen Genies. Als Literat und als Virtuos auf der Violine war er zu der Herzogin Amalie Lieblingsgenuß, den theatralischen Vorstellungen, sehr willkommen. Er starb mitten in der französischen Revolution 1793 in Weimar.

Ein großer Liebling Amaliens, der ebenfalls bei den theatralischen Vorstellungen mitwirkte, war Musäus, Professor am Gymnasium zu Weimar, der joviale Autor der vortrefflichen „Volksmährchen der Deutschen." Musäus war einer der beliebtesten der schönen Geister in Weimar und die Weimaraner besitzen noch gegenwärtig ihren Hauptvergnügungsort „die Erholung" in dem Garten an der Ilm, welcher einst die Sommerwohnung des Dichters der Volksmährchen war. Er überlebte ihr Erscheinen nur fünf Jahre, er starb schon 1787.

Den Schaffner und Maitre de plaisir bei der Ausrüstung der theatralischen Feste Amaliens pflegte der Legationsrath Bertuch zu machen, des Herzogs Geheimer Secretair und Zahlmeister, der die größte practische und gemeinnützige Notabilität war, die da-

mals in Weimar lebte: von ihm sind unter andern der Plan zur Literaturzeitung in Jena 1785, das weimarische Industrie-Comtoir 1791, die Modezeitung, das Gartenmagazin, das bekannte naturgeschichtliche Bilderbuch für Kinder, und eine Menge Journale ausgegangen für Forstwesen, Ethnographie, Geographie, Astronomie und Linguistik. Bertuch war Hofmeister gewesen im Hause des Geheimen Raths von Backhoff, eines gebornen Gothaners, früher dänischen Gesandten in Madrid: von diesem lernte er spanisch und übersetzte später den Don Quixote. 1772 schon war er nach Weimar gekommen. Unterm 18. August 1792 schrieb Schiller über ihn an Körner: „Bertuch habe ich kürzlich besucht. Er wohnt vor dem Thore und hat unstreitig in ganz Weimar das schönste Haus. Es ist mit Geschmack gebaut und recht vortrefflich meublirt, hat zugleich, weil es doch eigentlich nur ein Landhaus sein soll, einen recht geschmackvollen Anstrich von Ländlichkeit. Nebenan ist ein Garten, nicht viel größer, als der Japanische (in Dresden), der unter 75 Pächter vertheilt ist, welche einen bis zwei Thaler jährlich für ihr Plätzchen erlegen. Die Idee ist recht artig und das Oekonomische ist dabei auch nicht vergessen. Auf diese Art ist ein ewiges Gewimmel arbeitender Menschen zu sehen, welches einen fröhlichen Anblick giebt. Besäße es Einer, so wäre der Garten oft leer. An dem Ende des Gartens ist eine Anlage zum Vergnügen. Eine Grotte, die ihm zufälligerweise das Gewölbe einer Brücke über einen jetzt vertrockneten Bach dargeboten

hat, ist sehr benutzt: hier hat er einen großen Theil seines Don Quixote dictirt."

Die theatralischen Feste Amaliens — es gab ein französisches und ein deutsches Gesellschaftstheater — wurden in der Stadt aufgeführt in der nach dem Schloßbrande 1774 bezogenen sehr beschränkten herzoglichen Wohnung im Fürstenhause und seit 1779 im Redoutensaale, ganz besonders aber auf den Sommersitzen Amaliens im Freien außerhalb des Schlosses Ettersburg in dem schönen benachbarten Walde, oder im Park zu Tieffurt, wo früher Prinz Constantin mit Knebel, später Amalie Residenz hielt, in der Mooshütte. Rollen übernahmen: die Herzogin Amalie und die Göchhausen, der Herzog, Prinz Constantin, Göthe, Einsiedel, Knebel, Wedel, Bode, Bertuch und Musäus. In den Operetten sangen die reizende Corona Schröter, die auch die Rolle der Iphigenia zuerst verherrlichte, und Knebel's spätere Frau, Fräulein Luise von Rudorf, beide Kammersängerinnen Amaliens und Amalie Kotzebue, Kammerfrau derselben. Eine Menge lustige Gelegenheitsstücke sind in Ettersburg von den Vertrauten des Kreises der Herzogin Amalie gegeben worden, so 1778 Göthe's Jahrmarkt zu Plundersweiler und 1779 zur Feier des Geburtstags des Herzogs eine Farçe: Orpheus und Euridice von Einsiedel. Orpheus spielte Wedel, Euridice Amalie selbst. Es war eine derbe Parodie der Alceste von Wieland, die dieser mit eignen Ohren und Augen auffassen mußte. Die

Arie: „Weine nicht, du Abgott meines Lebens“ ward auf die allerlächerlichste Art, die man sich denken kann, mit dem Posthorn begleitet, dem schallenden Gelächter der zahlreichen Hofversammlung Preis gegeben, auf den Reim Schnuppe ward ein langer Triller abgeleiert. Die dergestalt zermarterte Arie ward sogar da capo begehrt. Wieland wurde wild und lief davon. Unterm 21. September 1779 schrieb er an Merck: „Der unsaubere Geist der Polissonerie und der Fratze, der in unsere Oberen gefahren ist, verdrängt nachgerade alles Gefühl des Anständigen, alle Rücksicht auf Verhältnisse, alle Delicatesse, alle Zucht und Scham.“ Gleichzeitig erfolgte die sogenannte „Kreuzerhöhungsgeschichte“ mit dem „pretentiösen“ Woldemar von Jacoby: das Buch ward von Merck mit dem Einband an eine alte Buche des Ettersburger Waldes genagelt, so daß die Blätter im Winde flatterten, Göthe bestieg den belaubten Gipfel des Baums und hielt von da herab hochnothpeinliches Halsgericht über die Scharteke. Nachher ward ein Vogelschießen nach ihr veranstaltet. Man sieht noch in Ettersburg diese alte Buche, die leider durch einen Blitzstrahl stark versehrt worden ist: in die Rinde haben die Theilnehmer dieses Woldemar-Autodafé's ihre Namenszüge eingeschnitten, die kaum noch leserlich sind. Merkwürdig war, daß Göthe mit seiner eignen Person durchaus keinen, wenn auch noch so harmlosen Scherz spielen ließ. Als 1776 sein Landsmann, der Frankfurter Klinger zum Besuch in Weimar war, pflegte man im Gange des herzoglichen Wohnhauses sich mit

Schießen nach dem Ziele zu üben und dazu ein Portrait hinzustellen. Klinger nahm einmal Göthe's Portrait und darnach ward wirklich geschossen. Das konnte Göthe niemals vergeben. Auch Nicolai, der den „Werther" travestirt, schrieb einmal an Höpfner aus Leipzig unterm 6. Mai 1779: „Ich bedaure einen Mann, der sich stark dünkt und doch so empfindlich ist."

Die Komödien in Ettersburg pflegten bei Fackelschein im Walde gegeben zu werden. Man sieht hier noch die abgesteckten Grenzen zu den Waldbühnen, wo die tollsten Stegreifschauspiele aufgeführt wurden; in den Bäumen des Waldes sind überall noch die halb und ganz verwachsenen Inschriften der Namen Herder, Gleim, Lavater, Wieland, Göthe vorhanden. Nächst den Komödien kamen auch Zigeunerwirthschaften auf der Ilm mit Elfen, Nixen, Sonne, Mond und Sternen und dergleichen unter den Lustbarkeiten vor. Oefters wurden von Weimar aus frühmorgens schon Waldpartien von den Hofherren und Hofdamen unternommen, ein mit dem Mundvorrath beladener Küchenwagen fuhr nach. In Tieffurt ward das Erntefest mit Tanz und Festmahl und einem Aufzuge der Schnitter, Winzer und Fischer mit ihren Mädchen und Frauen gefeiert: Abends war der Park die Ufer der Ilm entlang glänzend decorirt und illuminirt, das Fest pflegte sich mit rauschendem Applaus des bäuerlichen Publikums zu enden.

Eine merkwürdige Figur spielte an Amaliens galantem Hofe Papá Wieland. „Es ist mir, theilte

er an Böttiger mit, oft vorgekommen, daß mir die Verhältnisse der Höflinge gegen einander und gegen die Fürsten fremd blieben, während alle Welt um und neben mir davon unterrichtet war und mich selbst darin verwickelt glaubte. So bin ich fast täglich mit der Frau v. W. (Werthern) umgegangen, ohne ihr Verhältniß zu dem Herrn v. E. (Einsiedel) zu ahnen, von dem sie sich in der Folge aus dem Grabe entführen ließ."

Unmittelbar nach jener Parodirung seiner Alceste, die Wieland offenbar zu hoch nahm, weil er einen Monat vorher wegen des Oberons die volle Anerkennung vom Herzog und von Göthe sogar einen Lorbeerkranz erhalten hatte, schrieb er unterm 3. October 1779, als eben Göthe mit dem Herzog und Wedel nach der Schweiz abgereist war, an Merck: „Die Herzogin Amalie ist vorgestern nach Ilmenau abgegangen, vermuthlich um sich bei dermalen eingefallenem nassen Wetter in den dortigen Tannenwäldern zu erlustigen. Man glaubt, sie werde ihrem lieben Sohn nach Italien nachreisen, ich glaube aber nicht daran, wiewohl dermalen bei uns nichts unmöglich ist. Ueberhaupt steht's bei uns so, daß für unser einen weiter nichts zu thun ist, als sich in seine Tugend einzuhüllen, zu Hause zu bleiben, seine Kinder umzutragen und Stanzen zu machen." Am 4. November 1779 schrieb die Herzogin selbst an Merck, als sie wieder in die Stadt gezogen war: „Die Nachrichten, die ich von den Reisenden bekomme, machen mir öfters den Kopf schwindlig. Doch gönne ich's ihnen von

Herzen und mach's, wie die Frau Aja (Göthe's Mutter), setz' mich ans Clavier oder zeichne, da werden die Ideen wieder Couleur de Rose. Daß die schöne Fräulein von Wangenheim auf die Vermehrung der Welt bedacht gewesen sei, leuchtet mir so ziemlich ein, aber daß Lenz Professor geworden, kommt mir wunderbar vor; die Universität, die ihn dazu gemacht hat, muß toll und Lenz gescheit geworden sein."

3. Die Fremden in Weimar. Charlotte von Kalb und ihr Verhältniß zu Schiller und Jean Paul. Caroline von Wolzogen und Schiller's projectirte Ehe nach dem Beispiel des Grafen von Gleichen. Weimarische Hofzustände nach den Briefen Schiller's an Körner und Jean Paul's an Otto. Die geistreichen und die schönen Damen Weimars. Gräfin Henckel. Besuch der Madame de Staël. Die Gore's. Das weimarische Hoftheater seit 1791: Wolf.

Der Naturmensch Lenz, ein Liefländer, gehörte zu den Kraftgenies, die von allen Seiten nach der Ilm pilgerten, um in der Gnadensonne, die Göthe aufgegangen war, sich zu sonnen. Er kam eines schönen Tages 1776 sehr abgerissen im Erbprinzen zu Weimar an und fertigte sofort eine Karte an Göthe ab des Inhalts: „Der lahme Kranich ist angekommen. Er sucht, wo er seinen Fuß hinsetze. Lenz." Göthe befand sich eben beim Herzog, um ihm bei einer leichten Unpäßlichkeit Gesellschaft zu leisten. Er mußte laut auflachen, als er das Billet gelesen, zeigte es dem Herzog und dieser befahl sogleich Lenz kommen zu lassen. Er erschien, über sein zerlumptes Ansehn keineswegs sich Gedanken machend, in des Herzogs Wohnung und war voll Selbstgefühl und Keckheit. Carl

August ließ ihn aus seiner Chatoulle in Allem freihalten, auch vom Kopf bis zum Fuß neu kleiden. Von Lenzens Zeit an führte Bertuch, der Chatoullier für die menus plaisirs, in seinen Rechnungen eine eigne Rubrik für die Garderobe der kraftgenialischen Gäste. Den folgenden Abend nach Lenzens Ankunft war Redoute bei Hofe, über den damals noch der ceremoniöse Graf Görtz die Hand hielt, so sehr sich auch der Herzog darüber formalisirte. Lenz dachte gar nichts andres, als daß öffentlicher Maskenball sei. Er ließ sich einen rothen Domino bringen und eine Maske und ging keck und wohlgemuth in den Tanzsaal. Hier zog er eine Fräulein von Losperg zum Tanz auf, dieselbe, die sich zwei Jahre später 1778 aus Gram, daß sie ihr Geliebter, ein Schwede, von Wrangel verlassen, mit dem Werther in der Tasche in der Ilm ertränkte. *) Lenz tanzte frisch weg. Auf einmal desorganisirt sich der Hofball. Es wird ruchbar, daß ein bürgerlicher Wolf unter die Adelsheerde gerathen sei. Kammerherr von Einsiedel begiebt sich athemlos zum Herzog herauf und erzählt ihm die Geschichte. Dieser läßt Lenz ruhig kommen und weist ihn zurechte. Lenz ließ es sich auf des Herzogs Kosten in Stadt, Wald und Gebirg wohl sein, beging aber einen Affenstreich nach dem andern. Nach jener Maskenballscene schrieb Göthe an Frau von Stein: „Lenzen's Eselei von gestern Nacht

*) Auf diese traurige Veranlassung dichtete Göthe das schöne Lied: „Füllest wieder Busch und Thal."

hat ein Lachfieber gegeben. Ich kann mich gar nicht erholen." Und Wieland schrieb an Merck 27. Mai 1776: „Lenz liefert alle göttliche Tage regulièrement seinen dummen Streich." Der kleine tolle Lenz mußte endlich ausgeschafft werden und bekam vom Kammerpräsidenten Kalb noch einige Louisd'or Reisegeld auf den Weg.

Vor ihm 1775 hatten schon die beiden Grafen Stolberg eingesprochen auf ihrer Rückreise aus der Schweiz. Friedrich Stolberg gefiel sehr und sollte als Kammerherr angestellt werden, Klopstock aber, wie oben vorgekommen ist, hintertrieb es. 1779 kam Merck aus Darmstadt, von Einsiedel „als einer der vorzüglichsten Menschen, die er je gesehen habe, empfohlen, dabei sei er mit allen gesellschaftlichen Talenten begabt, die sich nur denken lassen." Merck gefiel in Weimar ungemein und verweilte mehrere Monate. Er, der nach Wieland's Ausdruck „die erlauchten Personen unterweilen wie die Schönen ihre Liebhaber behandelte," urtheilte, nachdem er Göthe's Treiben am weimarischen Hofe mit Augen erblickt hatte: „Giebt es nichts Besseres für ihn zu thun? Was Teufel fällt dem Wolfgang ein, hier am Hofe herum zu schranzen und zu scherwenzen, Andere zu hudeln oder, was mir Alles eines ist, sich von ihnen hudeln zu lassen?" Er schämte sich in Göthe's Seele, daß das gottbeglaubigte Genie sich zur Liebedienerei am Hofe hergeben mußte, aber Göthe war nicht mehr zu bekehren. Knebel schrieb 1780 an Lavater über den verkannten Göthe: „Er ist ein

wunderbares Gemisch oder eine Doppelnatur von Held und Comödiant, doch prävalirt die erste. Er ist so biegsam, als einer von uns, aber Eitelkeit hat er noch etwas, seine Schwächen nicht zu zeigen."

Jeder Fremde von künstlerischem oder literarischem Talent ward zu Weimar mit der liebenswürdigsten Zuvorkommenheit empfangen und auch wenn er nicht gerade hoffähig, nur präsentabler als Lenz war, zur Tafel und zu allen Lustbarkeiten gezogen, wie z. B. der 1782 schon berühmte Johannes Müller und der Philosoph Garve, 1784 Jacobi und „der Wandsbecker Bote." Wie eine Engelserscheinung ward der Zürcher Prophet Lavater, der 1786 einsprach, begrüßt, die Herzogin Mutter schrieb damals an Merck (9. Oct.): „Seine Liebe und Güte, die aus allen seinen Handlungen hervorspricht, wirken wohl stark auf die Menschen, besonders, sagt man, auf die Weiber. Wenn ich eine große Monarchin wäre, müßte Lavater mein Premierminister sein, denn ich bin überzeugt, daß er eine solche Stelle eben so gut bekleiden würde, als jetzt die von einem Premierminister Christi." In den neunziger Jahren endlich kam Jean Paul, den 1798, als er von einer Berliner Reise zurückkehrte, der damalige preußische Lieutenant, spätere General von Wolzogen traf und von ihm in seinen Memoiren berichtet, daß er ihn öfters „in ziemlich benebeltem Zustande nach Hause zu bringen die Freude gehabt habe." Göthe (der ihn bekanntlich wegen seiner jachen Phantasie „einen Bock-

hirsch erster Sorte" zu betiteln pflegte) verglich ihn in solchen Momenten mit einem Salamander, womit seine damalige hagre Gestalt vortrefflich bezeichnet war; auch stand er damals in vollen Liebesflammen zu Frau von Kalb, Schiller's früherer Freundin, auf die ich noch einmal umständlicher zurückkomme. Von berühmten Leuten, die in Weimar einsprachen, nenne ich noch Gall, den Begründer der Phrenologie, der 1805 zweimal an der Hoftafel Weimar's gespeist hat.

Wiederholt sprachen auch aus der Nähe die befreundeten Fürstlichkeiten ein, wie der Herzog Ernst von Gotha und sein Bruder Prinz August, der Herzog Georg von Meiningen, der Fürst Franz von Dessau, der Statthalter Dalberg aus Erfurt 2c.

Auch für die Freimaurerlogenthätigkeit ward Weimar unter Carl August ein Hauptplatz. Der hannoverische Baron Knigge, der bekannte Autor des Umgangs mit Menschen, lebte eine Zeit lang 1777 als Kammerherr am Hofe, er suchte, seit 1780 in den Illuminatenorden aufgenommen, diesen mit dem Freimaurerorden zu verbinden. In demselben Jahre 1780 ward Bode, der ein sehr eifriger Maurer war, von Knigge auch in den Illuminatenorden aufgenommen: Bode ward später, wie schon erwähnt, der Nachfolger des Stifters und Meisters desselben Weishaupt. Der Herzog selbst ward 1780 mit Göthe und Herder Maurer und nahm auch am Illuminatenorden Antheil.

Neben der Residenz Weimar erhob sich auch die

Landesuniversität Jena durch das Zusammentreffen von einer Menge gelehrter Notabilitäten zu einem seltenen Glanze, schon seit dem Anfang der achtziger Jahre. Die Theologen Döderlein und Griesbach, der Philolog Schütz und der Anatom Loder, mit dem Göthe so viel in Naturwissenschaften verkehrte, waren damals die Koryphäen in Jena. Bertuch gab seit 1785 mit Schütz und Wieland die Literaturzeitung heraus, die im Anfange ein ungemein wirksames literarisches Organ war. 1787 kam Schiller, 1794 Fichte, 1798 Schelling und um dieselbe Zeit auch Hegel nach Jena, die der Philosophie eine ganz neue Wendung gaben. Eben so ging von den Gebrüdern Schlegel, Novalis-Hardenberg und Clemens Brentano, die das lange verschlossen gebliebene deutsche Mittelalter in Poesie und Kunst wieder aufschlossen, eine neue Richtung in der Poesie, die s. g. romantische Poesie aus. Für die Naturwissenschaften wirkten Alexander von Humboldt und später seit 1807 Oken. Mit Recht nannte Schiller damals Jena eine Erscheinung, „wie sie vielleicht auf Jahrhunderte nicht wieder kommen werde." In Weimar überhaupt vermißte er nur „die rheinische Liberalität und die schwäbische Herzlichkeit."

Dorothee Schlegel, geborne Mendelsohn, schrieb 23. Jan. 1800 über Jena an Rahel: „Ich werde alle Tage klüger und geschickter. Wer es aber bei diesen und mit diesen Menschen nicht werden wollte, müßte von Stein und Eisen sein. Ein solches ewiges Conzert von Witz und Poesie, von Kunst und Wis-

senschaft, wie mich hier umgiebt, kann einem die ganze Welt vergessen machen. *)"

Eben so stand es mit Weimar. Schon am 22. Nov. 1776 hatte Göthe an Merck geschrieben: „Uebrigens ist eine tolle Compagnie von Volk hier beisammen; auf einen so kleinen Fleck, wie in einer Familie findet sich's nicht wieder so." Wie der weimarische Hof seine vorzüglichen Männer mit sich und den Gästen, die häufig einsprachen, in Berührung erhielt, ergiebt sich aus einer Aufrechnung Schöll's, des Herausgebers der Briefe Göthe's an Frau von Stein: **) während des Besuchs des Prinzen Ludwig von Braunschweig 3—24. Juli

*) Von monumentalen Erinnerungen an diese größte Periode Jenas ist nach dem Tagebuche Adolf Stahr's nur noch Schiller's Gartenhaus, jetzt die Sternwarte und Griesbach's Haus und Garten, wo Schiller zur Miethe wohnte, ehe er 1796 sein Gartenhaus kaufte, erhalten. Ueber die Studentensitten, die noch etwas mittelalterlich waren, berichtet Schiller in einem Briefe an Körner 29. Aug. 1787: „Abends, wenn es dunkel wird, hört man fast alle vier Minuten die ganze lange Gasse hinunter schallen: „Kopf weg! Kopf! Kopf weg! — welches menschenfreundliche Wort den fliehenden Wanderer vor einem balsamischen Regen warnt, der über seinen Scheitel loszubrechen droht. Im Ganzen aber sind die Sitten der hiesigen Studenten um sehr viel gebessert. Man hört auch wenig mehr von Duellen, doch vergeht keine Woche ohne irgend eine Geschichte. Die Anzahl der Studenten ist 7 bis 800 und soll jetzt, wie der Ruhm der Universität, im Zunehmen sein."

**) Band III. S. 267. Note [1]).

1786 wurden zur Mittagstafel gezogen am 3. Göthe und Wieland, am 4. Göthe, Wieland und Herder, am 6. Göthe und Knebel, am 7. Göthe und Herder, am 11. Göthe, am 12. Herder, am 15. Göthe, am 17. und 20. Wieland, am 21. Göthe, am 22. Herder. Im ersten Quartal dieses Jahres 1786 speisten an des Herzogs Tafel Göthe elf mal, Wieland, Herder und Knebel (der erst im März ankam) fünf mal; im zweiten Quartal Göthe zwölf mal, Knebel dreizehn mal, Wieland fünf mal und Herder zwei mal. Nach seiner Zurückkunft von Italien speiste Göthe besonders sehr fleißig bei Hofe, so vom 28. Decbr. 1788 bis 31. Jan. 1789 elf mal, meist in engerem Zirkel; vier mal während des Herzogs Abwesenheit in Berlin im Laufe des Februars bei der Herzogin, dann wieder vom 26. Februar bis 1. April elf mal beim Herzog, theils allein, theils mit Knebel und Wieland, der Abendeinladungen zum Herzog zu Conzert, Ball 2c. nicht zu gedenken.

In den neunziger Jahren stand die weimarische Hofgesellschaft auf dem Gipfelpunkt des Genusses, den sie aus dem reichen literarischen und poetischen Leben zog, das in Weimar und Jena aufgegangen war. In das Jahr 1791 fällt die Stiftung des Hoftheaters zu Weimar, das von jetzt eine Hauptressource für Weimar wurde. Am 5. Juli 1791 stiftete die Herzogin Mutter Amalie den weimarischen Gelehrten-Verein. Dieser Verein versammelte sich jeden ersten Freitag im Monat bei ihr, in den Abendstunden von

fünf bis acht Uhr. Der Herzog mit seiner Gemahlin und die Musenfreunde aus Weimar und Jena waren Mitglieder. Es ging hier ganz ohne Etikette zu: jeder saß, wie er gerade zu sitzen kam, nur der Vorleser trug an einem besonderen Tisch vor. Hier las Göthe über das Farbenprisma und den Stammbaum Cagliostro's, Herder über wahre Unsterblichkeit für die Nachwelt, der Geheime Rath Voigt über eine Urkunde des Kaisers Friedrich Barbarossa und die neue preußische Legislation im Vergleich mit der Kaiser Justinian's, der Vortrag war eine verblümte Critik der Wöllner'schen Wirthschaft in Preußen; Bertuch hielt Vorträge über chinesische Farben und englische Gärten, Böttiger über das Tättowiren und die Prachtgefäße der Alten, Christoph Wilhelm Hufeland, der berühmte Arzt und spätere Geheime Rath in Berlin über die Lebensdauer des Menschen, Bode las ein Stück aus seiner Uebersetzung Montaigne's, Knebel über Wohlwollen, Werthschätzung und Höflichkeit u. s. w. Nach Beendigung jedes Vortrags trat alles um eine große Tafel in der Mitte des Saals herum, auf der, was vorgezeigt wurde, lag und es folgte eine freie Besprechung des Vorgetragenen.

An den übrigen Freitagen hatte Göthe und später der Geheime Rath von Voigt einen Abendverein. Außerdem hatte Göthe im Jahre 1805 alle Donnerstag 11 — 1 Uhr für die Besichtigung seiner Kunstsammlungen fixirt: die fürstlichen Damen, Frau von Stein und wen sie mitbrachten, waren hier ein

für allemal geladen. An die Stelle dieser kunstbetrachtenden Donnerstage traten 1806 naturbetrachtende Dienstage und Mittwoche, wo er namentlich über seine Steckenpferde, die Farbenlehre und Geologie vortrug. Nächstdem hatte Göthe auch musikalische Sonntage. Alle Sonntage Abend war Theezirkel bei Herder. Noch bestand eine Mittwochsgesellschaft, von der Schiller einmal, den 6. Oct. 1787, an Körner schreibt: „Es ist hier seit dem 1. Oct. eine Mittwochsgesellschaft von Damen und Herren, aber kein Adel wird zugelassen. Bei dieser bin ich auch, es wird gespielt, discurirt, zuweilen auch getanzt und dann in Gesellschaft soupirt." Endlich bestand noch ein Club von Gelehrten und Künstlern, der täglich zusammenkam und wo ebenfalls hauptsächlich gespielt, gegessen und Taback geraucht wurde. Im November des Jahres 1801 stiftete Göthe ein neues Mittwochs-Winterkränzchen von Herren und Damen zu Gesang und Abendschmauß alle vierzehn Tage: die Mittelpunkte dieser Pikeniks bildeten er und Schiller. Dieser berichtete unterm 16. Nov. 1801 an Körner: „Es geht recht vergnügt dabei zu, obgleich die Gäste zum Theil sehr heterogen sind: denn der Herzog selbst und die fürstlichen Kinder werden auch eingeladen. Wir lassen uns nicht stören; es wird fleißig gesungen und poculirt." Viele Lieder, von Göthe und Schiller gedichtet, wurden hier zum erstenmal gesungen, so Göthe's Lied: „Mich ergreift, ich weiß nicht wie, himmlisches Behagen" und der Gesang Schiller's vor der Abreise des Erbprinzen nach Frankreich am

22. Februar 1802. Kotzebue, welcher 1800 nach zwanzigjähriger Entfernung von Rußland, wo er Schwiegersohn des Generals von Essen und geadelt worden war, in seine Vaterstadt zurückgekehrt war und dem, in der höheren Gesellschaft sehr begehrt, gar kein Zweifel beikam, daß seine Person nicht angenehm sein werde, suchte Aufnahme in diesen intimen Kreis. Göthe aber erklärte: „in Weimar sei es wie in Japan: neben dem weltlichen Hofe gebe es noch einen geistlichen und zu diesem werde der Herr von Kotzebue nie Zutritt erlangen."

Unter den Damen, welche damals die weimarische Gesellschaft belebten, ist vor allen auszuzeichnen Schiller's und später Jean Paul's große Freundin, die geistvolle Charlotte von Kalb. Sie war mit der Stein'schen Familie in Weimar verwandt*), eine geborne Fräulein Marschall von Ostheim, aus einer reichbegüterten Familie, die der fränkischen Reichsritterschaft angehörte, eine Dame, die erst vor wenig Jahren 1843 im Schlosse zu Berlin gestorben ist, wohin sie sich später nach dem Tode ihres Mannes 1804 gezogen hatte, um mit Fichte und Wilhelm von Humboldt zusammen zu sein: sie starb zweiundachtzigjährig, zuletzt erblindet; ihre Denkwürdigkeiten hat ihre Tochter, Edda von Kalb, Hofdame bei der verstorbenen Prinzessin Wilhelm von Preußen, als Manuscript für ihre Freunde

*) Eine ihrer Tanten war eine Frau von Stein auf Völkershausen.

1851 drucken lassen und was sich auf Schiller und Göthe bezieht, hat Professor Köpke in Berlin 1852 in einer besonderen kleinen Schrift mitgetheilt. Charlotten's Gemahl war der Major Heinrich von Kalb, ein Bruder des Kammerherrn und später Kammerpräsidenten, dem Göthe 1782 in seinem Posten gefolgt war; er hatte den amerikanischen Befreiungskrieg mitgemacht und war wahrscheinlich ein Verwandter jenes in den Annalen Amerika's berühmten Kalb, der mit Baron Steuben an Washington's Seite fechtend 1780 den Heldentod gestorben war. Er stand in französischen Diensten im Regiment des damaligen Herzogs von Zweibrücken, nachherigen Königs Max Joseph von Baiern und galt als ein Günstling von diesem. Die Ehe war kurz nach dem Frieden, der die Unabhängigkeit Amerika's sicherte, 1784 geschlossen worden; schon damals hatte Charlotte Schiller'n in Mannheim kennen lernen. Ihre Schwester Leonore hatte schon zwölf Jahre früher sich mit dem Bruder des Gemahls Charlotten's, dem durch Göthe abgelösten Kammerpräsidenten vermählt.

Charlotte von Kalb zog, da sie frühzeitig mit ihrem Gemahl in Mißverhältnisse gerathen war, denselben verlassend, 1786 nach einem Gute ihrer Familie in der goldenen Aue in Thüringen und darauf nach Weimar. Darauf etablirte sich auch Schiller hier: jedenfalls war sie die Hauptveranlassung, daß er im folgenden Jahre 1787 Weimar zu seinem Aufenthalte wählte. Die Verbindung war eng und sollte

noch enger werden: Charlotte sollte sich von ihrem Manne scheiden lassen. Schiller schlug sie aus; später widerfuhr ihr dasselbe von Seiten Jean Paul's, den sie 1796 kennen gelernt hatte und dem sie 1798 ihre Person mit drei Rittergütern anbot. Es ist diese den beiden großen Dichtern so nahe stehende Dame, bei der auch noch ein dritter Poet, Hölderlin, als Hofmeister ihres Sohnes fungirte, dieselbe, die Rahel einmal in einem Briefe an die Generalin von Zielinski in Frankfurt an der Oder, jetzige Frau von Treskow in Berlin, unterm 18. März 1828 „die geistvollste Frau nennt, die sie gekannt habe, wie Frau von Arnim (Bettina) die geistreichste, Gräfin Josephine Pachta, geborne Canal, den größten weiblichen Charakter und die Großherzogin Stephanie Beauharnais von Baden den einzigen metaphysischen Kopf unter Weibern.“ Rahel hat Frau von Kalb mit den Worten ein schönes Denkmal gestiftet: „Frau von Kalb ist von allen Frauen, die ich je gekannt habe, die geistvollste; ihr Geist hat wirklich, wie Flügel, mit denen sie sich in jedem beliebigen Augenblick, unter allen Umständen, in alle Höhen schwingen kann; dies ist ein absolutes Glück, und sie fühlt sich dadurch so frei, daß sie nach dem erhabensten oder tiefsten Geistesblick öfters lacht, wo es gar nicht hinzugehören scheint: gleichsam in den Gedanken, daß es etwas Komisches hätte, um in der eben erblickten Sphäre verweilen, oder gar bleiben zu wollen: flugs nimmt ihr Geist eine andere, öfters entgegengesetzte Richtung und thut da wieder Wunder.

Auf diese Weise giebt sie sich auch getrost und eben so frei hergebrachten Meinungen, Vorurtheilen, beliebten, herrschenden Formen des Seins und Denkens hin: sie kann doch lachen und vergnügt sein. Ein wenig lüftet sie die Flügel: und die leere Luft sinkt zu ihren Füßen, an den Boden: und die edeln Gedanken nehmen ihren Flug." – Wie Göthe Frau von Stein im Tasso und der Iphigenie verherrlicht hat, hat Schiller Frau von Kalb als Elisabeth im Don Carlos gefeiert.

Ueber die Natur des Verhältnisses Charlotten's zu Schiller geben, da Charlotte in einem Momente der Aufwallung alle Briefe, die sie von Schiller erhalten, verbrannt hat, nur dessen Briefe an Körner*) einige Nachweise; in diesen Briefen schildert Schiller zugleich die Physiognomie des Horizonts Weimar, sowohl des Hof-, als des Stadthorizonts und namentlich sind die Bemerkungen ergötzlich, die er über die Qualitäten der Planeten am weimarischen Gelehrten-Himmel an seinen Freund schreibt.

Schiller langte eines Sonnabends am 21. Juli 1787 in Weimar an und wohnte die ersten vierzehn Tage im Erbprinzen. Er schrieb schon am 23. an Körner und dessen Frau: „Vorgestern Abend kam ich hier an 2c. Am nämlichen Abend sah ich Charlotten. Unser erstes Wiedersehen hatte so viel Ge-

---

*) Appellationsrath in Dresden, gestorben 1831 zu Berlin als Geheimer Oberregierungsrath, fünfundsiebzig Jahre alt.

preßtes, Betäubendes, daß mir's unmöglich fällt, es Euch zu beschreiben. Charlotte ist sich ganz gleichgeblieben, bis auf wenige Spuren von Kränklichkeit, die der Paroxysmus der Erwartung und des Wiedersehens für diesen Abend aber verlöschte und die ich erst heute bemerken kann. Sonderbar war es, daß ich mich schon in der ersten Stunde unsers Beisammenseins nicht anders fühlte, als hätte ich sie erst gestern verlassen: so einheimisch war mir alles an ihr, so schnell knüpfte sich jeder zerrissene Faden unsres Umgangs wieder an."

„Ehe ich Euch über sie und auch über mich etwas mehr sage, laßt mich zu mir selbst kommen. Die Erwartung der mancherlei Dinge, die sich mir hier in den Weg werfen werden, hat meine ganze Besinnungskraft eingenommen. Ueberhaupt wißt Ihr, daß ich bald von den Dingen, die mich umgeben und nahe angehen, betäubt werde. Das ist jetzt mein Fall, mehr und mit größerem Rechte, als jemals. Ich habe mit keinen Kleinigkeiten zu thun, und die vielerlei Verhältnisse, in die ich mich hier theilen muß, in deren jedem ich doch ganz gegenwärtig sein, erschrecken meinen Muth und lassen mich die Einschränkung meines Wesens fühlen."

„Gestern, als am Sonntag, hab' ich keinen Besuch gemacht, weil ich den ganzen Tag bei Charlotten zubringen sollte."

„Diesen Morgen habe ich Wieland in einem Billet begrüßt und erhalte eben die Antwort, daß er mich diesen Nachmittag bei sich erwarten wird &c."

„Ich wohne bis jetzt noch im Gasthof zum Erbprinzen.“

„Charlotte ist eine große sonderbare weibliche Seele, ein wirkliches Studium für mich, die einem größern Geist, als der meinige ist, zu schaffen geben kann. Mit jedem Fortschritt unsers Umgangs entdecke ich neue Erscheinungen in ihr, die mich, wie schöne Partien in einer weiten Landschaft, überraschen und entzücken. Mehr als jemals bin ich jetzt begierig, wie dieser Geist auf den Eurigen wirken wird. Herr von Kalb und sein Bruder werden im September eintreffen und Charlotte hat alle Hoffnung, daß unsre Vereinigung im October zu Stande kommen wird. Aus einer kleinen Bosheit vermeidet sie deswegen auch in Weimar die geringste Einrichtung für häusliche Bequemlichkeit zu machen, daß ihn die Armseligkeit weg nach Dresden treiben soll. Sind wir einmal da, so läßt man Euch für das Weitere sorgen. Die Situation des Herrn von Kalb am zweibrückischen Hof, wo er eine Carriere machen dürfte, wenn der Kurfürst von der Pfalz sterben sollte, läßt sie vielleicht zehn bis funfzehn Jahre über ihren Aufenthalt frei gebieten.“

„Von dem kleinen Fritz*) habe ich Euch noch nichts gesagt. Es ist ein liebes Kind aus ihm geworden, das mir viele Freude macht; er wird recht gut behandelt und hat schon sehr viel Züge von Güte und Gehorsam gezeigt. Charlotte geht wenig in

*) Dem Sohn der Frau von Kalb.

Gesellschaft, wird aber nunmehr in diesem Punkte eine Veränderung treffen. Zu Ende dieser Woche oder Anfang der folgenden wahrscheinlich, lasse ich mich der Herzogin vorstellen."

„Jetzt Adieu, meine Lieben ꝛc. Meine ganze Seele ist bei Euch — denn sollte Freundschaft ein so armseliges Feuer sein, daß es durch Theilung verlöre? Kein Geschöpf in der Welt kann Euch die Liebe, kann Euch nur den kleinsten Theil der Liebe entziehen, womit ich auf ewig an Euch gebunden bin ꝛc."

Dienstag (22. Juli).

„Ich besuchte Wieland, zu dem ich durch ein Gedränge kleiner und immer kleinerer Creaturen von lieben Kinderchen gelangte ꝛc. Sein Aeußeres hat mich überrascht. Was er ist, hätte ich nicht in diesem Gesichte gesucht — doch gewinnt es sehr durch den augenblicklichen Ausdruck seiner Seele, wenn er mit Wärme spricht. Er war sehr bald aufgeweckt, lebhaft, warm. Ich fühlte, daß er sich bei mir gefiel und wußte, daß ich ihm nicht mißfallen hatte, ehe ich's nachher erfuhr. Sehr gern hört er sich sprechen, seine Unterhaltung ist weitläuftig und manchmal bis zur Pedanterie vollständig, wie seine Schriften, sein Vortrag nicht fließend, aber seine Ausdrücke bestimmt. Er sagte übrigens viel Alltägliches; hätte mir nicht seine Person, die ich beobachtete, zu thun gegeben, ich hätte oft lange Weile fühlen können. Im Ganzen aber bin ich sehr angenehm beschäftigt worden ꝛc. Ich blieb zwei Stunden bei ihm, nach deren Verfluß er in den Club mußte. Er wollte mich gleich dort ein-

führen, aber ich hatte Charlotten zugesagt, mit ihr spazieren zu gehen. Unterwegs wollte er wegen der Schwan*) bei mir auf den Busch klopfen, ich war aber kalt, wie Eis und höchst einsilbig. Es machte mir Spaß, wie er sich dabei benahm."

„Wieland ist hier ziemlich isolirt, wie er mir auch gesagt hat. Er lebt fast nur seinen Schriften und seiner Familie ꝛc."

„Hier ist, wie es scheint, schon ziemlich über mich und Charlotten gesprochen worden. Wir haben uns vorgesetzt, kein Geheimniß aus unserm Verhältniß zu machen."

„Einigemal hatte man schon die Discretion — uns nicht zu stören, wenn man vermuthete, daß wir fremde Gesellschaft los sein wollten. Charlotte steht bei Wieland und Herder in großer Achtung. Mit dem ersten habe ich selbst über sie gesprochen. — Sie ist jetzt bis zum Muthwillen munter, ihre Lebhaftigkeit hat auch mich schon angesteckt und sie ist nicht unbemerkt geblieben."

„Heute schickt der Kammerherr Einsiedel, den ich weder besucht, noch gesehen habe, zu mir und läßt sich entschuldigen, daß ich ihn nicht zu Hause getroffen habe. Er wollte mir aufwarten — ich verstand Anfangs nicht, was das bedeutete, Charlotte aber glaubt, daß es ein Pfiff wäre, mich zu ihm zu

*) Margarethe Schwan, Tochter des Buchhändlers Schwan in Mannheim, Schiller's frühere Liebe und als „Laura" verewigt.

bringen, weil er mich der Herzogin vorstellen sollte. Diese lebt auf dem Lande, eine halbe Stunde von hier. Nun kann ich nicht umhin, mich nächster Tage präsentiren zu lassen."

„Ein Logis habe ich im Hause der Frau von Imhof *) erhalten; heute soll ich's sehen. Es ist auf der Esplanade, eine Allee vor dem Hause."

„— — Ich komme von Herder. Er hat mir sehr behagt. Seine Unterhaltung ist voll Geist, voll Stärke und Feuer, aber seine Empfindungen bestehen in Haß oder Liebe. Göthe liebt er mit Leidenschaft, mit einer Art von Vergötterung rc. Wir sprachen über Schubart und den Herzog von Würtemberg, über meine Geschichte mit diesem. Er haßt ihn mit Tyrannenhaß rc. Er ist erstaunlich höflich, man hat sich wohl mit ihm rc. Er lebt äußerst eingezogen, in den Club geht er nicht, weil dort nur gespielt oder gegessen oder Taback geraucht würde; das wäre seine Sache nicht. Wieland's Freund scheint er nicht sehr zu sein rc."

„Eben hatte ich eine gar liebliche Unterbrechung, welche so kurz war, daß ich sie Euch ganz so setzen kann:

Es wird an meine Thür geklopft.

„Herein!"

Und herein tritt eine kleine dürre Figur im weißen Frack und grüngelber Weste, krumm und sehr gebückt.

---

*) Schwester der Frau von Stein und Mutter der Amalie von Imhof, späteren Frau von Helvig.

„Habe ich nicht das Glück, sagte die Figur, den Herrn Rath Schiller vor mir zu sehen?"

„Der bin ich, ja."

„Ich habe gehört, daß Sie hier wären, und konnte nicht umhin, den Mann zu sehen, von dessen Don Carlos ich eben komme."

„Gehorsamer Diener; mit wem habe ich die Ehre?"

„Ich werde nicht das Glück haben, Ihnen bekannt zu sein, mein Name ist Vulpius *).

„Ich bin Ihnen für diese Höflichkeit sehr verbunden — bedaure nur, daß ich mich in diesem Augenblicke versagt habe und eben (zum Glück war ich angezogen) im Begriff war auszugehen."

„Ich bitte sehr um Vergebung. Ich bin zufrieden, daß ich Sie gesehen habe."

Damit empfahl sich die Figur — und ich schreibe fort.

„Das schwarze Kleid hätte ich ganz entbehren können. Ich kann im Frack zum Herzog und zur Herzogin. Annoncirt werde ich heute. Ich habe den Kammerherrn Einsiedel besucht, der ein herzlich gutes Geschöpf ist, mit dem ich eine Stunde vom deutschen Fürstenbund gesprochen. In diesem Hause kann ich Musik hören 2c."

*) Der damals vierundzwanzigjährige Verfasser des „Rinaldo Rinaldini," des Entzückens der Gymnasiasten, Ladendiener und Nähtermädchen, der noch 1824 in fünfter Auflage gedruckt wurde, später Schwager Göthe's, als Rath und Bibliothekar zu Weimar gestorben 1827.

Weimar, am 28. Juli 1787.

„Gestern habe ich einen vergnügten Tag gehabt. Ich bekam eine Einladung von der Herzogin und Wieland sollte mit mir nach Tieffurth fahren &c. Unterwegs bereitete er mich auf sie vor. Er suchte mich zur Toleranz für sie zu stimmen, weil er wisse, daß sie verlegen sein würde. Es ging Alles nach Wunsch. Ich traf sie mit dem Kammerherrn von Einsiedel und einer Hofdame im Gartensaal."

„In einer kleinen halben Viertelstunde war die ganze Bekanntschaft in Ordnung. Wir waren zwei Stunden dort. Es wurde Thee gegeben und von allem Möglichen viel schaales Zeug geschwatzt. Ich ging dann mit der Herzogin im Garten spazieren, wo ich sie schönstens, aber beinahe mit so vieler Arbeit, wie Mlle. Charpentier *) unterhielt. Sie pries mir alles Merkwürdige: Wieland's Büste, die dort aufgestellt ist, ihres Bruders, des Herzogs Leopold von Braunschweig Monument und anderes. Nachher gingen wir in ihr Wohnhaus, das überaus einfach und in gutem ländlichen Geschmack meublirt ist. Hier wurden mir einige schöne Landschaften von Kobell gezeigt. Gegen Abend empfahlen wir uns und wurden mit Herrschaftspferden nach Hause gefahren. Wieland, der keine Gelegenheit vorbeiläßt, mir etwas Angenehmes anzukündigen, sagte mir, daß ich sie er=

*) Eine der Töchter des Berghauptmanns Charpentier in Freiberg, die Schiller in Dresden kennen gelernt hatte.

obert hätte. Und wirklich fand ich dieses in der Art, wie sie mich behandelt hatte. Ihre Hofdame *), ein verwachsenes und moquantes Geschöpf, der ich einige Aufmerksamkeiten bewies, war so galant, mich mit einer Rose zu regaliren, die sie im Garten für mich suchte. — Diesen Morgen empfange ich wieder eine Einladung zum Thee, Concert und Souper bei der Herzogin."

„Sie selbst hat mich nicht erobert. Ihre Physiognomie will mir nicht gefallen. Ihr Geist ist äußerst bornirt, nichts interessirt sie, als was mit Sinnlichkeit zusammenhängt: diese giebt ihr den Geschmack, den sie für Musik und Malerei und dergleichen hat oder haben will. Sie ist selbst Componistin, Göthe's Erwin und Elwire ist von ihr gesetzt. — Sie spricht wenig, doch hat sie das Gute, keine Steifigkeit des Ceremoniels zu verlangen, welches ich mir auch so trefflich zu nutze machte **). Ich weiß nicht, wie ich zu der Sicherheit meines Wesens, zu dem Anstand kam, den ich hier behauptete. Charlotte versichert mir auch, daß ich es hier überall mit meinen Manieren wagen

*) Fräulein von Göchhausen.

**) Später änderte sich Schiller's Urtheil ins Bessere um. Als die Herzogin im Jahre 1803 einen Besuch in Dresden abstattete, schrieb er an Körner: „Ihr werdet unsere Herzogin nun kennen gelernt haben. Sie ist eine recht wackere Frau und es lebt sich recht gut in ihrer Gesellschaft." Und von Fräulein von Göchhausen schrieb er: „Die Göchhausen ist eine Person, wie man sie an einem Hofe nur wünschen mag ec."

dürfte. Bis jetzt habe ich, wo ich mich zeigte, nirgends verloren. Charlotte's Idee von mir hat mir Zuversicht gegeben, und die nähere Bekanntschaft mit diesen weimarischen Riesen — ich gestehe Dir's — hat meine Meinung von mir selbst — verbessert."

„Nunmehr freue ich mich auf die junge Herzogin, von der mir allerwärts viel Vortreffliches gesagt wird. Bei der Alten hatte ich zu überwinden, weil sie meine Schriften nicht liebt und ich ihr fremd war. Die junge ist meine eifrige Patronin und meinen Arbeiten ganz vorzüglich gut. Charlotte hat mehrmals mit ihr von mir gesprochen und sagt mir, daß ich bei ihr sein dürfte, was ich bin; daß ich sie für alles Schöne und Edle empfänglich finden würde. In vierzehn Tagen wird sie hier sein. Der Herzog aber kommt erst im September. Eine unangenehme Neuigkeit für mich."

„Mein Verhältniß mit Charlotten fängt an hier ziemlich laut zu werden, und wird mit sehr viel Achtung für uns beide behandelt. Selbst die Herzogin hat die Galanterie uns heute zusammenzubitten, und daß es darum geschehe, habe ich von Wieland erfahren. Man ist in diesen Kleinigkeiten hier sehr fein, und die Herzoginnen selbst lassen es an solchen kleinen Attentionen nicht fehlen."

„Nunmehr habe ich das Logis in Beschlag genommen, das Charlotte vorher gehabt hat. Es kostet mir das Vierteljahr mit den Meubles 17½ Thaler: viel Geld für zwei Zimmer und eine Kam-

mer. Einen Bedienten, der zur Noth schreiben kann, habe ich für sechs Thaler monatlich bekommen."

Den 29. Juli.

„Gestern Abend also war ich mit Charlotten in Tieffurth. Unsere dortige Gesellschaft war Wieland, Graf Solms rc. und ein preußischer Officier. Schlick und seine Frau *) spielten meisterhaft, er das Violoncell und sie die Violine. Charlotte fuhr nach dem Concert nach Hause, weil sie sich nicht wohl fühlte; ich mußte aber auf ihr Verlangen zurückbleiben. Das Souper war im Geschmack des Ganzen einfach und ländlich, aber auch ganz ohne Zwang. Charlotte will behaupten, daß ich mich diesen Abend zu frei betragen habe; sie zog mich auch auf die Seite und gab mir einen Wink. Ich habe, sagte sie, auf einige Fragen, die die Herzogin an mich gethan, nicht dieser, sondern ihr geantwortet und die Herzogin stehen lassen. Es kann mir begegnet sein, denn ich besann mich niemals, daß ich Rücksichten zu beobachten hätte. Vielleicht habe ich der Herzogin dadurch mißfallen."

„Die Wirkung, die der „Don Carlos" auf Charlotten gemacht hatte, war mir angenehm, doch fehlte es ihr (weil sie krank und schwach war) oft an Sammlung des Geistes, selbst an Sinn. Des Königs sogenannter Monolog hat auf sie erstaunlich viel Wirkung gethan. Die Stellen im Stück, die ich auf sie gleichsam berechnet habe, wovon ich Dir gesagt, er-

*) Von der Kapelle von Gotha.

reichten ihre Wirkung ganz. Des Marquis Scene mit dem König that viel auf sie, aber alles faßte sie nicht beim ersten Lesen. Auf sie wirkte die Schönburg'sche Scene *) recht sehr, aber auch sie verstand nicht gleich, was ich mit dem Ausgang derselben wollte."

„Stellt euch mein Herzeleid vor — Charlotte kündigt mir an, daß ich als weimarischer Rath, sobald ich in der Stadt selbst mich dem Hof präsentiren wolle, beim hiesigen Adel und den ersten Bürgerlichen Ceremonien-Besuche machen müsse. Ob das gleich nun durch bloße Karten ausgerichtet zu werden pflegt, und ich meinen Bedienten habe, so stehe ich doch in Gefahr bei einigen angenommen zu werden, und wenn auch nicht, so ist eine halbe Woche schändlich verloren. Ich kann mich, ohne einen großen Fehler gegen die Lebensart zu begehen, nicht davon ausschließen."

Weimar, am 8. August 1787.

„Kannst Du mir glauben, lieber Körner, daß es mir schwer — ja beinahe unmöglich fällt, Euch über Charlotten zu schreiben? Und ich kann Dir nicht einmal sagen, warum? Unser Verhältniß ist — wenn Du diesen Ausdruck verstehen kannst — wie die geoffenbarte Religion, auf den Glauben gestützt.

---

*) Schiller muß hier einen Freund Körner's, einen Herrn von Schönberg meinen, den er in Dresden bei Körner gesehen. Nach dem Besuch im Jahre 1801 bestellt Schiller „dem treuen guten Schönberg die herzlichsten Grüße."

Die Resultate langer Prüfungen, langsamer Fortschritte des menschlichen Geistes sind bei dieser auf eine mystische Weise avancirt, weil die Vernunft zu langsam dahin gelangt sein würde. Derselbe Fall ist mit Charlotten und mir. Wir haben mit der Ahnung des Resultats angefangen nnd müssen jetzt unsere Religion durch den Verstand untersuchen und befestigen. Hier wie dort zeigen sich also nothwendig alle Epochen des Fanatismus, Skepticismus, des Aberglaubens und Unglaubens, und dann wahrscheinlich am Ende ein reiner und billiger Vernunftglaube, der der alleinseligmachende ist. Es ist mir wahrscheinlich, daß der Keim einer unerschütterlichen Freundschaft in uns Beiden vorhanden ist, aber er wartet noch auf seine Entwickelung. In Charlottens Gemüth ist übrigens mehr Einheit, als in dem meinigen, wenn sie schon wandelbarer in ihren Launen und Stimmungen ist. Lange Einsamkeit und ein eigensinniger Hang ihres Wesens haben mein Bild in ihrer Seele tiefer und fester gegründet, als bei mir der Fall sein konnte mit dem ihrigen."

„Ich habe Dir nicht geschrieben, welche sonderbare Folge meine Erscheinung auf sie gehabt hat. Vieles, was sie vorbereitete, kann ich jetzt auch nicht wohl schreiben. Sie hat mich mit einer heftigen, bangen Ungeduld erwartet. Mein letzter Brief, der ihr meine Ankunft gewiß versicherte, setzte sie in eine Unruhe, die auf ihre Gesundheit wirkte. Ihre Seele hing nur noch an diesem Gedanken — und als sie mich hatte, war ihre Empfänglichkeit für Freude dahin.

Ein langes Harren hatte sie erschöpft und Freude wirkte bei ihr Lähmung. Sie war fünf bis sechs Tage nach der ersten Woche meines Hierseins fast jedem Gefühle abgestorben, nur die Empfindung dieser Ohnmacht blieb ihr und machte sie elend. Ihr Dasein war nur noch durch convulsivische Spannungen des Augenblicks hingehalten. Du kannst urtheilen, wie mir in dieser Zeit hier zu Muthe war. Ihre Krankheit, ihre Stimmung und dann die Spannung, die ich hierher brachte, die Aufforderung, die ich hier hatte! Jetzt fängt sie an, sich zu erholen, ihre Gesundheit stellt sich wieder her, ihr Geist wird freier. Jetzt erst können wir einander etwas sein. Aber noch genießen wir uns nicht in einem zweckmäßigen Lebensplan, wie ich mir versprochen hatte. Alles ist nur Zurüstung für die Zukunft. Jetzt erwarte ich mit Ungeduld eine Antwort von ihrem Manne auf einen wichtigen Brief, den ich ihm geschrieben *)."

Weimar, am 18. August 1787.

„Herr von Kalb hat mir geschrieben. Er kommt zu Ende September, seine Ankunft wird das Weitere mit mir bestimmen. Seine Freundschaft für mich ist unverändert, welches zu bewundern ist, da er seine

*) Körner schrieb auf diesen Brief zurück: „Dein Gleichniß von Religion ist mir vollkommen deutlich. Euer ruhiges Beisammensein wird Eure Begriffe von einander berichtigen und dadurch werden alle die Mißverständnisse, Besorgnisse und getäuschten Erwartungen aufhören, die jetzt vielleicht zuweilen Eure Freuden stören."

Frau liebt und mein Verhältniß mit ihr kennt. Aber seine Billigkeit und seine Stärke dürfte vielleicht durch Einmischung fremder Menschen und eine dienstfertige Ohrenbläserei auf eine große Probe gestellt werden, wenn er kommt. Ich verstehe nämlich nur in Beziehung auf die Meinung der Welt, denn der Glaube an seine Frau wird nie bei ihm wanken. Herr von Kalb kann nach dem Tode des Kurfürsten von der Pfalz der zweite in der Armee und eine sehr wichtige Person werden, ohne, daß er seine französischen Dienste dabei aufzugeben hat, wo er in acht bis zehn Jahren Brigadier sein muß. Er ist Liebling des Herzogs von Zweibrücken, bei den Damen äußerst empfohlen und der Königin von Frankreich bekannt, welche sich gewundert hat, daß er sich nicht schon in Paris gemeldet. Alles das wundert mich nicht — aber es freut mich, daß er alles dies erreicht hat und doch der wahre herzlich gute Mensch bleiben durfte, der er ist."

„Vor einigen Tagen ward ich mit Charlotten zu einem Concert bei der Herzogin eingeladen ꝛc. Wie krumm doch die Menschen gehen! Die Herzogin rief mich zu sich und bedauerte, daß ich neulich nicht wohl gewesen wäre, da die Operette gegeben worden. Ich sollte sie das nächste Mal (dies wäre übermorgen) nachholen. Charlotte, um mein neuliches Wegbleiben zu entschuldigen, hatte ohne meinen Willen diese Ursache angegeben *)." Da ich aber übermor-

*) Zu dieser Operette Gotter's hatte Frau von Kalb eine Einladung erhalten, worin gesagt wurde, daß

gen nach Jena gehe und der Tag zur Operette mir nicht bestimmt genannt worden ist, so bin ich verschont."

„Die regierende Herzogin ist hier, ich habe mich aber noch nicht vorstellen lassen, weil es mit erstaunlichen Ceremonien verbunden ist, und weil ich mich auch nicht mehr lange hier aufhalte. Es geschieht also vielleicht gar nicht; es sei denn, daß sie nach mir fragt. Ich hatte mich anfangs darauf gefreut, aber nun erfahre ich genauer, daß ich sie gar nicht allein, sondern nur in einem steifen großen Zirkel sprechen dürfte, wohin ich schlechterdings nicht tauge. Charlotte hat mir schon oft falsche Nachrichten gegeben."

Weimar, 29. August 1787.

„Ich habe am 28. August Göthe's Geburtstag mitbegehen helfen, den Herr von Knebel in seinem (Göthe's) Garten feierte, wo er in Göthe's Abwesenheit wohnt. Die Gesellschaft bestand aus einigen hiesigen Damen, Voigt's, Charlotte und mir. Herder's beide Jungen waren auch dabei. Wir fraßen herzhaft und Göthe's Gesundheit wurde von mir in Rheinwein getrunken. Schwerlich vermuthete er in Italien, daß er mich unter seinen Hausgästen habe; aber das Schicksal fügt die Dinge gar wunderbar. Nach dem Souper fanden wir den Garten illuminirt

---

sie sich eine Gesellschaft dazu wählen könnte, wobei Schiller gemeint war. Als die Herzogin fragte, warum Schiller nicht gekommen sei, hatte Frau von Kalb abgeredetermaßen fragen sollen: „ob er nicht gebeten sei?"

und ein ziemlich erträgliches Feuerwerk machte den Beschluß. — An diesem Tage sah ich die jüngere Herzogin. Sie begegnete mir im Stern, als ich Charlotte zu Knebel führte, aber es blieb nur beim bloßen Vorbeigehen. Es ist eine schöne und edle Figur, aber viel Stolz und Fürstlichkeit im Gange."

„Die hiesigen Damen sind ganz erstaunlich empfindsam; da ist beinahe keine, die nicht eine Geschichte hätte oder gehabt hätte; erobern möchten sie gern alle. rc. Weil ich die hiesigen Theeassembléen nicht besuche, so legt man es Charlotten als einen Despotismus über mich aus. Man kann hier sehr leicht zu einer Angelegenheit des Herzens kommen, welche aber freilich bald genug ihren ersten Wohnplatz verändert."

„Von den hiesigen großen Geistern kommen einem immer närrischere Dinge zu Ohren. Wieland hat den ungleichsten Charakter, er ist die Inconsequenz und die Wandelbarkeit selbst. Ich mag mit solch einem Menschen nicht leben. Er hat eine gar sonderbare Neigung, um Fürsten zu wohnen. Seine Tochter und Reinhold*) versichern mir, daß sie vorzüglich der Pracht der Meublirung zuzuschreiben sei, die er in ihren Zimmern finde. Für dieses hat er eine ganz besondere Schwäche. Etwas natürlich thut doch die Eigenliebe. — Was ihn z. B. an die alte

*) Professor der Philosophie in Jena, Wieland's Schwiegersohn.

Herzogin attachirt, ist die Freiheit, die er sich bei ihr erlauben darf — neben ihr auf dem Sopha zu schlafen. Man sagt, er soll ihr schon auf das Heftigste widersprochen und einmal das Buch an den Kopf geworfen haben. Ich kann nicht bezeugen, ob das Letzte wahr ist; wenigstens sieht man die Beule nicht mehr. Herder und seine Frau leben in einer egoistischen Einsamkeit und bilden zusammen eine Art von heiliger Zweieinigkeit, von der sie jeden Erdensohn ausschließen. Aber weil beide stolz, beide heftig sind, so stößt diese Gottheit zuweilen unter sich selbst aneinander. Wenn sie also in Unfrieden gerathen sind, so wohnen beide abgesondert in ihren Etagen und Briefe laufen Treppe auf, Treppe nieder, bis sich endlich die Frau entschließt, in eigener Person in ihres Ehegemahls Zimmer zu treten, wo sie eine Stelle aus seinen Schriften recitirt, mit den Worten: „Wer das gemacht hat, muß ein Gott sein, und auf den kann niemand zürnen" — dann fällt ihr der besiegte Herder um den Hals und die Fehde hat ein Ende. Preiset Gott, daß Ihr unsterblich seid!"

Ueber Herder theilt Schiller noch später unterm 28. Septbr. 1789 ergötzliche Geschichten mit: „Herder, schreibt er, hat vor einiger Zeit einen unverzeihlich dummen Streich gemacht. Seit seiner Zurückkunft hatte er nicht gepredigt, weil er erst abwarten wollte, ob er bleiben würde*). Wie nun seine

*) Herder hatte damals einen Ruf als Hauptpastor nach Hamburg.

Sache entschieden war, so bestieg er zum erstenmal die Kanzel wieder; Alles kam in die Kirche, selbst von Jena aus und war voll Erwartung — er predigte über sich selbst, und in Ausdrücken, die seinen Feinden gewonnenes Spiel über ihn gaben und alle seine Freunde zum Schweigen brachten. Das Te Deum wurde gesungen mit einem Text, der auf ihn gemacht war und in den Kirchstühlen ausgetheilt wurde. Alles ist aufgebracht und hat diese Komödie äußerst anstößig gefunden. Noch ein Beispiel von seinem savoir vivre. — Bei der Tafel der Herzogin sprach er von Hof und von Hofleuten und nannte den Hof „einen Grindkopf" und die Hofleute „die Läuse," die sich darauf herumtummeln. Dies geschah an der Tafel und so, daß es Mehrere hörten. Man muß sich dabei erinnern, daß er und seine Frau den Hof suchen und auch vorzüglich durch den Hof soutenirt werden. Aber genug von diesen Knabenstreichen."

Schiller selbst hatte mit seiner penetranten Orientirungsgabe sehr bald den Schlüssel zu dem angemessenen Leben in Weimar gefunden. Er schrieb darüber unterm 10. September 1787 an Körner: „Ich fange an, mich hier ganz leidlich zu befinden, und das Mittel, wodurch ich es bewerkstellige, — Du wirst Dich wundern, daß ich nicht früher darauf gefallen bin — das Mittel ist: ich frage nach Niemand. Das hätte ich zwar schon in den ersten Wochen wegkriegen können, denn wohin ich nur sehe, pflegt hier jeder ein Gleiches zu thun. — So viele Familien,

ebensoviele abgesonderte Schneckenhäuser, aus denen der Eigenthümer kaum herausgeht, um sich zu sonnen. In diesem Stücke ist Weimar das Paradies. Jeder kann nach seiner Weise privatisiren, ohne damit aufzufallen. Eine stille, kaum merkbare Regierung läßt einen so friedlich hier leben und das Bischen Luft und Sonne genießen. Will man sich anhängen, eindrängen, brilliren, so findet man allenfalls seine Menschen auch. — Anfangs hab' ich mir alles viel zu wichtig, viel zu schwer vorgestellt. Ich habe mich selbst für zu klein und die Menschen umher für zu groß gehalten. Jeden glaubte ich meinen Richter, und jeder hat genug mit sich selbst zu thun, um mich auszulauern."

„Jetzt gehe ich sehr wenig aus, Tags zweimal zu Charlotten und zweimal spazieren, wozu ich mir den Stern erwählt habe. Hier begegnen mir doch zuweilen Menschen, und will ich, so kann ich auch ganz allein sein. Am anderen Tage besuche ich Bode, Bertuch, Herder, Voigt oder sonst Jemand. Montags gehe ich in den Club. Die übrige Zeit bin ich zu Hause und arbeite."

Bode war eben von seiner maurerischen Tour nach Paris wiedergekommen, „um Frankreich zu illuminiren." Schiller schrieb über ihn in demselben Briefe: „Bode hat mich sondirt, ob ich nicht Maurer werden wolle. Hier hält man ihn für einen der wichtigsten Menschen im ganzen Orden. Er hat mir über die hiesigen Menschen drollige Aufschlüsse gegeben. Ich erzählte ihm meine jetzige Lage mit Wie-

land*). Das wäre ganz in der Ordnung, sagte er; es sei nicht mir allein so mit ihm gegangen. Wieland sei ein Kind. Nach einiger Zeit würde er Frau und Kinder zusammenrufen und sie fragen, wie er denn eigentlich mit mir auseinandergekommen sei? Das sei ihm hundertmal begegnet. Klopstock habe ihn nach Wieland einmal gefragt, darauf habe er ihm folgende Antwort gegeben. Er wünsche, Wieland's wegen, daß er auf eine halbe Stunde Jesus Christus beim jüngsten Gericht sein dürfte. — Was würden Sie dann thun, fragte Klopstock. — Wieland müsse vor ihm, alle seine Schriften unter dem Arm, erscheinen, um sein Urtheil zu hören. — Sind Sie Herr Wieland aus Weimar, würde er zu ihm sagen. — Ja. — Nun, Herr Wieland, sehen Sie, dahin liegt rechts und dahin liegt links. Gehen Sie nun hin, wohin es Ihnen beliebt — wohin es Ihnen beliebt — aber nehmen Sie Sich nur in Acht, das sage ich Ihnen. Geben Sie wohl Acht! — Die Satyre ist sehr fein, wenn man Wieland kennt, sein Laviren zwischen gut und übel, seine Furcht und seine Klugheit."

Die Ankunft Herrn von Kalb's verzog sich bis in den November. Unterm 19. November 1787 schrieb Schiller an Körner aus Weimar: „Ich glaube wirklich, Wieland kennt mich noch wenig genug, um mir seinen Liebling, seine zweite Tochter

*) Schiller, erst aufs freundschaftlichste aufgenommen, war mit ihm in Spannung gekommen.

nicht abzuschlagen, selbst, da ich nichts habe. Das Mädchen kenne ich nicht, aber siehst Du, ich würde sie ihm heute abfordern, wenn ich glaubte, daß ich sie verdiente. Es ist sonderbar, ich verehre, ich liebe die herzlich empfindende Natur und eine Kokette, jede Kokette kann mich fesseln. Jede hat eine unfehlbare Macht auf mich, auf meine Eitelkeit und Sinnlichkeit; entzünden kann mich keine, aber beunruhigen genug. Ich habe hohe Begriffe von häuslicher Freude und doch nicht einmal so viel Sinn dafür, um mir sie zu wünschen u. s. w. u. s. w. Charlotte weiß von diesem Monologe meiner Vernunft nichts. — Herr von Kalb ist vor drei Tagen in Kalbsrieth*) angekommen und dahin ist Charlotte jetzt gereist. In acht Tagen kommen beide hier an."

Weimar, 8. December 1787.

„Seit meinem letzten Briefe und dem heutigen war ich nicht in Weimar. Während daß Frau von Kalb in Kalbsrieth sich aufhielt, bekam ich solche Aufforderung von meiner Schwester und der Dame, auf deren Gut ich war, nach Meiningen zu kommen, daß ich meinen Aufenthalt in Weimar endlich aufopfern mußte ꝛc. In Rudolstadt habe ich mich einen Tag aufgehalten und wieder eine recht liebenswürdige Familie kennen gelernt. Eine Frau von Lengefeld lebt da mit einer verheiratheten und einer noch ledi-

*) Das Kalb'sche Stammgut in der goldenen Aue in Thüringen.

gen Tochter*). Beide Geschöpfe sind (ohne schön zu sein) anziehend und gefallen mir sehr. Man findet hier viel Bekanntschaft mit der neuen Literatur, Feinheit, Empfindung und Geist. Das Clavier spielen sie gut, welches mir einen recht schönen Abend machte rc."

„Hier in Weimar habe ich Charlotte und ihren Mann wieder gefunden. Er ist ganz der alte, wie ich aus dem ersten Anblick urtheilen konnte; denn ich habe ihn nur einmal gesprochen. Sie ist gesund und sehr aufgeweckt. (Ich weiß nicht, ob die Gegenwart des Mannes mich lassen wird, wie ich bin. Ich fühle in mir schon einige Veränderung, die weiter gehen kann. Wieland's Haus besuche ich jetzt am fleißigsten und ich glaube, es wird so bleiben. Laß diese Stelle unsere Weiber**) nicht lesen.)"

Weimar, 19. December 1787.

„Jeder Tag hat jetzt für mich zwölf arbeitvolle Stunden und sehr oft auch einige mehr. Gegen Abend, meist sechs Uhr, denke ich oft an eine Zerstreuung: diese finde ich entweder bei Charlotten oder Wieland's rc. Charlotte seh' ich die Woche nur drei- höchstens viermal, weil ich jetzt nie als die Abende ausgehe und sonst alle andere Menschen vernachlässigen müßte. Auch sind Kalb's fast über den andern Tag bei Hof oder sonst herum."

---

*) Die Frau des rudolstädtischen Hofraths von Beulwitz, Caroline, spätere Frau von Wolzogen und Schiller's spätere Gattin, Charlotte von Lengefeld.

**) Körner's Frau und dessen Schwägerin.

Weimar, 7. Februar 1788.

„Die hiesigen Redouten*) sind recht artig und durch die große Anzahl der Noblesse und den Hof nicht so gemein, wie die Dresdner. Ich habe mich recht gut darauf befunden, woran wohl auch die größere Zahl meiner hiesigen Bekannten Schuld sein mag."

Weimar, 6. März 1788.

„Neuerdings ließ ich ein Wort (daß ich hier eine ernsthafte Geschichte habe), gegen Dich fallen — aber dieses schläft tief in meiner Seele und Charlotte selbst, die mich fein durchsieht und bewacht, hat noch gar nichts davon geahnet."

Weimar, 17. März 1788.

„Frau von Kalb ist mit ihrem Manne jetzt von hier abwesend und wird erst zu Ende dieses Monats wieder zurückkommen. Sie hat eine Zusammenkunft mit ihrem Schwager auf einem ihrer Güter**) und Bertuch ist dabei. Die Sache ist eines Prozesses wegen, den der Präsident Kalb führt."

Weimar, 25. April 1788.

„Charlotte war einige Tage nicht wohl und man fürchtete eine fausse-couche, woraus aber glücklicherweise nichts geworden ist. Ihr Fritz ist vor vierzehn Tagen mit den Blattern oculirt worden und läßt sich sehr gut an."

---

*) Auf einer dieser Redouten dieses Winters sah Schiller, wie er unterm 5. Februar 1789 an seine spätere Frau schrieb „sie unverhofft vor sich stehen."

**) Waltershausen in Franken.

Den Sommer des Jahres 1788 verbrachte Schiller in Volkstädt bei Rudolstadt; unterm 27. Juli schrieb er an Körner:

„Von Weimar höre ich schon viele Wochen nichts, doch wird dieser Tage Frau von Stein hierher kommen, die mir von Göthe *) erzählen soll. Frau von Kalb ist in Meiningen."

Rudolstadt, 1. September 1788.

„Frau von Kalb wird dieser Tage von ihrer thüringischen Reise nach Weimar zurückcommen. Ich habe sie jetzt über vier Monate nicht gesehen, wie ich aber höre, ist sie wohl und die Zerstreuung hat ihr gutgethan."

In diesem September war die berühmte erste Zusammenkunft Schiller's mit Göthe:

Rudolstadt, 12. September 1788.

„Endlich kann ich Dir von Göthe erzählen. Ich habe vergangenen Sonntag beinahe ganz in seiner Gesellschaft zugebracht, wo er uns mit Herder, Frau von Stein und der Frau von Schardt besuchte. Sein erster Anblick stimmte die hohe Meinung ziemlich tief herunter, die man mir von dieser anziehenden und schönen Figur beigebracht hatte. Er ist von mittlerer Größe, trägt sich steif und geht auch so; sein Gesicht ist verschlossen, aber sein Auge sehr ausdrucksvoll, lebhaft und man hängt mit Vergnügen an seinem Blicke. Bei vielem Ernst hat seine Miene doch viel Wohlwollendes und Gutes. Er ist brünett und schien mir älter auszusehen, als er meiner Berechnung nach wirklich sein kann. Seine Stimme ist überaus angenehm,

*) Der aus Italien zurückgekommen war.

seine Erzählung fließend, geistvoll und belebt; man hört ihn mit überaus vielem Vergnügen; und wenn er bei gutem Humor ist, welches diesmal so ziemlich der Fall war, spricht er gern und mit Interesse. — Unsere Bekanntschaft war bald gemacht und ohne den mindesten Zwang; freilich war die Gesellschaft zu groß und Alles auf seinen Umgang zu eifersüchtig, als daß ich viel allein mit ihm hätte sein oder etwas anderes als allgemeine Dinge mit ihm sprechen können ꝛc."

Rudolstadt, 20. Oct. 1788.

„Frau von Kalb hab' ich Deinen Einschluß besorgt. Ich hab' ihr diesen Sommer gar wenig geschrieben; es ist eine Verstimmung unter uns, worüber ich Dir einmal mündlich mehr sagen will. Ich widerrufe nicht was ich von ihr geurtheilt habe: sie ist ein geistvolles edles Geschöpf — ihr Einfluß auf mich aber ist nicht wohlthätig gewesen."

Weimar, 9. März 1789.

„Charlotte besuch' ich noch am meisten; sie ist diesen Winter gesunder und im Ganzen auch heiterer als im vorigen, wir stehen noch gut zusammen; aber ich habe, seitdem ich wieder hier bin, einige Principien von Freiheit und Unabhängigkeit im Handeln und Wandeln in mir aufkommen lassen, denen sich mein Verhältniß zu ihr, wie zu allen übrigen Menschen, blindlings unterwerfen muß. Alle romantische Luftschlösser fallen ein und nur was wahr und natürlich ist, bleibt stehen. Wie werther wird mir alle Tage Deine und meine Freundschaft und wie wohlthätig ist sie mir schon gewesen! Ich würde keine dieser Art mehr

knüpfen können, denn Du glaubst nicht, wie viel Misanthropie sich in meine Denkart gemischt hat. Leiden, Fehlschlüsse über Menschen, hintergangene Erwartungen haben mich in ihrem Umgang schüchtern und mißtrauisch gemacht. Ich habe den leichtsinnigen frohen Glauben an sie verloren; darum braucht es sehr wenig, um meine Zuversicht zu eines Menschen Freundschaft für mich wankend zu machen, besonders wenn ich Ursache habe, zu glauben, daß sein eignes Gedankensystem, seine Neigungen noch nicht fest sind."

„Ich habe auf dieser Welt keine wichtigere Angelegenheit, als die Beruhigung meines Geistes — aus der alle meine edleren Freuden fließen. Ich muß ganz Künstler sein können oder ich will nicht mehr sein."

Die letzte und zwar sehr expressive Aeußerung über die wiederholte Frage Körner's, wie er mit Frau von Kalb stehe, gab Schiller kurz nach seinem Einzug in Jena unterm 11. Juni 1789, als von einem Besuch Körner's in Jena die Rede war, mit folgenden Worten, die deutlich seine Klage, wenn nicht seine Anklage andeuten:

„Du willst wissen, wie ich mit Charlotte stehe? Ich will Dir's mündlich sagen. Wenn Du ihr aber antwortest, so mache Deine Ankunft immer noch etwas zweifelhafter, als sie ist, und versprich eher weniger, als Du Hoffnung hast, halten zu können."

In den Briefen an seine nachherige Frau und Schwägerin hat Schiller sich über den eigenthümlichen Charakter Charlotten's von Kalb bestimm-

ter ausgesprochen. Aus Jena 3. November 1789 schrieb er nach der Verlobung mit Lotte von Lengefeld, die längere Zeit Frau von Kalb unbekannt blieb: „Diesen Brief schrieb mir die Kalb. Sie ist doch ein seltsam wechselndes Geschöpf, ohne Talent glücklich zu sein, wie könnte sie also geben, was sie selbst nicht hat? Vor ihrer Neugierde muß man sich hüten, vor ihrer Inconsequenz, die sie oft verleitet sich selbst nicht zu schonen und auch vor ihrer Starkgeisterei, die sie leicht verführen könnte, es mit dem Besten Anderer nicht so genau zu nehmen.“ Drei Tage darauf schrieb Schiller: (Der Anfang des Briefs fehlt) So richtig die Kalb sonst immer sieht, so irrt sie gerade ihr Verstand in Ansehung meiner. Die Kalb macht mich indessen doch jetzt etwas verlegen. Das Verhältniß, worin sie mit ihrem Mann sich versetzen will, hat mich ihr in gewissem Betracht jetzt unentbehrlich gemacht, weil ich es allein ganz weiß und sie nicht ohne Rath, ohne fremde Augen dabei zu Werke gehen kann. Sie hat ihm darüber schon geschrieben und auch Antwort erhalten, die nun ihre ferneren Schritte bestimmen muß. Sie verlangt und könnte es auch mit allem Recht von mir verlangen, daß ich nach Weimar zu ihr kommen und über diese neue Lage der Dinge mit ihr berathschlagen solle — aber sie wollte es entweder heut oder morgen und weder heute, noch morgen, noch übermorgen wäre mir's möglich gewesen. Hört sie aber nun, daß ich vier Wochen in Volkstädt gewesen und ihr einen einzigen Tag in Weimar abschlug, so muß es ihr, da sie von einem genauen Verhältniß

zwischen uns nichts weiß, sehr empfindlich auffallen. Nun hab' ich ihr durch einen Expressen geschrieben, daß sie hierher kommen soll rc. mit der Schröter rc. „Abend." „Die Kalb ist nicht gekommen und kommt auch nicht. Ihre Lage ist jetzt doppelt delicat und sie glaubt nicht, daß die Sache unbeobachtet bleiben würde."

„Aus einem späteren Briefe vom 20. November 1789 erfahren wir, daß Frau von Kalb sehr krank in Weimar wurde, doch meint Schiller: „ich hoffe, es wird größer und schlimmer gemacht werden, als es ist. Ich habe lange nichts von der Kalb gehört und durch Andere kann ich nicht gut Nachricht von ihr erhalten." Einen Monat später 21. December 1789 meldet Schiller: „Die Kalb hat mir heute geschrieben, mir aber gar nichts merken lassen, als wüßte sie, daß ich in Weimar gewesen sei. Vielleicht hat sie es auch nicht erfahren. Ich habe ihr sogleich geantwortet; lieber zehn Briefe schreiben, als einmal selbst kommen. Von Euch schreibt sie, daß sie Euch nicht so oft sähe, als sie es wünschte, weil sie noch nicht ausgehe. Ihr habt mir einen Wink von ihr ausgerichtet, jetzt bestelle ich einen ähnlichen an Euch, aber befolgt ihn ja, wie ich ihn befolgt habe. Ich habe ihr geschrieben, daß Ihr gern mit Euch selbst lebtet, in Rudolstadt hättet Ihr das lernen müssen und jetzt wär' es Euch zur Natur geworden. Neue Freundschaften würdet Ihr wohl nicht knüpfen."

Ueber den weiteren Verfolg des Verhaltens Charlottens belehrt Schiller's Brief vom 5.

Februar 1790: „Wegen der ** habe ich ernstlich Verdacht, denn ich weiß, was sie fähig ist. Auch ohne italienischen Himmel würde ich Dir nicht rathen, in gewissen Augenblicken mit ihr zusammenzutreffen — denn Leidenschaft und Kränklichkeit zusammen haben sie manchmal an die Grenzen des Wahnsinns geführt. Bewahre der Himmel, daß ich ihr etwas merken lassen sollte. — Sie erhält jetzt von mir keine Antwort auf ihre Briefe mehr. Wie kann ich ihr schreiben?" Unterm 12. Februar endlich meldet Schiller seinen beiden Damen: „Wahrscheinlich war es eine Wirkung meines letzten Briefs, was ** bei Eurer letzten Zusammenkunft mit ihr ein so sonderbares Betragen gegeben hat. Ich begreife nicht, mit welcher Stirne sie mir schreiben konnte, daß ich „die giftigen Zungen nicht die Wahrheit soll geredet haben lassen." Daß sie sich in unser Betragen gegen einander gemischt hat, ist doch ziemlich entschieden, sie hat also wirklich gegen sich selbst gesprochen. Sie empfahl mir bei meiner Antwort Genauigkeit in der Aufschrift des Briefs, weil sie fürchtete, daß er in ihrer Schwester Hände kommen könnte. Dieses gab mir Gelegenheit ihr zu sagen, daß die Vorsicht nicht überflüssig sei, denn mir wäre es wirklich begegnet, daß von den Briefen, die ich nach Weimar geschrieben, einige durch fremde Hände gegangen. Sie drang in mich in ihren letzten Briefen, sie nur auf einen Augenblick zu besuchen, weil sie mir etwas sehr Wichtiges zu sagen habe. Da ich es neulich endlich ganz abschlug, so eröffnete sie mir in ihrem letzten Brief die Sache, um derentwillen sie

so nöthig fand, mich zu sprechen. Dieß war nun offenbar nicht die Wahrheit, denn ihr Anliegen ist durch einen Brief noch leichter abzuthun gewesen."

„*Sie war nie wahr gegen mich, als etwa in einer leidenschaftlichen Stunde, mit Klugheit und List wollte sie mich umstricken.*"

„Sie ist jetzt nicht edel und nicht einmal höflich genug, um mir Achtung einzuflößen. Da ich ihr neulich schrieb, „ich zweifle, ob sie jetzt die Stimmung schon gefunden hätte, worin unsere Zusammenkunft für uns beide erfreulich sein könnte, und daß ich dieses aus einigen Vorfällen schlösse," so antwortet sie mir nun: „*Ich irre mich sehr, wenn ich ihr jetziges Betragen mit jener Tollheit, mit jenem ungeschickten Traum, der lange schon nicht mehr in ihrer Erinnerung sei, in Zusammenhang brächte und dergleichen mehr.*" Darauf schrieb ich ihr: „Die Versicherung, die sie mir gebe, daß das Vergangene in ihrer Erinnerung ausgelöscht sei, *erlaube mir endlich freimüthig über das Glück mit ihr zu sprechen, das meine nahe Verbindung mir gewähre; ich sprach nun mit vollem Herzen von unserer Zukunft und dies hat sie nicht ertragen.*"

„Hat sie es nicht durch die Platitude verdient, womit sie ihre eigene Empfindung herabsetzt? Warum schreibe ich so viel von ihr? Ich hätte etwas Besseres thun können. Lebt wohl, meine Theuersten, lebt wohl."

Im August 1789, unmittelbar nach dem Besuche Körner's in Jena, vollzog Schiller seine Verlobung mit Charlotte von Lengefeld und ein halbes Jahr darauf am 22. Februar 1790, eines Montags, ließ er sich in der verschlossenen Dorfkirche von Wenigenjena bei Jena, um sich dem Andrang der Professoren und Studenten zu entziehen, trauen. Er folgte dabei einem Heirathsprincipe, das er, nach seinen beiden schlimmen Erfahrungen in der Liebe, nach der Erlöschung der flammenden kurzen Leidenschaft für Fräulein von Arnim in Dresden, nachherigen Gräfin Kuhnheim und nach der Erlöschung des eben so flammenden, langen Verhältnisses mit Charlotte von Kalb adoptirt hatte. Er hatte dieses Heirathsprincip schon unterm 28. Mai 1789 an Körner ausgesprochen: „Weißt Du eine reiche Partie, so schreib mir immer; entweder sehr viel Geld oder gar keins und desto mehr Vergnügen im Umgang."

Ueber das Vergnügen im Umgang mit den beiden Schwestern von Lengefeld, der Hofräthin Caroline von Beulwitz, welche damals getrennt von ihrem Manne im Hause ihrer Mutter in Rudolstadt lebte und 1794 geschieden und Frau von Wolzogen ward und der drei Jahre jüngeren Lotte, seiner spätern Frau, hatte Schiller unterm 27. Juli 1788 an Körner geschrieben: „Beide haben etwas Schwärmerei, doch ist sie dem Verstande subordinirt und durch Geistescultur gemildert. Die jüngere ist nicht ganz fern von einer gewissen Coquetterie d'esprit, die aber durch Bescheidenheit und immer gleiche Leb-

haftigkeit mehr Vergnügen giebt, als drückt. Ich rede gern von ernsthaften Dingen, von Geisteswerken, von Empfindungen — hier kann ich es nach Herzenslust und eben so leicht wieder auf Possen überspringen."

Ueber die eigentliche Beschaffenheit des Vergnügens Schiller's im Umgang mit diesen beiden Schwestern ist uns erst ganz neuerlich durch den Herausgeber des Nachlasses der Frau von Wolzogen eine Aufklärung zugegangen, welche allerdings einzig in ihrer Art ist. Schiller's eigentliche Herzensflamme war nicht Lotte, seine spätere Frau, sondern Caroline von Beulwitz. Schiller's Heirath mit „Lolo" war keineswegs eine flammende Herzensheirath, seine ganz ernstliche Absicht war vielmehr gewesen, mit beiden Schwestern zu leben, wie dereinst in der alten romantischen Zeit der Graf von Gleichen. Der Herausgeber des Nachlasses der Frau von Wolzogen berichtet, daß dieselbe an mehreren an beide Schwestern gerichteten glühenden Briefen Schiller's aus den Jahren 1788 —1790 eine in ihrer Art einzige Fälschung begangen hat: eines Theils, um sie nicht der Oeffentlichkeit zu entziehen und anderntheils aus Discretion hat sie sie schon in der von ihr herausgegebenen Biographie Schiller's als an ihre Schwester allein gerichtet, einrücken lassen und in den für Herausgabe des Nachlasses bestimmten Briefen hat sie mit später zitternder Hand bei den leidenschaftlichsten Stellen statt „Caroline" „theure Lotte" gesetzt. Ueber das romantische Doppelverhältniß, daß der ideale Mann beabsichtigte, erklärt er sich selbst einmal in einem Briefe aus Jena

vom 15. Nov. 1789 in folgenden Worten: „Dieses Dasein wird uns über alle Menschen um uns her hinwegrücken. Unser himmlisches Leben wird ein Geheimniß für sie bleiben, auch wenn sie Zeugen davon sind. Unsere Liebe braucht keine Aengstlichkeit, keine Wachsamkeit, — wie könnte ich mich zwischen Euch beiden meines Daseins freuen, wie könnte ich meiner eigenen Seele immer mächtig genug bleiben, wenn meine Gefühle für Euch beide, für jede von Euch, nicht die süße Sicherheit hätten, daß ich dem Anderen nicht entziehe, was ich dem Einen bin. Frei und sicher bewegt sich meine Seele unter Euch und immer liebevoller kommt sie von Einem zu dem Anderen zurück — derselbe Lichtstrahl — laßt mir diese stolzscheinende Vergleichung — derselbe Stern, der nur verschieden wieder scheint aus verschiedenen Spiegeln. Was Caroline vor Dir voraus hat, meine Lotte, mußt Du von mir empfangen; Deine Seele muß sich in meiner Liebe entfalten und mein Geschöpf mußt Du sein. Caroline hat mehr Empfindungen in mir zur Sprache gebracht als Du, meine Lotte, aber ich wünschte nicht um alles, daß Du anders wärest, als Du bist. Wie schön ist unser Verhältniß gestellt von dem Schicksal! Worte schildern diese zarten Beziehungen nicht, aber fein und scharf empfindet sie die Seele. Nur Dein Schicksal, meine Caroline, ist es, was mir Unruhe macht. Bleibe ich in Jena, so will ich mich gern ein Jahr und etwas darüber mit der Nothwendigkeit aussöhnen, daß Du mit Beulwitz allein lebst. Von diesem Jahr könntest Du die Hälfte bei uns zu-

bringen rc. Es war mir doch lieb zu sehen, daß die chère mère auf die Trennung von B. schon gedacht hat."

Es kam jedoch nicht zu einer wirklichen Erfüllung dieses idealen Doppelverhältnisses, bei der allerdings große Gefahr gewesen sein würde, daß Schiller in eine ähnliche Lage versetzt worden wäre, in der Bürger zu seiner Frau und Schwägerin einst stand. Caroline trat zurück, Schiller heirathete Lotte und Caroline vermählte sich vier Jahre nach Schiller's Heirath 1794 mit Wilhelm von Wolzogen, Sohn eines meiningischen Geheimen Raths und Bruder des preußischen Generals Wolzogen, dessen Memoiren neulich erschienen sind. Er war Schiller's Freund schon von der Carlsschule her, wo er das Baufach studirt hatte, er ging dann nach Paris, machte in den ersten Jahren der Revolution den würtembergischen Geschäftsträger hier, dann, durch den Herzog von Meiningen empfohlen, ward er 1797 weimarischer Kammerherr und Kammerrath, seit 1802 Begleiter des Erbprinzen nach Paris und Petersburg, nacher Geheimer Rath und Oberhofmeister der Erbprinzessin = Großfürstin. Wolzogen war Carolinens Vetter und hatte sie schon seit lange her leidenschaftlich geliebt. Außer Schiller und Wolzogen gehörte auch der Coadjutor Dalberg zu den Anbetern Carolinens. Sie starb, nachdem sie alle weimarische Koryphäen vor sich hatte sterben sehen, als eine der letzten des weimarischen Kreises 1847, vierundachtzig Jahre alt, zweiundvierzig Jahre

nach Schiller und einundzwanzig Jahre nach ihrer Schwester, die 1826 in Bonn starb. Auf dem Kirchhofe zu Jena steht auf Carolinens Grabe die selbstgewählte Inschrift:

„Sie irrte, litt, liebte
verschied
im Glauben an Christus, die erbarmende
Liebe."

Was Frau von Kalb an Schiller verbrochen hatte, ward ihr zehn Jahre später durch Jean Paul vergolten. Gegen diesen war die Neigung so stark, daß sie sich ihm geradezu selbst zur Frau anbot: er schlug sie aus. Wir haben über dieses merkwürdige Verhältniß Aufschlüsse in der Biographie Jean Paul's von seinem Neffen Spazier und in seinen Briefen an Otto erhalten. Ich lasse hier aus letzteren einige Auszüge folgen, die hinwiederum zugleich über die Physiognomie des damaligen weimarischen Lebens Aufklärungen geben und zwar höchst naive Aufklärungen, wie sie einem dem größeren Leben in Residenzen noch blutfremden enthusiastischen Manne in der Dichterfreude entströmten.

Jean Paul langte eines Freitags am 10. Juni 1796 in dem deutschen Athen an und schrieb seinem Herzensfreund Otto in seiner Herzensfreude gleich Sonntags, den 12. Juni, um 7 Uhr Morgens. „Lieber Bruder! Gott sah gestern doch einen überglücklichen Sterblichen auf der Erde und der war ich rc. — Gestern ging ich um 11 Uhr — weil ihr Einladungsbillet mich zweimal verfehlte, — zur Kalb

(es ist die Schwester der Baireutherin *) und ich glaube fast, meine auch). Ich hatte mir im Billet eine einsame Minute ausbedungen, ein tête à tête. Sie hat zwei große Dinge, große Augen, wie ich noch keine sah, und eine große Seele. Sie spricht gerade so, wie Herder in den Briefen über Humanität schreibt. Sie ist stark, voll, auch das Gesicht — ich will sie Dir schon schildern. Drei Viertheil Zeit brachte sie mit Lachen hin — dessen Hälfte aber nur Nerven-Schwäche ist — und ein Viertheil mit Ernst, wobei sie die großen, fast ganz zugesunkenen Augenlieder himmlisch in die Höhe hebt, wie wenn Wolken den Mond **) wechselsweise verhüllen und entblößen. „Sie sind ein sonderbarer Mensch" das sagte sie mir dreißigmal. Ach! hier sind Weiber! Auch habe ich sie alle zum Freunde — der ganze Hof bis zum Herzog liest mich."

„Ich aß aus Ursachen nicht bei ihr; sie schrieb meine Ankunft an Knebel (Kammerherr bei der Herzogin). Um 3 Uhr kam ich wieder und Knebel auch. Er ist ein Hofmann im Aeußern, aber so viel Wärme und Kenntnisse, so einfach! Alle meine männlichen Bekanntschaften hier — ich wollte diese nicht allein — fingen sich hier mit den wärmsten Umarmungen an. Du findest hier nichts vom jämmerlichen Gezierten in *** (Baireuth), von der jämmerlichen Sorge um

*) Der Gemahlin des Kammerpräsidenten Kalb.

**) Auf dieses Epitheton ornans bezog sich später wahrscheinlich „die Mondfinsterniß."

Mode — ich wollte, ich hätte den grünen Talar behalten, oder bloß den blauen Stutzrock noch einmal wenden lassen. Er (Knebel) wollte mich zu Herder und heute Mittags zum Essen zu Göthe führen; aber ich blieb bei dem Vorsatz des coeur à coeur, wenn ich nämlich Jemand zum erstenmal sehe."

„Heute Mittags allein bei der Kalb. Gegen 5 Uhr gingen wir Drei in Knebel's Garten, unterwegs fuhr uns Einsiedel entgegen, der mich gradezu bei dem Kopf nahm, und der nur drei Worte sagen konnte, weil er die Herzogin in die Comödie begleiten mußte, nachher aber sogleich wieder kam. Nach einigen Minuten sagte Knebel: „Wie sich das alles himmlisch fügt, dort kömmt Herder und seine Frau mit den zwei Kindern." — Und wir gingen ihm entgegen; und unter dem freien Himmel lag ich endlich an seinem Mund und an seiner Brust, ich konnte vor erstickender Freude kaum sprechen, nur weinen. Herder konnte mich nicht satt umarmen. Als ich mich umsah, waren die Augen Knebel's auch naß.... Mit Herder bin ich jetzt so bekannt, wie mit Dir. Er wollte schon längst an mich schreiben, und als er mit seiner Frau, die mich herzlich liebt — sie ist eine nur anders modifizirte Kalb — durch * * * (Baireuth) reiste, wollten sie mich besuchen. Ich wollte, es wäre möglich, so unverschämt zu sein, Dir Alles sagen zu können. Er lobte fast alles an meinen Werken — sogar die grönländischen Prozesse. Er sieht so edel, aber doch anders aus, als ich mir ihn dachte, spricht aber

so, wie er schreibt. Er sagte, so oft er den Hesperus gelesen, wäre er zwei Tage zu Geschäften untauglich gewesen ꝛc. Herder liebt die Satyre unendlich und hat sie, zumal die Ironie, mehr im Munde, als den Ernst ꝛc. Von seinen eignen Werken sprach Herder mit einer solchen Geringschätzung, die Einem das Herz durchschnitt, daß man kaum das Herz hat, sie zu loben; er will nicht einmal die Ideen fortsetzen. „Das Beste ist, was ich ausstreiche," sagte er, weil er nämlich nicht frei schreiben darf. — Abends aß er, wie Alle, bei der Kalb. Sie haben Alle die liberalste Denkart. Male Dir den unter Wein, Ernst, Spott, Witz und Laune verschwelgten Abend und die Vormitternacht — ich machte so viele Satyren, wie bei H.; kurz ich war so lebhaft, wie bei Euch. Heute isset die ganze XXger Union bei Herder."

„Ich habe Dir noch nicht ein Drittheil erzählt. — Aber ein bitterster Tropfen schwimmt in meinem Heidelberger Freudenbecher — was Jean Paul gewann, das verliert die Menschheit in seinen Augen: ach! meine Ideale von größeren Menschen! — Ich will Dir's schon erklären."

Weimar, den 17. Juni 1796.

„Lieber Bruder!"

„Du hast hoffentlich einen Brief aus Jena und einen vom Sonnabend. Das späte Datum des Dritten *) sage Dir mein freudetrunkenes Leben an; mich

*) Des gegenwärtigen.

schwellet gleichsam Ein Blüten-Gipfel in den andern hinein. Ich habe in Weimar zwanzig Jahre in wenigen Tagen verlebt — meine Menschen-Kenntniß ist, wie ein Pilz mannshoch in die Höhe geschossen. Ich werde Dir von Meerwundern, von ganz unbegreiflichen, unerhörten Dingen (keinen unangenehmen) zu erzählen haben, aber nur Dir allein. Ich sehe keine Möglichkeit, Dir nur eine Duodez-Erzählung von meiner Universal-Historie zu schenken. Ich brauche fast so viel Tage, als sonst Seiten, um Dir nicht diesen Weg, sondern diese Flur meines Lebens zu malen. Ich bin ganz glücklich, Otto, ganz; nicht blos über alle Erwartung, auch über alle Beschreibung, und nichts fehlt mir mehr in der weiten Welt, als Du, aber auch nur Du."

„Heute esse ich bei Göthe. Gestern früh war ich mit der Kalb zur Herzogin-Mutter nach Tieffurth geladen und ich werde nächstens bei ihr essen. Die Herzogin ist Wieland's, und ihr sanftes Tieffurth — ein Lautenzug unter den sonst schreienden englischen Anlagen — Beider würdig. Was ich mit ihr gesprochen habe, davon mündlich!"

„Bei Herder habe ich zwei Abende gegessen und verlebt und war fast alle Tage an seiner Seite."

„Die Kalb steht fast mit allen großen Deutschen im Briefwechsel und mit allen Weimarern in Verbindung und ich könnte Alles bei ihr sehen, wenn ich wollte, daß sie es invitirte. Aber wir Beide bleiben jeden Abend ganz allein beisammen. Sie ist ein

Weib, wie keines, mit einem allmächtigen Herzen, mit einem Felsen-Ich, eine Woldemarin."

Den 18. Juni, Sonnabends.

„Schon am zweiten Tage warf ich hier mein dummes Vorurtheil für große Autoren ab, als wären es andere Leute; hier weiß Jeder, daß sie wie die Erde sind, die von weitem am Himmel als ein leuchtender Mond dahinzieht, und die, wenn man die Ferse auf ihr hat, aus boue de Paris besteht, und einiges Grün, ohne Juwelen-Nimbus. Ein Urtheil, das ein Herder, ein Wieland, Göthe fällt, wird so bestritten, wie jedes andere; das noch abgerechnet, daß die drei Thurmspitzen unserer Literatur einander — meiden. Auch werd' ich mich jetzt vor keinem großen Mann mehr ängstlich bücken, blos vor dem Tugendhaftesten."*)

*) Später schreibt Jean Paul, als er in Weimar wohnte, 13. Juli 1799: „Mich haben so viele Gothaische und Hildburghausische hier anwesende Fürstenhände auf meiner Glücks- und Gnadenleiter so weit hinabgeschoben, daß mich, als ich am Sonntage im Park vorbeischoß, die regierende Herzogin nicht nur laut (und mehrmals) zurückrief, sondern auch höchst freundlich anredete — über den Titan ausholte rc. Herder aber glaubte, ich schlösse zu viel aus dem Vorfall; und das ist eben, was sich der Neid gern bereden möchte. Du hast keine Vorstellung, wie hier um ein Eckchen Regenschirm von Thronhimmel geschoben und gezankt und gestoßen wird: ich sehe im Regen der Gruppe zu und bleibe Philosoph."

„Gleichwohl kam ich mit Scheu zu Göthe. Die Kalb und Jeder malte ihn ganz kalt für alle Menschen und Sachen auf der Erde. Die Kalb sagt, er bewundere nichts mehr, nicht einmal sich; jedes Wort sei Eis, zumal gegen Fremde, die er selten vorlasse; er habe etwas Steifes, reichsstädtisch-Stolzes — blos Kunstsachen wärmen noch seine Herz-Nerven an, daher ich Knebel'n bat, mich vorher durch einen Mineral-Brunnen zu petrifiziren und zu inkrustiren, damit ich mich ihm etwa im vortheilhaften Lichte einer — Statue zeigen könnte. Die Kalb räth mir überall Kälte und Selbstbewußtsein an."

„Ich ging ohne Wärme, blos aus Neugierde. Sein Haus frappirt, es ist das einzige Weimars im italienischen Geschmack, mit solchen Treppen — ein Pantheon voll Bilder und Statuen; eine Kühle der Angst presset die Brust. Endlich tritt der Gott her, kalt, einsilbig, ohne Accent. Sagt Knebel: „Die Franzosen ziehen in Rom ein" — „Hm!" sagt der Gott. Seine Gestalt ist markig und feurig, sein Auge ein Licht. Aber endlich schürte ihn nicht blos der Champagner, sondern die Gespräche über die Kunst, Publikum ꝛc. an, und — man war bei Göthe. Er spricht nicht so blühend und strömend, wie Herder, aber scharf, bestimmt und ruhig. Zuletzt las er uns — d. h. spielte er uns — sein Vorlesen ist ein tieferes Donnern, vermischt mit dem leisesten Regen-Gelispel, es giebt nichts Aehnliches — ein ungedrucktes herrliches Gedicht vor, wodurch sein Herz durch die Eiskruste die Flammen trieb, so daß er dem enthusia-

stischen Paul (mein Gesicht war es, aber meine Zunge nicht, wie ich denn nur von weitem auf einzelne Werke anspielte, mehr der Unterredung und des Belegs wegen) die Hand drückte. Beim Abschied that er es wieder und hieß mich wieder kommen. Er hält seine dichterische Laufbahn für beschlossen. Die K. sagt: er giebt nie ein Zeichen der Liebe. Hunderttausend Sachen hab' ich Dir von ihm zu sagen."*)

„Ich kann hier, wenn ich will, an allen Tafeln essen. Ich kam noch zu keinem Menschen, ohne geladen zu sein. Als ich am Thore ankam, wurde es der Herzogin-Mutter gemeldet und am andern Tage

*) Schiller urtheilte schon im Jahre 1789 über den „Gott-Göthe," wie Jean Paul. Er schrieb am 2. Februar an Körner: „Er hat auch gegen seine nächsten Freunde kein Moment der Ergießung, er ist an nichts zu fassen. — Er besitzt das Talent, die Menschen zu fesseln, und durch kleine sowohl, als große Attentionen sich verbindlich zu machen; aber sich selbst weiß er immer frei zu behalten. Er macht seine Existenz wohlthätig kund, aber nur, wie ein Gott, ohne sich selbst zu geben — dies scheint mir eine consequente und planmäßige Handlungsart, die ganz auf den höchsten Genuß der Eigenliebe calculirt ist. Ein solches Wesen sollten die Menschen nicht um sich herum aufkommen lassen. Mir ist er dadurch verhaßt, ob ich gleich seinen Geist von ganzem Herzen liebe und groß von ihm denke. Eine ganz sonderbare Mischung von Haß und Liebe ist es, die er in mir erweckt hat, eine Empfindung, die derjenigen nicht ganz unähnlich ist, die Brutus und Cassius gegen Cäsar gehabt haben müssen; ich könnte seinen Geist umbringen und ihn wieder von Herzen lieben."

wußt' es Jeder. Im Klub stritt man, ob Flachsenfingen ein Abriß von Wien oder Mannheim wäre, wegen des Lokalen — Wieland war des höhnischen Dafürhaltens, Flachsenfingen liege — in Deutschland sehr zerstreut."

„ꝛc. Weibliche Bekanntschaften hab' ich wenige gemacht, wenn ich die Kanzlerin in Rohrbach*) — ein Landgut, auf das ich mit der Kalb fuhr, ausnehme."

Sonntags, den 19. Juni.

„Ich wollt', ich äße nicht beim O. K. R. B.*), dessen Schreibfinger und Briefe durch das ganze gelehrte Deutschland langen und der alle französischen und englischen Journale bei sich liegen hat, um Auszüge für die Lit. Zeitung daraus zu machen. Auch fertigt er die Uebersicht über die Aernte der Literatur. Wenn man diesen gelehrten Mann — denn gelehrt ist er — bis zum Uebermaaße an der Hand hat; so kann man den halben Spielteller voll Bibliotheken erbeuten. — Böttiger sucht jeden Fremden auf."

„Meine gute Kalb hat für alle meine Bedürfnisse bei Oertel gesorgt. Ach, Du weißt ja kein Wort, daß ich bei diesem logire, prächtiger, als noch in meinem Leben. Am Dienstag zog ich in sein von Bäumen bewachtes und dem göttlichen Parke nahes Haus. Zwei Zimmer, besser meublirt, als eines im Mode-Journal, füllet mein Ich an, und seines stößet an sie. Sogar farbige Brief-Couverts aus dem Industrie-

---

*) Frau von Koppenfels.

**) Böttiger.

Comptoir — hundert zu zehn Groschen — wovon hier eines zur Probe angeschlossen ist — liegen vor mir. In jedem Zimmer ein Licht — einen kehrenden, wichsenden, klopfenden Bedienten, an der Stelle eines frère servant; alles bis auf die kleinste Aufmerksamkeit ist erschöpft ꝛc."

„Sogar in Paris soll nicht so viel Freiheit von gêne sein, als hier. Du führst Niemand, Du küssest keine Hand (Du müßtest denn dabei nicht aufhören wollen), Du machst blos eine stumme Verbeugung, Du sagst vor und nach dem Essen nichts. Das ist der Ton der hiesigen Welt — der des Bürgers soll, wie meine Halsbinde, gesteift und gestärkt sein."

„Worüber man hier klagt, ist geschminkter Egoismus und ungeschminkter Unglaube — dazu thut ihnen eine Seele, die beides nicht hat, so wohl wie ein warmer Tag."

„Binde Fantaisie und Eremitage*) in Einen Park zusammen: Du hast keine Vorstellung von dem einfachen majestätischen hiesigen. Er ist ein Händel'sches Alexanderfest und Tieffurth ein Adagio."

„Der T—l sitzt in mir — ich kann gar nicht weg — ich zähle keine Tage mehr, ich lebe auf dem fixen unbeweglichen Pole der beweglichen Kugel — es wird mir bange, wenn ich an's Beschließen denke. Ach, ich bin so glücklich, daß nur Du verdienen konn-

*) Zwei Lustschlösser bei Baireuth.

test, es so zu sein. Ach ich kann mich schon jetzt nach meiner jetzigen Gegenwart innigst sehnen."

Weimar, den 23. Juni 1796.

„Ich will meinen künftigen Athem durch folgendes Gastwirths-Protokoll ersparen: Sonnabend Mittags aß ich im Gasthof, Abends bei der Kalb, zwischen Herder, Einsiedel, Knebel — Sonntag Mittags solo bei der Kalb, Abends auch — Dienstags bat mich Knebel, ich war aber schon bei Oertel, Abends bei der ewig theuern Kalb. — Mittwochs aß ich bei der Geheime-Räthin von Koppenfels in Rohrbach, Abends bei Oertel — Donnerstag in Tieffurth bei der Herzogin — Freitags bei Göthe, Abends bei Oertel — Sonnabends bei dessen Mutter und Schwester — Sonntags bei Böttiger, Abends bei Herder. — Montags bei Oertel, Knebel — Dienstags bei Oertel, Abends bei der Frau und Fräulein von Seebach, darauf aß ich bei Herder (ach ein schöner Abend, der nicht wieder kömmt und wo ich in die Augen des hier erkaltenden Herder's Thränen trieb) — Mittwochs bei dem G. R. von Koppenfels — Donnerstags bei Göthe."

„Die Lust wirret die Tage in einen Flock, in dem alle Fäden sind, ausgenommen der der Ariadne."

Jena, den 26. Juni 1796.

„Seit vorgestern bin ich hier und gehe morgen nach Weimar zurück. Ich trat gestern vor den felsigten Schiller, an den, wie an einer Klippe, alle Fremden zurückspringen; er erwartete mich aber, nach

einem Briefe von Göthe. Seine Gestalt ist verworren, hart-kräftig, voll Edelsteine, voll scharfer, schneidender Kräfte, aber ohne Liebe. Er spricht beinahe so vortrefflich, als er schreibt. Er war ungewöhnlich gefällig und setzte mich durch seinen Antrag auf der Stelle zu einem Collaborator der Horen um und wollte mir eine Naturalisation-Akte in Jena einbereden."

„Die Kalb, Oertel, eine Frau von Thüngen und mehrere fuhren gestern mit nach Trausnitz; um diesen Lustort und um ganz Jena lagert sich die Natur mit einer doppelten Welt aus Reizen, mit einem weiten Garten und mit hereingezogenen weißkahlen langen Bergen, die wie Gräber von Riesen dastehen."

„Diese dreiwöchentliche Stelle in meiner Lebenslaufbahn ist eine Bergstraße, die eine neue Welt in mir anfängt."

Unterm 16. October 1796 schrieb Charlotte, nachdem ihr Jean Paul aus Baireuth das Manuscript der Vorrede zu Quintus Fixlein mit der Erzählung „die Mondfinsterniß" überschickt hatte, einen sehr bezeichnenden Brief, worin sie sich offen zu den bekannten Principien Göthe's über die Allgewalt der Liebe bekannte: „Nun zu Ihrer Vorrede! rc. Ich muß es Ihnen sagen: einige zarte poetische Züge sind darin, das Ganze aber hat einen so christcatholischen Geschmack. Die Geschichte der Verführung, die ich bis in den Tod hasse, kommt darin gräßlich vor. Das Ködern mit dem Verfüh-

ren!" Ach, ich bitte, verschonen Sie die armen Dinger und ängstigen Sie ihr Herz und Gewissen nicht noch mehr! Die Natur ist schon genug gesteinigt! Ich ändere mich nie in meiner Denkart über diesen Gegenstand. Die Stellen in Ihren Schriften über Weiber haben meist einen kleinen Irrthum; Sie werden's auch noch inne werden. Verzeihen Sie mir mein aufrichtiges Geschwätz."

„Die Religion hier auf Erden ist nichts Anderes, als die Entwicklung und Erhaltung der Kräfte und Anlagen, die unser Wesen erhalten hat. Keinen Zwang soll das Geschöpf dulden, aber auch keine ungerechte Resignation. Immer lasse der kühnen, kräftigen, reichen, ihrer Kraft sich bewußten und ihre Kraft brauchenden Menschheit ihren Willen. Aber die Menschheit und unser Geschlecht ist elend und jämmerlich und Gesetz, Kirche und Gesellschaft machen sie immer jämmerlicher. Alle unsere Gesetze sind Folgen der elendesten Armseligkeit und Bedürfnisse und selten der Klugheit; Liebe bedurfte keines Gesetzes."

„Die Natur will, daß wir Mütter werden sollen; — vielleicht nur, damit wir, wie Einige meinen, Euer Geschlecht fortpflanzen; dazu dürfen wir nicht warten, bis ein Seraph kommt; sonst ginge die Welt unter; und was sind unsere stillen, armen, gottesfürchtigen Ehen? Ich sage mit Göthe und noch mehr als Göthe: „Unter Millionen ist nicht Einer, der nicht in der Umarmung die Braut bestiehlt."

„Ich sage dieß Alles in Beziehung auf Ihre Vorrede. — Ich verstehe diese Tugend nicht, und kann

um ihretwillen keinen selig sprechen. Wenn es möglich ist, so hören Sie meine Bitte und lassen Sie diese Vorrede nicht drucken; ich beschwöre Sie, ich flehe Sie darum. Schonen Sie sich, und zehren Sie nicht an Geist und Nervensaft, mit Ihrer brennenden Phantasie. Verzeihe!"

Einen Monat darauf schreibt Charlotte Jean Paul über einen neuen längeren Besuch in Weimar unterm 22. November 1796: „Ueber Ihre Anwesenheit in Weimar noch dies: Herder, Wieland Knebel, Einsiedel und meine Wenigkeit sind Ihre Gesellschafter. Was brauchen Sie? Eine Wohnung, die Ihre Freunde meubliren würden; diese können es ohne Mühe. Ja Sie können selbst eine meublirte bekommen, entweder Knebel's Wohnung auf dem Markt, oder sein Gartenhaus. Den Kaffee besorgt Ihnen die Aufwartung, und wenn Sie Mittags gern zu Hause sein wollen, — das hiesige Wirthshausessen könnte Ihrer Gesundheit auf die Länge schaden — erlauben Sie mir, daß ich Ihnen Essen schicke; ich habe mir schon Alles ausgedacht; und wenn Sie selbst die Wohnung bezahlten, so darf sie Ihnen doch in drei Monaten nicht mehr als zehn Thaler kosten. Haben Sie jetzt kein Geld, so können Ihnen hier Ihre Freunde einige hundert Thaler lehnen, und wenn es auch für immer wär! Was hilft uns der Plunder, wenn unser Freund nicht mitgenießt. Ich verachte den, der bei Hohen und Fürsten um Pensionen buhlt, aber ich verachte den noch viel mehr, der nicht

das Herz hat, von seinen Freunden etwas anzunehmen." —

„Gehen Sie, ich bitte, an keinen Hof, und dergleichen; halten Sie sich hoch und vermeiden Sie alle diese Gelegenheiten: es kommt nichts Gutes dabei heraus. Man ist gedrückt dort, empfindet Leere, und endlich Reue; sie achten nur den, der sie entbehrt! Aber ich bin auch gar nicht dafür, daß man über Höfe Satyren mache. Es ist nicht möglich, daß es anders ist, als es ist. Mir ist alles recht; aber ich gehe nur um mit dem, was mir gefällt und behagt, oder bin lieber ganz getrennt von dem menschlichen Umgang. Es kommt bei den Couren, Gefälligkeiten und Pflichtübungen nichts heraus — man wird getreten. -- Hier muß man sich sehr rein halten!"

„Leben Sie wohl, mein junger liebenswürdiger Philosoph, zwischen Scylla und Charybdis, zwischen den Grazien und Sirenen, zwischen dem Weihrauch des Ruhms und dem Entzücken des Beifalls; bei dem Schlag der Nachtigallen im verborgenen Hain und beim Gesang der Musen im fürstlichen Zimmer!"

„Apropos! Buonaparte sieht Ihnen ähnlich; (nur ist er sehr klein). Das habe ich gewußt, denn das Ungeheuer hat mir gefallen."

„Was habe ich denn noch zu sagen? Ach noch viel. Sei, wie Minerva klug und glücklich, wie Apoll! Lächle nicht — Du lächelst zu schön! Die Töne, die Dein Gemüth ohne Worte giebt, sind

süßer, wie Harmonikaklang — ich will still sein, — still. —"

Wie Schiller, zog, aber erst zwei Jahre nach diesem Brief, auch Jean Paul nach Weimar, er blieb hier von Ende October 1798 bis zum Mai 1800.

Unterm 3. November 1798, sogleich nach seiner Ankunft in Weimar, schrieb er an Otto: „Gestern vor acht Tagen fuhr ich um neun Uhr durch die Pforten meines neuen Jerusalems; denn letzteres hab' ich wirklich." Darauf am 28. December 1798: „rc. Aber zu einer wichtigen Nachricht. Durch meinen bisherigen Nachsommer wehen jetzt die Leidenschaften. Jene Frau — künftig heißt sie die Titanide, weil ich dem Zufalle nicht traue — die von Weimar nach *** (Baireuth) zuerst an mich schrieb, die ich Dir bei meinem ersten Hiersein als eine Titanide malte, mit der ich, wie Du weißt, einmal eine Scene hatte, wo ich (wie in Leipzig) *) im Pulvermagazin Taback rauchte; diese ist seit einigen Wochen vom Lande zurück und will mich heirathen."

Den 29. December.

„Weiter! Die alte Lebensweise kehrte bald um, nur verklärter. Kurz nach einem souper bei Herder und einem bei ihr, wo er bei ihr war — er achtet sie tief und höher als die B. **) und küßte sie sogar im Feuer, neben seiner Frau — und als der Wiederschein dieser Altarsflamme auf mich fiel, sagte sie mir es geradezu."

*) Mit Emilie von Berlepsch.

**) Berlepsch.

„Im Lenz, im Lenz! — — — Mit drei Worten! O! ich sagte der hohen heißen Seele einige Tage darauf Nein! Und da ich eine Größe, Gluth, Beredtsamkeit hörte, wie nie, so bestand ich darauf, daß sie keinen Schritt für, wie ich keinen gegen die Sache thun wolle. Denn sie glaubt, ihre Schwester und deren Mann, der Präsident, und ihre Verwandte würden Alles thun. Ach! im März wäre Alles vorbei, nämlich die Hochzeit."

„Ich habe endlich Festigkeit des Herzens gelernt — ich bin ganz schuldlos — ich sehe die hohe geniale Liebe, die ich Dir hier nicht mit diesem schwarzen Wasser melden kann — aber es paßt nicht zu meinen Träumen."

Weimar, den 6. Januar 1799.

„Mit der Titanide hab' ich jetzt ein Elysium — alles ist leicht und recht und gelöset. Nur etwas, denn das Ganze bleibt dem Lenz. Ich schickte ihr den Tag nach der letzten Stunde einen Brief. Ich sah sie darauf in ziemlichen Zwischenräumen immer nur vor Zeugen. Ich hatte ihr einige Briefe von Em. *) und Amöne **) gegeben, die ich aus Furcht, Flammen in die Flammen zu werfen, nur ungern und nur, um mein Wort zu halten, gab. Unbegreiflich wandte die schöne Seele, die aus den Briefen spricht, zumal Em. und Am., die ihrige um und da ich kam (am

*) Emilie von Berlepsch.

**) Eine andere frühere Freundin Jean Paul's und Otto's Verwandte.

Neujahrstage gab mir die Allgütige das Seelen-Eden), fand ich die Liebe ohne Gleichen, ohne Ansprüche — die Treue gegen die Kinder, und etwas Höheres als alle Verhältnisse geben. Aber verzeih' ihrem sonderbaren, ihr manches erleichternden, und ihr süßen Irrthum über ein näheres Verhältniß zu Amöne; als ich ihr den Irrthum nahm, blickte die vorher Frohe, wie von Schreck getroffen, lange vor sich hin. Nein, es giebt nichts Heiligeres und Erhabeneres als ihre Liebe. Sie ist weniger sinnlich, als irgend ein Mädchen, man halte nur ihre ästhetische Philosophie über die Unschuld der Sinnlichkeit nicht für die Neigung zur letzteren. — Tausendmal leichter, als mit der B. *) geh' ich ihr durch alle Saiten der Seele, sie soll immer froher durch mich werden, denn ich mauere, hoff' ich, einige aus dem Altar ihrer Liebe zu ihrer Familie gefallenen Steine wieder ein. Sie hat drei große Güter **), und wird, wenn die Prozesse geendet sind, wie sie sagt, reicher, als eine Herzogin. Im Frühling begleit' ich sie auf das schönste und habe Alles."

Auf diese Verlobungs-Anzeige antwortete der wackere Otto unterm 13. Januar 1799: „Nun von etwas Schönem und von meiner Freude über Deine und über die erwünschte Lösung und über die eigene und von Dir gegebene Erhebung der Titanide rc. Ich

*) Berlepsch.

**) Darunter befanden sich namentlich: Kalbsrieth in der goldnen Aue und Waltershausen in Franken.

sann ihrem Leben nach, und bei aller Erhabenheit, die sie jetzt hat, fand ich doch Manches auf ihrem Weg, auf dem sie sie errungen hat, weshalb ich sie Deiner — es thut mir weh es zu sagen — unwerth hielt. Allezeit brach ich meine Gedanken darüber mit den Herder'schen Worten ab: „Sie trage ihr Schicksal." Diese Worte sind aber wahrlich nicht härter gemeint, als ich sie mir selbst oft zurufe, als Herderisch resignirend."

„Ich achte und liebe sie so sehr, daß ich Dir gern die Ausnahme der Ausnahme, von der Du sagst, nach Deiner eignen Willkühr gebe."

„Was Du von der ästhetischen Philosophie über die Unschuld der Sinnlichkeit sagst, das verstehe ich, aber entschuldige es nicht in gleichem Grade. Ich halte diese ästhetischen Ausgleichungen der Sinnlichkeit mit unserm bessern Menschen für nichts, als für einen Versuch, uns selber unsre Erniedrigung zu verbergen und ich klage die Natur an, die uns mißbrauchte, um durch unsere Sinnlichkeit ihre Zwecke zu erreichen ꝛc."

„All mein Schreiben ist zu nichts, als Dir meine Beruhigung, meine Freude darüber zu zeigen, daß Alles so ist, wie es jetzt ist. Wahrlich, das Leben hat weiter nichts, was den Erhebungen gleicht, wie sie Gott Dir am ersten Tag dieses Jahres gab! Grüße von mir die Titanide."

Es kam, wie schon erwähnt, nicht zu der Ehe und es kam auch nicht zu der von Frau von Kalb angedeuteten „Herzogin," vielmehr wurde die Lage

Charlottens sehr precair, weil ihr Gemahl — dessen Wiederankunft in Weimar Jean Paul schon im März 1799 an Otto meldet — mit seinem Bruder, dem derangirten Kammerpräsidenten Kalb sich in eine Menge unglückliche Speculationen eingelassen hatte. Am 27. Januar 1799 schrieb Jean Paul an Otto über die neuen Sitten: „Noch in keinem Jahre stritt ich so viel; mit Schiller neulich bis um 12 Uhr Nachts und mit ihm und Göthe bei der Kalb. Ich bin jetzt kecker als je und sagte Göthe etwas über das hiesige Tragische (Böttiger, alles lobend, lobte mich auch darüber: „wir denken alle dasselbe, aber es hat's ihm noch keiner gesagt"): worüber er empfindlich eine Viertelstunde den Teller drehte, aber Wieland, der wieder da war und dessen Gegenwart mich durch das Simultaneum der Einladung allezeit aufzehrt, sagte: „so wär's recht, und ich gewänne ihn dadurch — wir würden noch die besten Freunde werden, Göthe hat mit Respect von Ihnen gesprochen." Als ich zu einem Diner bei Göthe geladen war, Schiller zu Ehren, nebst Herder — wurd' ich und Herder zu Göthe's Einfassung gemacht; ich der linke Rahmen und er der rechte; hier sagte mir Göthe, der nur allmälig warm werden will: er habe seinen Werther zehn Jahre nach dessen Schöpfung nicht gelesen und so alles: „wer wird sich gern eines vorübergehenden Affekts, des Zorns, der Liebe u. s. w. erinnern?"

„Schiller nähert sich sehr der Kalb und sagte schon öfter zu ihr: „wir müssen mit einander nach

Paris." Hier ist Alles revolutionairkühn und Gattinnen gelten nichts. Wieland nimmt im Frühling, um aufzuleben, seine erste Geliebte, die la Roche ins Haus und die Kalb stellt seiner Frau den Nutzen dar. Schiller achtet unendlich den fürchterlichen Rétif de la Bretonne, der das höllisch- und himmlisch-geschriebene Buch: le coeur humain devoilé gemacht und will nach Paris ihn zu sehen. Humboldt schrieb ihm von dort, dieser Gott-Teufel sehe, wie ich und Schiller, der mich ganz gelesen, findet unter uns nur den Unterschied der Erziehung; darum sucht und liebt er mich jetzt — ich hab' alles von der Kalb, indessen merk' ich von jenem Suchen nichts."

„So viel ist gewiß, eine geistigere und größere Revolution als die politische und nur eben so mörderisch, wie diese, schlägt im Herzen der Welt. Daher ist das Amt eines Schriftstellers, der ein anderes Herz hat, jetzt so nöthig und fordert so viel Behutsamkeit. Ich nehme in meine Brust keine Veränderungen auf, aber desto mehr mein Gehirn; nur dieses hat in Weimar Irrthümer abzulegen."

2. Februar 1799.

„Die Kalb hat ihrem Schwager geschrieben wegen der Trennung. Sie sprach mit einer Gräfin B. *) ohne den Mann zu nennen über eine hiesige reiche Engländerin Gore, die sie ihm zudenkt. Er und sie

*) ? Bechtolsheim.

werden es annehmen. Hier sind Sitten im Spiel, die ich Dir nur mündlich malen kann. — — Ich beharre fest auf meinen Stand, auch ist ihr die Trennung ohne alles Weitere schon erwünscht, zumal da er mit einem neuen Riß die copula carnalis ganz zerrissen. Sie nahm, weil ihre Phantasie ihr nichts von der Unveränderlichkeit der B. *) giebt, ihre Resignation schon oft und heftig zurück — die glühenden Briefe werden Dir einmal unbegreiflich machen, wie ich mein Entsagen ohne Orkane wiederholen konnte. Müßt' ich ihr freilich auf einmal den Namen einer Geliebten ansagen — leider weiß ich keinen — so thäte sich ein Fegfeuer auf."

Weimar, den 1. März 1799.

„Die Kalb nimmt Amönen **) desto lieber auf, da jetzt ihr Mann vom Herzog von Zweibrücken nach München zum Avancement berufen worden. Sie müßte aber mit ihr auf ihr Landhaus Kalbsrieth (acht Stunden von hier) in eine kleine aber reizende Einsamkeit ꝛc."

„Gegen die Titanide steh' ich fest. Ich habe zwar zweimal neulich eine Pfeife geraucht ***) — wozu sie leider die Fidibus, das Licht und Taback brachte — aber jetzt ist's verschworen. In einem solchen Falle, wo die andere Person, oft selber außer dem

*) Berlepsch.

**) Die frühere Freundin Jean Paul's und Otto's Verwandte.

***) — „im Pulvermagazin."

Billigen (was Dir unbegreiflich sein muß) eine Heilige wird, ist's nicht leicht, die Pfeife zum Fenster hinauszuwerfen."

Weimar, den 22. März 1799.

„Mache Amönen bekannt, daß der Mann der Kalb wieder zurückkommt — weil der Krieg alles Avanciren, außer dem gegen den Feind suspendirt — und daß sie also, da die Kalb sehr enge eingemiethet ist, die Bequemlichkeit der Wohnung erst auf dem Lande finden werde. Dafür gewinnt sie durch den Mann an größerer Geselligkeit. Ihr wird diese erste vornehme Ehe unerträglich sein."

Weimar, den 5. April 1799.

„Der Kalb gefällt Amöne ganz. Aber dieser scheint noch wenig zu gefallen. Auf ihre Moralität kann sie stolz werden, aber nicht auf ihr Wissen, da sie hier eine weibliche Theilnahme an Gegenständen des Gesprächs findet, die ihr fremd ist."

Noch im Mai 1799 schrieb Frau von Kalb über Jean Paul's „Briefe und Conjekturalbiographie: „Ich lese das neue Buch mit ganz eigner Lust und Gefühl und wie ich schon vor drei Jahren gerufen habe: „komm zu mir!" so rufe ich wieder: „bleibe bei mir!" Jean Paul blieb aber nicht, sondern schloß im Mai 1801 nach dem Berliner Besuche seine Heirath mit der Tochter des Geheimen Rath Maier aus Berlin.

Zu Ehren der Titanide ward in den Jahren 1797—1803 „der Titan" geschrieben: Jean Paul

läßt hier charakteristisch genug die Heldin Linda durch Roquairol fallen.

Der Bruch war im Mai 1799, während Amönens Besuch bei Frau von Kalb gekommen und zwar wegen jener „moralischen Mißbilligung" gekommen, die Otto betont hatte. Jean Paul schrieb darüber unterm 10. Mai an Amönen: „Wie können Sie glauben, daß die bloße Zeit eine moralische Mißbilligung wieder aufheben könnte? Ich habe es Charlotten geschrieben, lasse mich aber nunmehr in keine weiteren Schreibereien darüber ein. Demohngeachtet ehre ich Ihr begütigendes Dazwischentreten und danke Ihrem schönen Herzen dafür. — Wo ich stehe, stehe ich. Mein ewiges Unglück ist die Vielseitigkeit meiner Natur, wodurch ich mich an jeden und er sich an mich kettet, indem ich unter den schärfsten Unähnlichkeiten leide. — Ich will mich bei keiner Freundin mehr, wie Charlotte ist, so herzlich und ganz hingeben, als wären keine andern da. — Uebrigens schrieb ich ihr lindernd."

So blieb auch später das Verhältniß. Schon acht Monate nach seiner Verheirathung unterm 6. Februar 1802 schreibt Jean Paul aus Meiningen an Otto: „Die Kalb ist hier" und unterm 15. Juli 1802 an denselben: „Ueber die immer geehrte Kalb wäre viel zu schreiben."

Die „Platitüde, womit Frau von Kalb ihre eigene Empfindung herabsetzte," wie Schiller das ausdrückte, wiederholte sich auch noch einmal bei Jean Paul. Darüber giebt ein merkwürdiger Brief

Varnhagen's an Göthe Nachricht, den dieser an Frau von Wolzogen schickte. Göthe schrieb ihr aus Weimar 22. April 1830 nach Jena: „Beifolgenden Auszug aus einem Briefe des Herrn Varnhagen von Ense habe nicht ermangeln wollen mitzutheilen, vielleicht daß Sie erlaubten, der guten vieljährigen Freundin durch genannten Mann irgend etwas Freundliches zukommen zu lassen. Das Büchlein ist mir noch nicht zu Handen gekommen und es wird auch schwerlich meine Grenzwachen überlisten; was aber ungefähr darin enthalten sein mag, ergiebt sich aus beiliegendem Blatte, welches deßhalb mitsende."

„Alles Gute zu dem frischen Grünen anwünschend, empfehle ich mich zum allerschönsten. Treu angehörig

J. W. v. Göthe."

„Frau von Kalb, welche hier *) in vieljähriger stiller und enger Zurückgezogenheit lebt, ist in dieser heftigst bewegt worden durch die Mittheilungen, welche Jean Paul Richter's gedruckter Briefwechsel über manche frühere Lebensverhältnisse nicht schonend an den Tag legt. Sie verwirft und verleugnet ganz und gar die Auffassungen Richter's in Betreff der ihr eigenen Bezüge, so wie der von Schiller, Herder und Andern; nie, so betheuert sie, sei dergleichen gesprochen, dergleichen gemeint worden, wie hin und wieder aus trüben Quellen oder argen Mißverständnissen dort angegeben wird."

*) In Berlin.

„Ihre hohen Jahre und ihr fast sibyllenhaftes Dasein haben bei der unerwarteten Berührung jener Vergangenheit eine ganz leidenschaftliche Aufregung nicht abzuwenden vermocht. Ich war vergebens bemüht, ihr gegen diese Schwäche Trost und Gleichmuth einzusprechen; die bisher erschienene Entäußerung der weltlichen Persönlichkeit ist plötzlich mit einer allzuängstlichen Empfindlichkeit für deren doch höchst verletzlich bewahrtes Abbild vertauscht. Sie wünscht vor allem Ew. Excellenz und dann Frau von Wolzogen, von der nach jenen falschen Angaben mißkannt zu werden ihr der unerträglichste Schmerz bliebe, von obiger Betheuerung wenigstens benachrichtigt. Ich erfülle hiermit gern einen Theil ihres Wunsches und stelle gütigem Ermessen und gelegener Stunde anheim, was von Weimar aus hierüber ferner an Frau von Wolzogen möchte zu befördern sein."

Dieses Desavouiren einer doppelten glühenden Leidenschaft ist eine Erscheinung, die bei Frauen nicht selten vorkommt: — das flagranteste Exempel dieser psychologischen Curiosität ist das der Prinzessin von Ahlden, die das Sacrament darauf nahm, daß sie keinen sträflichen Umgang mit dem Grafen Königsmark gehabt habe und die doch die erst vor wenig Jahren von Professor Palmblad in Upsala aus dem de la Gardie'schen Archive bekannt gemachten eigenen Briefe nur zu stark des Gegentheils überwiesen haben *).

---

*) Siehe hannoverische Hofgeschichte Band I. S. 100. ff.

Unter den anderweiten geistreichen Damen des damaligen weimarischen Kreises sind besonders drei, die sehr angenehme Häuser machten, zu nennen: die Gräfin Bernstorf, die Hofmarschallin Baronin Egloffstein und Frau von Bechtolsheim, geborne Gräfin Keller. Die Gräfin Bernstorf war die Wittwe des berühmten dänischen Ministers und eine Tante der Geheimen Räthin von Schardt, einer gebornen Bernstorf und Schwägerin von Frau von Stein: sie kam mit ihrem Begleiter, dem Geheimen Rath Bode im Jahre 1780 nach Weimar und ihr Haus war durch die geistigen Genüsse, die es bot, eines der angenehmsten für die schönen Geister von Weimar. Hofmarschallin Baronin Egloffstein war eine schöne, liebenswürdige Frau, der Göthe das schöne Lied: „Da droben auf jenem Berge" stiftete — das schöne Lied ward in einer Gesellschaft Anlaß zu einer höchst drolligen Scene, indem noch eine andere Dame behauptete, daß Göthe es ihr gestiftet habe. Frau von Bechtolsheim endlich, geborne Gräfin Keller, Gemahlin des Kanzlers und Geheimen Raths zu Eisenach, machte hier eines der glänzendsten Häuser der weimarischen Welt.

Es tauchten damals in Weimar auch Frauen als Schriftstellerinnen auf. Seit dem Jahre 1791 glänzte Fräulein Amalie von Imhof, Hofdame der Herzogin, als die erste literarische Notabilität unter der Frauenwelt Weimar's. Gentz, der im November 1801 einen vierzehntägigen Besuch in Weimar abstattete, faßte eine glühende Leidenschaft zu ihr. In

einem französischen Tagebuche, das über diese Reise erhalten ist, schreibt er unterm 30. November: „à 11 heures chez Mlle. d'Imhof, où j'ai encore joui de tout ce qu'il y a de beau, de pur et de grand dans le commerce des hommes" — und unterm 1. December: „Vers 11 heures je suis allé chez Mlle. d'Imhof, où j'ai joui jusqu'à 1½ heures d'un bonheur vraiment céleste." Beim Abschied, am 2. December schrieb er ihr: „une lettre d'adieu qui portait l'empreinte d'une ame bouleversée." Fräulein von Imhof ward 1802 die Gemahlin des schwedischen Obristlieutenants, nachherigen preußischen Generalmajors von Helvig *).

*) Ueber die Abstammung der Familie Imhof siehe braunschweigische Hofgeschichte Band V. Seite 167, 187 und 189 f. Die Imhofs waren eine Nürnberger Patricierfamilie, die in der Person des berühmten Touristen nach Persien während des dreißigjährigen Kriegs in Braunschweig einkam, wo er Prinzenerzieher ward; sein Sohn war Minister unter Anton Ulrich, trat nachher in kursächsische Dienste, schloß für August den Starken mit Carl XII. den schlimmen Altranstädter Frieden und ward auf den Königstein gefangen gesetzt. Der Bruder des Ministers war der Convertit, der die Vermählung der schönen braunschweigischen Elisabeth, der Mutter Maria Theresia's, mit Kaiser Carl VI. negotiirte. Dessen Sohn und Enkel heiratheten reiche Holländerinnen, der Enkel starb 1750 als General und Generalgouverneur von Batavia. Amaliens Vater ging 1769 als Portraitmaler um sein Glück zu machen auf demselben Schiffe, auf dem sich Warren Hastings befand, nach Ostindien: er trat hier während der Ueberfahrt seine angeblich aus Archangel stammende schöne Frau Marianne gegen eine Summe Geldes, um ein Rittergut

Auch Fräulein Emilie von Berlepsch, die Freundin Jean Paul's, die nachher Frau Harmes ward, versuchte sich als Schriftstellerin. Sie war eine ausgezeichnete Vorleserin und ersetzte gewissermaßen das Haus, das früher Gräfin Bernstorf gemacht hatte.

Am glücklichsten debütirte mit „Agnes von Lilien“ Caroline von Wolzogen, geborne von Lengefeld, Schiller's hochgeliebte Schwägerin und Biographin.

Zu Ende des Jahrs 1803 machte eine geistreiche französische Dame, Frau von Staël mit Benjamin Constant ihren Besuch in Weimar, und setzte den stillen Musenhof in nicht geringe Bewegung. „Wir sind, schreibt Lotte Schiller unterm 28. Januar 1804 an ihren Schwager Wolzogen, in einer ewigen Spannung des Geistes; während unsere Gemüther

in Sachsen zu kaufen, an den nachherigen so berühmten Generalgouverneur von Calcutta ab, wandte sich nach Weimar und heirathete die Schwester der Frau von Stein, der Freundin Göthe's. Er trieb seine Kunst als Maler fort und starb schon 1788 in Weimar. Die „elegant Marianne“ die Macaulay in einem seiner Essays verherrlicht hat und die ihrer Gesundheit wegen vor ihrem Gemahl, der funfzehn Jahre lang die Herrlichkeit eines Nachfolgers der großen Moguls in Indien genoß, nach Europa zurückkehrte, lebte noch ein halbes Jahrhundert in England: sie überlebte ihren zweiten Gemahl bis zum Jahre 1833 und starb auf dessen Landsitze zu Daylesford, das auf ihren Sohn erster Ehe, Sir Charles Imhoff überging, der es an einen Londoner Kaufmann verkauft hat: ganz neuerlich im September 1853 wurden die Meubles und Effekten von Daylesford zum Verkauf ausgeboten.

lieber dem stillen Nachdenken geneigt wären, müssen wir auf der Spitze stehen und Witz und Scharfsinn aufbieten, um der witzig belebten Staël die Spitze zu bieten. Sie ist in ewiger Bewegung und will alles wissen, alles sehen, alles prüfen ꝛc. Die Volubilität der Zunge ist unbeschreiblich. Humboldt ist gar nichts gegen die Staël und der kann manchmal doch recht schwatzen. Sie schreibt über ihre Reise, über Deutschland, über die Philosophie, die sie sehr beschäftigt, über die deutsche Literatur überhaupt ein großes Werk. Der Herzog ist sehr von ihr eingenommen und hat allen esprit aufgeboten und ist sehr artig, sie findet ihn auch so. Die Herzogin hat sie auch sehr gern und ist von ihrem Wissen enchantirt. Wir waren den ersten Abend zum Thee und Souper am Hofe, als die Staël da war, da ist wohl zum erstenmale über Kant ein Wort erschollen in den schönen Zimmern. Die Herzogin war sehr artig und zeigte sich als eine unterrichtete deutsche Fürstin, der ihre Landsleute nicht fremd sind und die ihre Nation schätzt. Im Palais *) ist die Staël auch oft, aber dort betet sie die Göchhausen am meisten an, Böttiger macht ordentlich den petit maître und ist zum Todlachen, wenn er französisch spricht. Göthe **) war

*) Bei der Herzogin-Mutter.

**) Göthe, der Madame Staël zuerst auf einer Hofmaskerade sah, erkannte ihre Epiphanie mit dem berühmten Calembour: „Madame, on vous reconnait par votre beau pied-de-stal."

wohl drei Wochen krank, da mußten Schiller und Wieland allein die Ehre der Gelehrten retten, dann war Schiller auch beinahe elf Tage krank, jetzt ist er wieder besser und wird zum Geburtstag *) ausgehn."

In den späteren Jahren der Regierungszeit Carl August's machte Johanna Schoppenhauer ein sehr angenehmes Haus in Weimar: trotzdem, daß sie eine Schriftstellerin von Fach war, ward an ihr doch am wenigsten vom Blaustrumpf erfunden, sie machte darin eine seltene Ausnahme und verfiel nicht in die Alluren der vielen andern weimarischen Damen, die zuletzt Weimar als einen Hauptsitz der deutschen Blaustrümpfe etwas berüchtigt gemacht haben. Johanna Schoppenhauer verzog, ihrer Vermögensverhältnisse wegen, später mit ihrer Tochter Adele nach dem wohlfeileren Jena: hier ist sie im Jahre 1838 gestorben.

Noch in den späteren Jahren der Regierungszeit Carl August's hatte der weimarische Hof nächst den geistreichen Damen auch solche, die durch ihre Schönheit große Figur machten: in dem Kranze dieser schönen Damen Weimars ragen besonders hervor: die beiden Hofdamen von Egloffstein, Töchter der erwähnten liebenswürdigen Hofmarschallin, die Stiftsdame von Reitzenstein und die Hofmarschallin von Spiegel, alle vier hohe junonische Gestalten, sehr verschieden von der späteren Generation, unter

*) Der regierenden Herzogin 30. Januar.

der Fräulein von Pappenheim und die beiden Fräulein von Spiegel glänzten, die zwar interessant, piquant und liebenswürdig waren, aber doch fast einen Kopf kleiner, als ihre Vorgängerinnen.

Zu den schönsten Damen damaliger Zeit gehörten noch die beiden Fräulein von Pogwisch, Enkelinnen der originellen Oberhofmeisterin der Erbprinzessin Gräfin Henckel, von denen eine, Ottilie, 1817 die Schwiegertochter Göthe's wurde. Diese Frau von Göthe, die später in Wien und jetzt, ihrer angegriffenen Gesundheit wegen von den Aerzten dahin gewiesen, in Italien lebt, wird von denen, die ihre Zirkel besucht haben, als eine Dame gerühmt, die in einem eminenten Grade die Gabe verstanden habe, jeden in ihrem Hause aufs Angenehmste zu stellen und besonders die Gabe, aus Jedem durch ihre Anregung das, was in ihm lag und schlummerte, zu erwecken und für die gesellschaftliche Unterhaltung zum Vorschein zu bringen. Wie alle geniale Menschen wohl wissend, daß mit Anerkennung fremder Talente und Vorzüge die eigenen nicht vernichtet werden können und daß viele Blumen in Gottes Schöpfung nebeneinander blühen, wußte sie mit seltener Bescheidenheit sich Andern unterzuordnen und bei ihrer Aufforderung an diese, ihre Talente zu produziren, mit der Andeutung, daß diese Andern in dem und dem Genre ihre Stärke hätten und sie für ein anderes Genre sich aufspare, durch diese Theilung der Anerkennungen, die allgewaltige Hauptschwäche der Menschen, die Eitel-

keit zu schonen und den Neid, das allgewaltige Hauptlaster der Gesellschaft, im Voraus zu verbannen.

Die Großmutter der Frau von Göthe, die Gräfin Ottilie Henckel von Donnersmark, war unter den Damen ohnstreitig das Original am weimarischen Hofe. Ihr Gemahl, preußischer General, gestorben 1793, stammte aus dem bekannten standesherrlichen Geschlechte Schlesiens, sie selbst war eine geborne Fräulein von Lepel aus Pommern. Sie ist deshalb besonders merkwürdig, weil sie die Einzige war, welche Carl August die Wahrheit zu sagen wagen durfte, was kein Geringes war. Carl August seinerseits pflegte dagegen von ihr auszusagen: „Alles haben die Henckel's, nur keine Vernunft." Der vornehme Cynismus dieser weimarischen Excellenz erinnerte an die alte Herzogin von Orleans und an die Mutter des ersten Königs von Sachsen, Marie Antonie von Baiern; von diesem vornehmen Cynismus cursiren eine Menge piquante Anecdoten, die sich freilich mit der Druckerschwärze nicht mittheilen lassen: ich erinnere die Wissenden an ihre expressive Aeußerung über das Lichthalten, veranlaßt und bei öffentlicher Tafel in Weimar ausgelassen bei der Heirath der Prinzessin Marie von Holstein-Glücksburg mit dem ganz blödsinnigen Herzog von Anhalt-Bernburg. Gräfin Ottilie Henckel war eine Dame noch ganz nach dem Costüm des achtzehnten Jahrhunderts, auch trug sie ihre Kleider noch nach der alten Tracht, eben so, wie die Herzogin Luise, d. h. kurze enge Aer-

mel, halblange Handschuhe, eng anschließende seidne Kleider, aber in allen Farben, auch in den brennendsten noch in hohem Alter, über diese Kleider war ein schwarzes oder weißes Spitzentuch nach altmodischer Art gesteckt. Merkwürdig war ihre Manier, Roth und Weiß aufzulegen, sie beachtete bei ihrer Raschheit gar nicht, wie sonderbar sie sich schminkte: einmal erschien sie bei Göthe in einem brennenden Brocatkleide, auf der einen Wange hatte sie hoch oben einen großen rothen Tupf sich applicirt und auf der andern einen ditto weit tiefer unten. Ein bezeichnender Zug für sie ist, daß ihr Carl August seine bibliotheca erotica verehrte. Sie war geboren 1756 und starb in hohem Alter 1840: ihr Sohn war der preußische General Graf Henckel, von welchem 1846 biographische Memoiren erschienen sind.

Auch Engländer fanden sich in Weimar ein: der reiche und wohlthätige Gore mit seinen beiden Töchtern (von denen eine dem Gemahle der Frau von Kalb zugedacht war, als diese Jean Paul heirathen wollte) und der Schotte Macdonald ließen sich häuslich in Weimar nieder. Charles Gore, geboren 1730 in Yorkshire, Erbe eines reichen Handelshauses, kam mit seinen beiden Töchtern Elisa und Emily in den achtziger Jahren; die dritte Tochter, Hanna, wurde Gräfin Cowper. Die Gore's standen dem Hofe sehr nahe. „Die Erscheinung der Gore's, schrieb der Herzog unterm 22. Januar 1788 an Knebel, hatte eine ganz besonders gute Wirkung. Noch vortrefflichere Folgen erwarte ich von dem ausgezeichneten

Beifall, den meine Frau und auch meine Mutter dieser so reichbegabten Familie geweiht. Noch nie habe ich meine Frau jemanden so loben hören und Wenige haben die Verdienste meiner Frau so rein erkannt und gefühlt, wie Emilie. Diese Engländer werden endlich sicher des Herumirrens müde und Emilie, die immer Deutschland besonders liebte, kann in ihrer und meiner Frau alten Tagen vielleicht ein Verhältniß knüpfen, das Beiden nöthig ist." Ganz anders als Carl August dachte Gentz von der Liebenswürdigkeit dieser Engländer: er schrieb in seinem Tagebuche über die Reise, die er im November 1801 nach Weimar machte, unterm 22. dieses Monats, einem Sonntag: „Je suis allé le soir avec Mr. Böttiger chez Mr. Gore, Anglais, qui fait à Weimar la meilleure maison. Je l'ai trouvé fort ennuyante et j'ai été mécontent au suprème de Mr. Gore et de toute sa maison." Miß Elisa starb 1802, achtundvierzigjährig und fünf Jahre später, siebenundsiebzigjährig, der alte Gore. Darauf blieb aber Miß Emily nicht, wie Carl August gehofft hatte, in Weimar, sondern reiste 1808 zu ihrer Schwester, der Gräfin Cowper, die in Florenz lebte.

Baron Mounier, ein französischer Emigrant, hatte in seinem in Belvedere gestifteten Institute von jungen Ausländern eine Menge Engländer, die viel Geld nach Weimar brachten und sich durch ihre lustigen Streiche einen Namen machten.

Das Theater war und blieb eine Hauptressource für Weimar. An die Stelle des alten Liebhabertheа-

ters der Herzogin Mutter trat erst die Gesellschaft Bellomo's und als dieser abging, ward, wie schon erwähnt, im Jahre 1791 das weimarische Hoftheater gestiftet. Die weimarische Hofschauspielertruppe schlug später seit 1802 den Sommer über im Bade Lauchstädt bei Merseburg ihre Bühne auf. Göthe führte die Direction und seit 1799, wo Schiller aus Jena nach Weimar zog, auch dieser. Nächst Corona Schröter glänzte Christiane Neumann, seit 1793 verehelichte Becker und als diese 1797 starb, ward die reizende in Mannheim durch Iffland gebildete Caroline Jagemann engagirt: mit ihr, die die Geliebte Carl August's wurde, ging ein neuer glänzender Stern am weimarischen Theaterhimmel auf. Der größte, wahrhaft classische Schauspieler Weimars aber, der aus der Göthe-Schiller'schen Schule hervorging, war Pius Alexander Wolf, geboren 1784 zu Augsburg, vermählt mit Fräulein Malcolmi, die ebenfalls eine sehr tüchtige Schauspielerin war. Man muß Wolf in seinen Hauptrollen, zu denen Posa und Tasso gehörten, gesehen haben, um mit Sicherheit urtheilen zu können, daß er dem Höchsten, was von seiner Kunst verlangt werden kann, beinahe ganz nahe gekommen ist: in dem Adel der Auffassung, in dem feinen Maaßhalten und Sparen mit der Kraft, jenem Hauptstücke in der Schauspielerkunst, wie es schon Shakespeare im Hamlet bezeichnet hat, steht Wolf ganz unerreicht da. Von ihm schrieb Göthe: „Ich kann nur einen Menschen nennen, der sich von Grund auf nach meinem Sinne gebildet hat: das war

Wolf." Er starb leider schon, erst vierundvierzigjährig 1828 zu Weimar.

Nächst dem Theater ward auch für andere Künste gesorgt: in dieser Beziehung sind namentlich die Kunstausstellungen hervorzuheben, welche Göthe mit seinem Freund und Hausgenossen Heinrich Meyer seit dem Jahre 1795 ins Leben treten ließ.

4. Persönlichkeit des Herzogs Carl August. Die Herzogin Luise. Die Gräfin Werthern.

Carl August war acht Jahre jünger als Göthe und allerdings einer der begabtesten und tüchtigsten Fürsten seiner Zeit. Nach den Memoiren des Grafen Görtz urtheilte der große Friedrich schon 1771, als er ihn vierzehnjährig am braunschweiger Hofe sah, „ihm sei noch nie ein junger Mensch vorgekommen, der in diesem Alter zu so großen Hoffnungen berechtigte." Und 1775 schrieb der Statthalter Dalberg an Görtz: „Verstand, Charakter, Offenheit und die seinem Alter angemessene Treuherzigkeit; eine Fürstenseele, so wie ich sie noch nie sah."

Carl August war neunzehn Jahre alt, als er jene berühmte Erklärung über das in sein Conseil einberufene Genie gab: „Einsichtsvolle wünschen mir Glück, diesen Mann zu besitzen. Sein Kopf, sein Genie ist bekannt. Einen Mann von Genie an einem anderen Orte gebrauchen, als wo er selbst seine außerordentlichen Gaben gebrauchen kann, heißt ihn mißbrauchen. Was aber den Einwand betrifft, daß durch den Eintritt viele verdiente Leute sich für zurückgesetzt

erachten würden, so kenne ich erstens Niemand in meiner Dienerschaft, der meines Wissens auf dasselbe hoffte, und zweitens werde ich nie einen Platz, welcher in so genauer Verbindung mit mir, mit dem Wohl und Wehe meiner gesammten Unterthanen steht, nach Anciennität, ich werde ihn immer nur nach Vertrauen geben. Das Urtheil der Welt, welches vielleicht mißbilligt, daß ich den Dr. Göthe in mein wichtigstes Collegium setzte, ohne daß er zuvor Amtmann, Professor, Kammerrath und Regierungsrath war, ändert gar nichts. Die Welt urtheilt nach Vorurtheilen. Ich aber sorge und arbeite, wie jeder Andere, nicht um des Ruhmes, um des Beifalls der Welt willen, sondern um mich vor Gott und meinem eignen Gewissen rechtfertigen zu können."

Ungefähr aus dieser Zeit 1776 ist das eine der Portraits Carl August's, das auf der Bibliothek zu Weimar sich befindet. Er war ein Mann von mittlerer Größe, eher klein als groß, aber eine Gestalt, in deren Erscheinung von Jugend auf bis ins späteste Alter etwas Selbstständiges, Energisches in sehr ungebundener, franker und freier, fast studentischer Form hervortrat: auch pflegte man ihn den „Student von Jena" zu nennen. „Das Gesicht, sagt Adolf Stahr, der in seinem anmuthigen Tagebuche aus Weimar das Jugendportrait beschreibt, trägt in der Form den länglichen Typus seines Vaters. Er trägt einen röthlich violetten Rock mit Stahlknöpfen, eine gelbe Weste und unter einem schlichten weißen Halstuch ein gefäl-

beltes Jabot. Die Züge sind kräftig ohne Fülle. Das Haar bräunlich blond, in zwei Locken an den Schläfen, von der Stirn frei fort und zurückgestrichen, hinten in einen Zopf mit kleiner schwarzer Schleife gebunden. Die Stirn ist hoch, die Knochen über den Augen stark hervorspringend, die hellblauen Augen lebhaft forschend, fast bohrend, der Blick wie von einem Gedanken konzentrirt. In den Flügeln der Nase große Festigkeit, in den Zügen des Mundes der entschiedene Trotz, in dem Ausdruck des Ganzen große Leidenschaftlichkeit, kaum durch Anspannung aller Willenskraft gebändigt. Diesem Bilde gegenüber versteht man jenes offene Selbstbekenntniß des vierundzwanzigjährigen Fürsten, das er einmal an Knebel mit den Worten ablegt: „Ich muß auch erstaunlich wehren, meinem Herzen und den Leidenschaften nicht den Zügel zu lassen; es ist gar zu schwer sich wieder in den unnatürlichen Zustand zu fügen, in welchem unser einer leben muß, und an den man nur so langsam sich gewöhnt zu haben glaubt."

Der mit dem Pfunde der Menschenkenntniß in eminentem Maaße begabte Darmstädter Merck ließ sich, als alle Welt über die Geniestreiche, die Carl August nach der Bekanntschaft mit Göthe trieb, die Köpfe schüttelte, nicht beirren und vertrat nachdrücklichst den Sterlingswerth dieses seltenen Fürsten. Er schrieb aus Darmstadt unterm 3. November 1777 an den Buchhändler Nicolai in Berlin: „Ich hab Göthe neuerlich auf Wartburg besucht und wir haben zehn Tage zusammen wie die Kinder gelebt. Mich freut's, daß

ich von Angesicht gesehen habe, was an seiner Situation ist. Das Beste von Allem ist der Herzog, den die Esel zu einem schwachen Menschen gebrandmarkt haben und der ein eisenfester Charakter ist. Ich würde aus Liebe zu ihm eben das thun, was Göthe thut. Die Mährchen kommen alle von Leuten, die ohngefähr so viel Auge haben zu sehen, wie die Bedienten, die hinterm Stuhle stehn, von ihren Herren und deren Gespräch beurtheilen können. Dazu mischt sich die scheußliche Anecdotensucht unbedeutender, negligirter, intriguanter Menschen, oder die Bosheit Anderer, die noch mehr Vortheil haben, falsch zu sehn. Ich sage Ihnen aufrichtig, der Herzog ist einer der respcktabelsten und gescheitesten Menschen, die ich gesehen habe — und überlegen Sie dabei ein Fürst und ein Mensch von zwanzig Jahren. Ich dächte Göthe's Gesellschaft, wenn man muthwillig voraussetzen will, er sei ein Schurke, sollte doch mit der Zeit ein wenig guten Einfluß haben. Das Geträtsche, daß er sich nach Göthe bilde, ist so unleidlich unwahr, als Etwas, denn es ist ihm Niemand unausstehlicher, als Göthe's Affen."

Zwei Jahre darauf war Carl August und zwar incognito mit Göthe in Cassel und hier sah ihn Forster. Er schrieb unterm 24. October 1779 an seinen Vater: „Der Herzog ist ein artiger kleiner Mann, der ziemlich viel weiß, sehr einfach ist und gescheite Fragen thut. Für einen zweiundzwanzigjährigen Herzog, der seit vier Jahren sein

eigner Herr ist, fand ich viel mehr in ihm, als ich erwartete."

Ein sehr gutes Zeichen für Carl August's tüchtige Art war, daß er, wie Göthe, frühzeitig ein Bedürfniß fühlte, sein in wilder Leidenschaftlichkeit gährendes Gemüth durch die Einsamkeit zu rechte zu bringen. Wie Göthe'n sein Gartenhäuschen am Stern, so war Carl August seine Borkenhütte im Parke ein Lieblingsaufenthalt. Damals verstatteten die jungen Baumanpflanzungen noch die freie Aussicht über das Ilmthal hinweg zu Göthe's Gartenhause und beide Freunde konnten durch allerhand Zeichen mit einander eine Art telegraphische Conversation machen. In der kleinen Borkenhütte, die von hohen Bäumen umschattet, dicht an die Felswand der Ilm gedrückt, die zurückgezogenste Einsamkeit gewährte, diente ein und derselbe Raum, ein ganz mäßiger vieleckiger Raum mit einer gewölbten Decke mit kleinen Stuckverzierungen, als Wohn- und Arbeitszimmer, als Schlafraum, als Empfangszimmer und auch als Speisesaal. Hier badete Carl August in der nahe unter seinem Fenster vorbeifließenden Ilm und Morgens empfing er hier den vortragenden Rath seines Geheimen Conseils. Er schrieb aus diesem „Kloster" einmal im Sommer 1780 an seinen Freund Knebel:

„Es hat neun Uhr geschlagen und ich sitze hier in meinem Kloster mit einem Lichte am Fenster und schreibe Dir. Der Tag war außerordentlich schön und der erste Abend der Freiheit — denn heute früh verließen uns die Gothaer, ließ sich mir sehr genießen.

Ich bin in den Eingängen der „kalten Küche" *) herumgeschlichen, und ich war so ganz in der Schöpfung und so weit von dem Erdentreiben. Der Mensch ist doch nicht zu der elenden Philisterei des Geschäftslebens bestimmt; es ist einem ja nicht größer zu Muthe, als wenn man so die Sonne untergehen, die Sterne aufgehen, es kühl werden sieht und fühlt — und das Alles so für sich, so wenig der Menschen halber; und doch genießen sie's und so hoch, daß sie glauben, es sei für sie. Ich will mich baden mit dem Abendstern und neu Leben schöpfen, der erste Augenblick darauf sei Dein. Lebewohl so lange. — Ich komme daher. Das Wasser war kalt, denn Nacht lag schon in seinem Schooße. Es war als tauchte man in die kühle Nacht. Als ich den ersten Schritt hineinthat, war's so rein, so nächtlich dunkel; über den Berg hinter Oberweimar kam der volle rothe Mond. Es war so ganz still. Wedel's Waldhörner hörte man nur von weiten, und die stille Ferne machte mich reinere Töne hören, als vielleicht die Luft erreichten."

In den achziger und neunziger Jahren hatte der Charakter Carl August's sich zu seiner Reife aus-

---

*) So ward ein Monument genannt mit der Inschrift: „Genio loci," ein etwa vier Fuß hoher Säulenstumpf, um den sich eine Schlange windet, die die oben liegenden antiken Opferbrote verspeist. Nach der Sage war eine Schlange, die lange großen Schaden an den Ilmufern gethan durch vergiftete Brode, die ein Bäcker angerathen, unschädlich gemacht worden.

gebildet: der junge Wein hatte jetzt ausgebraust und sich geklärt, er stand jetzt goldrein im Pokale.

Göthe, der allerdings mit ihm auf den kleinen Touren inn- und außerhalb Landes die tollsten Jugendstreiche trieb, dann aber auch auf seinem Gartenzimmer, wo der Herzog bis in die späte Nacht manchmal blieb, *) sinnige, weise Unterredungen hatte, gab ihm wiederholt in seinen vertraulichen Herzensergießungen an seine Freunde und Freundinnen das beste Zeugniß. Er schrieb 3. Novbr. 1780 an Lavater: „Täglich wächst der Herzog und ist mein bester Trost" und im Februar 1781: „Der Herzog wächst schnell und ist sich sehr treu." Schärfer lauten dagegen die Urtheile, die Göthe an seine innerste Herzensvertraute, Frau von Stein über den Herzog ausspricht. Er schreibt an sie 10. März 1781 aus Neuheiligen, wo er mit dem Herzog auf einem Besuch bei dem Grafen Werthern war: „Die Gräfin kennt den größten Theil vom vornehmen reichen, schönen, verständigen Europa, theils durch sich, theils durch andre, das Leben, Treiben, Verhältniß so vieler Menschen ist ihr gegenwärtig im höchsten Sinne des Worts. Sie ist dem Herzog sehr nützlich und würde es noch mehr sein, wenn die Knoten in dem Strange seines Wesens nicht eine ruhige gleiche Auswicklung des Fadens so sehr hinderten. — Mich wundert nun gar nicht mehr, daß Fürsten meist so dumm, toll und albern sind, nicht

*) Noch am 11. Decemb. 1788 schrieb Schiller an seine nachherige Schwägerin: „Der Herzog ist die Abende fast immer bei Göthe."

leicht hat einer so gute Anlagen als der Herzog, nicht leicht hat einer so viel verständige und gute Menschen um sich und zu Freunden als er — und doch will's nicht nach Proportion vom Flecke, und das Kind und der Fischschwanz gucken, eh' man sichs versieht, wieder hervor. Das größte Uebel hab ich auch bemerkt. So passionirt er fürs Gute und Rechte ist, so wirds ihm doch darinne weniger wohl als im Unschicklichen; es ist ganz wunderbar, wie verständig er sein kann, wie viel er einsieht, wie viel er kennt, und doch, wenn er sich etwas zu Gute thun will, so muß er etwas Albernes vornehmen und wenns das Wachslichterzerknaupeln wäre. Leider sieht man daraus, daß es in der tiefsten Natur steckt und daß der Frosch fürs Wasser gemacht ist, wenn er gleich auch eine Zeitlang sich auf der Erde befinden kann."

Zur Erklärung dieses später sehr gemilderten scharfen Urtheils Göthe's dient, daß der Herzog damals sehr muthwillige Neckerei mit seinem, Göthe's Verhältniß zur Frau von Stein trieb. Göthe schrieb derselben aus Neuheiligen unterm 13. März: „Der Herzog hat mir Ihren Brief, den der Husar brachte, bis jetzt vorenthalten und schickt mir ihn in zehn übereinander gesiegelten Couverts eingeschlossen, herauf. Dabei folgten nachstehende Verse vom Herzog:

„Es ist doch nichts so zart und klein
So wird's doch jemand plagen
Zum Beispiel macht Dein Brieflein
Husaren sehr viel klagen.
Heut, sagte der, der's Göthe'n bracht'
Und schwur's bei seinem Barte:

Viel lieber ging ich in die Schlacht
Als trüg so Brieflein zarte.
Denn wie im Hui ist das Papier
Aus meiner weiten Tasche,
Und wer, wer stehet mir dafür,
Daß ich es wieder hasche?
Unheimlich, sagt' er, es ihm sei,
Wenn er so etwas trage.
Denn Billetdoux und Zauberei
Ist gleich, nach alter Sage.
Drum schreibe Du nach altem Brauch
Auf Groß=Royal=Papiere;
Damit der Träger künftig auch
Ja nichts vom Teufel spüre."

Der humoristische Herzog, „der Student von Jena" und die formenstrenge Herzogin Luise, die so genau aufs Ceremoniel hielt, daß es Mühe kostete, Göthe zur Spielpartie mit ihr einzuschmuggeln, waren ganz disparate Charaktere. Auch wurde ihr Verhältniß schon frühzeitig ein gedrücktes, Göthe mußte wiederholt den Vermittler machen. Er schreibt kurz nach der Hochzeit an Frau von Stein unterm 27. Januar 1776 nach einer Maskenballnacht: „Die Herzogin M. (Mutter) war lieb und gut, Herzogin Luise ein Engel! Sie widersprach über eine Kleinigkeit dem Herzog heftig, doch machte ich sie nachher lachen." Ein paar Tage darauf schreibt Göthe wieder an seine Freundin: „Kommen Sie heute zu Hof? Luise war gestern lieb. Großer Gott, ich begreife nur nicht, was ihr Herz so zusammenzieht. Ich sah ihr in die Seele und doch, wenn ich nicht so warm für sie wäre, sie hätte mich erkältet. Ihr Verdruß über Herzogs Hund

war auch so sichtlich. Sie haben aber immer Beide unrecht. Er hätt' ihn draus lassen sollen und da er drinn war, hätt' sie ihn eben auch leiden können." Endlich unterm 1. September 1776 schreibt Göthe an Frau von Stein: „Es ist mir lieb, daß wir wieder auf eine abentheuerliche Wirthschaft ausziehen *), denn ich halt's nicht aus. So viel Liebe, so viel Theilnahme! so viele treffliche Menschen und so viel Herzensdruck!

Eine gewisse Steifheit hat die Herzogin Luise bis auf ihr Lebensende nicht ablegen können, wiewohl das Verhältniß zum Herzog nach und nach sich durch Gewohnheit ausglich. Sie hat auch ihre alte Tracht bis auf ihr Lebensende nicht abgelegt, sie behielt diese alte Tracht, wie sie oben bei der alten Oberhofmeisterin Gräfin Henckel beschrieben worden ist, trotz wiederholtem Wechsel der Mode: nur dadurch unterschied sie sich von der originellen Oberhofmeisterin, daß sie nicht wie diese, brennendhelle enge seidne Kleider mit engen schließenden Aermeln und darüber gesteckten Spitzentüchern trug, sondern nur solche von modesten, dunkeln Farben, es versteht sich, daß sie auch nicht in die Extravaganzen mit dem Schminken verfiel. Im sonderbaren Contrast zu ihrem Gemahl, dessen Gestalt eher klein war und im Alter auch sehr verfallen, wußte sie ihre Figur, die größer war, durch gehöriges Strecken noch größer erscheinen zu lassen.

*) Nach Ilmenau, wo den 3. September der Geburtstag des Herzogs gefeiert wurde.

Was Frau von Stein Göthen war, wurde die Gräfin Werthern dem Herzog. Die Gräfin Jeanette Luise Werthern war eine Rheinländerin, eine geborne Baronin von Stein, die Schwester des berühmten preußischen Ministers. Ihr Gemahl der Geheime Rath Graf Jacob Friedemann von Werthern war ehemals kursächsischer Gesandter in Spanien gewesen, ein Enkel des ersten Grafen und sächsischen Ministers Grafen Georg. Er besaß außer Neuheiligen bei Langensalza noch mehrere Güter, unter andern auch Eytra bei Leipzig, das nachher an die Leipziger Kaufmannsfamilie Anger kam, 1790 fiel die Grafschaft Beichlingen an ihn von seinem älteren Bruder, der sächsischer Gesandter in Paris war. Er war ein hocharistokratischer, bizarrer, halb närrischer Mann, verschwenderisch in hohem Grade und dann wieder abwechselnd periodisch filzig geizig. Er hatte eine höchst seltsame spanisch ceremonielle Hausordnung eingeführt und behandelte seine Dienerschaft auf höchst paradoxe Weise. Er war dadurch in der ganzen Umgegend lächerlich bekannt. Kamen vornehme Gäste, wie der Herzog, so ließ er als Neger geschwärzte Bauerjungen im Costüm bei Tische aufwarten. Die Gräfin war zwar eine kleine Dame, aber von den größten Manieren, Göthe gestand, daß er das Welt haben, oder vielmehr das die Welt haben (manier le monde) von ihr gelernt habe. Ueber Göthe's Verhältniß zu Frau von Stein, äußerte die Gräfin gegen diese einmal: „Pour celui là on vous le pardonne!" Sie starb 1811 mit Hinterlassung einer

einzigen Tochter Luise, die mit dem neulich gestorbenen sächsischen Cabinetsminister Grafen Senfft von Pilsach verheirathet wurde. Ihr Bruder, der Minister, der Senfft einen „leichtsinnigen und erbärmlichen Menschen" nennt, schrieb ihr einen schönen Nekrolog: „Der größte Theil ihres Lebens ward hingebracht im Kampfe mit einem ungünstigen Schicksal; sie blieb aber immer treu, liebend und liebenswürdig, frei von Bitterkeit und egoistischer Kälte." Bekanntlich ist diese Gräfin Werthern das Urbild zu der Gräfin in Wilhelm Meister.

Ueber das damalige weimarische Hoftreiben sehr unterrichtend ist, was Göthe über eine Jagd, die der Herzog im December 1781 bei Eisenach gab, an Frau von Stein schreibt.

„Der Herzog ist vergnügt und gut, nur find' ich den Spaß zu theuer, er füttert achtzig Menschen in der Wildniß und dem Frost, hat noch kein Schwein, weil er im Freien hetzen will, das nicht geht, plagt und ennuyirt die Seinigen und unterhält ein paar schmarutzende Edelleute aus der Nachbarschaft, die es ihm nicht danken. Und das alles mit dem besten Willen, sich und andere zu vergnügen. Gott weiß ob er lernen wird, daß ein Feuerwerk um Mittag keinen Effekt thut. Ich mag nicht immer der Popanz sein und die andern frägt er weder um Rath noch spricht er mit ihnen, was er thun will ꝛc. Es geht nichts besser und nichts schlimmer als sonst, außer daß der Herzog weit mehr weiß was er will, wenn er nur was bessres wollte ꝛc. Sein

Unglück ist, daß ihm zu Haus nicht wohl ist, denn er mag gern Hof haben rc. Heute kommt der Herzog von Gotha. Morgen gehts auf die Jagd und ich hoffe loszukommen. Auf den Sonntag giebt der Herzog ein Gastmahl, um dem Vater im Himmel auch einmal gleich zu werden, nur mit dem Unterschied, daß die Gäste von den Zäunen gleich Anfangs mit auf dem Fourierzettel stehen. Des Hin- und wiederfahrens, schleppens, reitens, laufens ist keine Rast. Der Hofmarschall flucht, der Oberstallmeister murrt, und am Ende geschieht alles. Wenn diese Hast und Hatze vorbei ist und wir wären um eine Provinz reicher, so wollte ichs loben, da es aber nur auf ein paar zerbrochene Rippen, verschlagne Pferde und einen leeren Beutel angesehn ist, so hab ich nichts damit zu schaffen. Außer daß ich von dem Aufwand nebenher etwas in meine politisch-moralisch-dramatische Tasche stecke."

In einem gleichzeitigen Briefe an Knebel äußert Göthe sich noch stärker über die Verschwendung bei Hofe: „Selbst der Bauersmann, der der Erde das Nothdürftige abfordert, hätte ein behäglich Auskommen, wenn er nur für sich schwitzte. Du weißt aber, wenn die Blattläuse auf den Rosenzweigen sitzen und sich hübsch dick und grün gesogen haben, dann kommen die Ameisen und saugen ihnen den filtrirten Saft aus den Leibern und so gehts weiter und wir haben's so weit gebracht, daß oben immer an einem Tage mehr verzehrt wird, als unten in einem beigebracht werden kann."

Unterm 12. Novbr. 1781 hatte Göthe an Frau von Stein geschrieben: „Der Herzog hat doch im Grunde eine enge Vorstellungsart und was er kühnes unternimmt, ist nur im Taumel; einen langen Plan durchsetzen der in seiner Länge und Breite verwegen wäre, fehlt es ihm an Folge der Ideen und an wahrer Standhaftigkeit." Den Commentar zu diesem Urtheil gab Göthe in einem Briefe an Knebel vom 21. April 1783: „Meine Finanzsachen gehen besser, als ich es mir vorm Jahre dachte. Ich habe Glück und Gedeihen bei meiner Administration, halte aber auch auf das festeste über meinem Plane und über meinen Grundsätzen. Der Herzog pflanzt viel und möchte auch schon, daß es gewachsen wäre."

Sehr unangenehm berührte Göthen die Kriegslust seines Herzogs. Er expectorirte sich einmal darüber in einem Briefe an Knebel vom 2. April 1785 (dem Jahr des deutschen Fürstenbunds): „Die Kriegslust, die wie ein Art Krätze unsern Prinzen unter der Haut sitzt, fatiguirt mich wie ein böser Traum, in dem man fort will und soll und einem die Füße versagen. Sie kommen mir wie solche Träumende vor und mir ists, als wenn ich mit ihnen träumte. Laß ihnen den glücklichen Selbstbetrug. Das kluge Betragen der Großen wird hoffentlich den Kleinen die Motion ersparen, die sie sich gern auf Andrer Unkosten machen möchten. Ich habe auf dieses Capitel weder Barmherzigkeit, Antheil, noch Hoffnung und Schonung mehr."

Eigen muß sich allerdings die Cumulation der

Staatsposten Göthe's mit seinem Dichterposten ausgenommen haben bei solchen Gelegenheiten, wo, wie im Februar 1782, Knebel einmal seinen Freund bei dem, wie Göthe es selbst nennt „albernen Geschäft der Auslesung junger Leute zum Militair" in Buttstädt besuchte und ihn am Tische sitzend fand, die Recruten um ihn her, ihn selbst aber dabei an der Iphigenie schreibend.

Noch eine Klage, die über „die unaufhaltsame Waghalsigkeit" des Herzogs, vollendet das Bild des damals fünfundzwanzigjährigen Fürsten. Göthe schrieb darüber unterm 27. Aug. 1782 an seine Freundin: „Es ist eine curiose Empfindung seines nächsten Freundes und Schicksalsverwandten Hals und Arm und Beine täglich als halb verloren anzusehen und sich darüber zu beruhigen ohne gleichgültig zu werden. Vielleicht wird er alt und grau indeß viele sorgliche abgehen."

Unbefriedigter war der Herzogin Luise Situation trotz allem geistigen Genuß, den ihr der Hof bot. Diese Dame war das gerade Gegentheil ihrer Schwiegermutter, der Herzogin Amalie: war diese im höchsten Grade leichtblütig und leichtlebig, so war Luise im höchsten Grade schwerblütig und schwerlebig, daher einsam in der Welt, ohne Freund, sogar Frau von Stein und Herder waren ihr, wie der Herzog an Knebel einmal schreibt, „zu leicht." Göthe äußert sich über die tief unglückliche Fürstin an Frau von Stein unterm 12. April 1782: „Die arme Herzogin dauert mich von Grund aus. Auch diesem Uebel sehe

ich keine Hülfe. Könnte sie einen Gegenstand finden, der ihr Herz zu sich lenkte, so wäre, wenn das Glück wollte, vielleicht eine Aussicht vor sie. Die Gräfin (Werthern) ist gewiß liebenswürdig und gemacht, einen Mann anzuziehen und zu erhalten. Die Herzogin ists auch, nur, daß es bei ihr, wenn ich so sagen darf, immer in der Knospe bleibt. Die Zugeschloßne schließt alle zu und der Offne öffnet, vorzüglich wenn Superiorität in Beiden ist. Man kann nicht angenehmer sein, als die Herzogin ist, wenn es ihr auch nur Augenblicke mit Menschen wohl wird; auch sogar wenn sie aus Räsonnement gefällig ist, was neuerdings mehrmals geschieht, ist ihre Gegenwart wohlthätig. — Wer kann der Liebe vorschreiben, dem einfachsten und dem grilligsten Dinge, das bald mit elendem Spielzeug zu führen ist, bald mit allen Schätzen nicht angelockt werden kann? Dem Gestirn, dessen Weg man bald wie die Bahn der Sonne auf den Punkt auszurechnen im Stande ist und das oft schlimmer als Comet und Irrlicht den Beobachter trügt?"

Bei der Gräfin Werthern war der unruhige Herzog noch am leichtesten festzuhalten. Unterm 23. März 1782 schreibt er an Knebel: „Auf Ostern denke ich, gehe ich wieder fort, besuche die Gräfin, welche doch die beste aller Gräfinnen ist, die ich kenne." Um dieselbe Zeit schreibt Göthe: „Der Herzog ist vergnügt, doch macht ihn die Liebe nicht glücklich, sein armer Schatz ist gar zu übel dran, an den leidigsten Narren geschmiedet, krank und für dies Leben ver-

loren. — Sie sieht aus und ist wie eine schöne Seele, die aus den letzten Flammenspitzen eines nicht verdienten Fegfeuers scheidet und sich nach dem Himmel sehnend erhebt. — Sie liebt den Herzog schöner, als er sie."

Epoche machte in diesem kleinen Hofgetriebe die Geburt des Erbprinzen, welche am 2. Februar 1783 statt hatte und über welche Göthe sich in einem Brief vom 3. März 1783 an Knebel also ausließ: „Die Ankunft des Erbprinzen, die größte Begebenheit, die sich für uns zutragen konnte, hat eine zwar nicht sichtbare, doch sehr fühlbare Wirkung. Die Menschen sind nicht verändert, jeder einzelne ist, wie er war, doch das Ganze hat eine andere Richtung und wenn ich sagen soll, er wirkt in seiner Wiege wie der Ballast im Schiffe durch die Schwere und Ruhe. Die Herzogin ist gar wohl und glücklich, denn freilich konnte der Genuß, der ihr bisher fehlte, ihr durch nichts anderes gegeben werden. Die Musen aller Art haben sich, wie Du wirst gesehen haben, auf alle Weise bemüht, das Fest zu verherrlichen. Wieland und Herder haben zwei Singstücke, der eine für den Hof, der andere für die Kirche hervorgebracht rc."

Ich habe oben schon die Stelle aus einem Briefe Merck's angeführt, worin er sich gegen das Geschrei der Höflinge ausspricht, daß eine zu große Vertraulichkeit zwischen dem Herrn und seinem Diener Göthe bestehe. „Wär's ein Edelmann, so wär's in der Regel" meinte Merck. Carl August ließ sich aller-

dings nicht von seinen alten Edelleuten betrügen, im Gegentheil er wählte sich seine Leute und diese auch aus der Bürgerreihe aus, um ihnen auf die Finger zu sehen. Das Benehmen des Kammerpräsidenten Kalb, den seine Projectemacherei um das durch seine Frau erworbene schöne Vermögen brachte und der nun an dem Kammersäckel Hülfsquellen suchte, bewog Carl August, ihn 1782 zu entlassen und den Roturier Göthe an seine Stelle zu setzen.

Unterm 15. Juni 1781 hatte Merck an den Herzog aus Darmstadt Folgendes gemeldet: „Ich habe indessen die Ehre gehabt, den Herrn Kammerpräsident von Kalb und Herrn Kammerherrn von Seckendorf*) auf einige Tage in Cassel zu sehen. U.....**) gab uns ein Diner aufm Weißenstein, wo er nicht allein Alles bezahlte, sondern uns auch am Ende für sein Geld die Wasser springen ließ. So schlecht der Mensch ist, denn er hat noch für eine halbe Million Prozesse, wo er die Leute offenbar drum betrogen hat, so ist es ein Mensch von außerordentlichem Kopf. Seine Ideen sind alle rein und klar und es sprudelt bei ihm Alles wie aus dem vollsten Fasse. Ohngeachtet er nahe an den Siebzigen ist, so braucht er alle Tage noch zwei H—. Es that mir leid, daß ich den Herrn Kammerpräsidenten von Kalb etwas lachirt hatte, daß ich diesen Menschen (U.) für merkwürdig

*) Kalb's Schwager.

**) ?Uckermann, Geheimer Kammerrath in Cassel. Siehe hessische Hofgeschichte Band 27, Seite 207 f.

hielt. Er faßte den Gedanken und erklärte mir nachher Alles haarklein, so daß Seckendorf als ein kluger Reise-Compagnon früher bei Tisch einschlief, als gewöhnlich."

Darauf schrieb der Herzog am 17. Juni 1781 an Merck: „Daß Meister Kalb sich ziemlich möge prostituirt haben, zweifle ich gar nicht. Seckendorf wird noch oft zur rechten Zeit einschlafen müssen; nur wirds nicht immer passend sein, denn Kalb menagirt nicht die Tageszeiten. Ich weiß, daß dieser absurde Mensch andere Dienste sucht und ein Malcontenter nach Natur ist; wie er diese Unzufriedenheit aber an den Tag legt und welches seine Projecte sind und wie er sie auszuführen gedenkt, wünsche ich doch, theils als Factum der Menschheit, und wegen politicis zu wissen. Sie thun mir wahrlich einen Dienst, wenn Sie mich davon benachrichtigen, und aufstellen lassen, was diese beiden Freunde am Niederrhein treiben, thun und reden. Man kann diesen Burschen nicht genug aufpassen und bezahlt man sie nur manchmal in der Münze, in der sie uns lohnen, so ist's nicht mehr, als recht und billig."

So streng der Herzog mit solchen abgefeimten adeligen Schuldigen verfuhr — so edel half er bürgerlichen Bedrängten, die, wenn auch schuldig, doch nicht durch Bosheit schuldig waren. Gerade jenem Merck, der sich durch gewagte Speculationen in die bitterste Geldnoth verstrickt hatte, schoß er im Jahre 1788 eine ansehnliche Summe vor, um ihn zu retten.

Merck schrieb unterm 28. März 1789 an ihn: „Ich habe neuerlich durch gute Canäle von dem so ausgebreiteten Wirkungskreise Ew. Hochfürstl. Durchl. einige nähere Nachricht erhalten. Gott erhalte Sie darin. Es ist mit Ihnen, wie mit allen guten Menschen beschaffen. Ihr Schicksal ist immer, unglaubliche Dinge zu thun, weil sich's die andern nicht erklären können, daß man so handeln könne."

Am guten, ja am besten Willen mangelte es bei Carl August nicht, wohl aber gar oft an den Mitteln. Dieser Mangel ward die Veranlassung, daß einer der „vorzüglichsten" Menschen frühzeitig daheim gehen mußte, Schiller. Der Musenhof zu Weimar hatte für Schiller nicht so viel als er für seine Kammerjunker hatte. Göthe bestärkte seinen fürstlichen Freund lange Zeit in dieser Kargheit für den auftauchenden Rivalen. Um Fräulein von Lengefeld heirathen zu können, nahm Schiller bekanntlich die Professur in Jena. Es handelte sich um 200 Thaler aus der Chatoulle Carl August's, desselben Carl August's, der die kostspieligen Jagden „für die schmarotzenden Edelleute aus der Nachbarschaft" gab. In einem Conseilbericht von Göthe's eigner Hand damals geschrieben, heißt es*): „Ein Herr Friedrich Schiller (sic!), welcher sich durch eine Geschichte des Abfalls der Niederlande bekannt gemacht hat, soll geneigt sein, sich an der Universität Jena zu etabliren. Die Möglichkeit dieser Acquisition dürfte um so mehr zu

---

*) Adolf Stahr, Weimar und Jena. I. 426.

beachten sein, als man sie gratis haben könnte." In einem Briefe an Frau von Wolzogen vom 28. Dec. 1788 schreibt Schiller über diese Angelegenheit: „Göthe'n habe ich unterdessen einmal besucht, er ist bei dieser Sache überaus thätig gewesen und zeigt viel Theilnahme an dem, was er glaubt, daß es zu meinem Glücke beitragen werde. Ob es mich glücklich macht, wird sich erst in ein paar Jahren ausweisen." In demselben Briefe gesteht Schiller: „daß er sehr wenig erbaut sei von der Geschwindigkeit, mit der man die Sache betreibe und daß er sich habe übertölpeln lassen." Noch am 10. November 1789 schrieb Schiller: „Ich durchsuche alle Winkel der Erde, um den Platz zu finden, den das Schicksal unserer Liebe bereitet haben könnte." Es fand sich keiner, als Jena. Die Gratis-Professur ward erlangt, die Heirath geschlossen. „Ich schrieb Dir, berichtet Schiller aus Jena am 6. Jan. 1790 an Körner, wenige Wochen vor seiner Heirath mit Charlotte von Lengefeld, das letztemal, daß ich den Herzog um eine Pension schreiben wolle. Dies ist auch sogleich geschehen und in wenigen Tagen entschieden worden: 200 Thaler, wie ich vermuthete. Was ich nicht vermuthete, war, daß der Herzog selbst fühlen würde, daß dies wenig sei. Den Tag, nachdem ich ihm geschrieben, ging ich nach Weimar, aber ganz in der Stille und ohne jemand anders zu sehen, als Lengefeld's. Er erfuhr's aber, ließ mich holen und sagte mir, daß er gern etwas für mich thun möchte, um mir seine Ach-

tung zu zeigen; aber mit gesenkter Stimme und einem verlegenen Gesicht sagte er, daß 200 Thaler alles sei, was er könne. Ich sagte ihm, daß dies alles sei, was ich von ihm haben wollte. Er befragte mich dann um meine Heirath und beträgt sich, seitdem er darum weiß, überaus artig gegen Lottchen. Wir aßen den Tag darauf bei der Stein zu Mittag: da kam er selbst hin und sagte der Stein, daß er doch das Beste zu unserer Heirath hergebe, das Geld. Er spricht sehr oft davon und man sieht, daß er Antheil daran nimmt. Der Stein sagte er auch, er freute sich sehr, wenn er etwas für mich thun könnte, aber er sähe voraus, daß ich es ihm nicht danken werde. Ich würde gewiß bei der nächsten Gelegenheit gehen. Darin könnte er's getroffen haben; aber die Gelegenheit muß wenigstens so vortheilhaft sein, daß er selbst mich entschuldigt."

Bekanntlich verfiel Schiller gleich im ersten Jahre seiner Verheirathung, weil er sich mit Collegienlesen und Bücherschreiben überarbeitet hatte, um das Leben zu gewinnen, in eine schwere Krankheit: er bekam Blutspucken und schwebte am Rande des Grabes. Expressiv genug schrieb ihm Körner unterm 11. Febr. 1791: „Ich glaubte Dich schon über den Berg und erstaunte über den letzten Brief von Deiner Frau. Mach' uns ja nicht wieder so einen Streich. Schade für Deine ganze Professur und das ganze corpus academicum dazu. Was kannst Du dafür, daß Du nicht mit solchen Stentor-Talenten begabt

bist, als nöthig ist, um Dein Auditorium auszufüllen? Es mag mancherlei Dinge geben, mit denen Du mehr vermagst, als mit der Lunge. Also würde ich das Schreien Andern überlassen. Deine Feder ist laut genug. Und in Göttingen giebt es auch Professoren, die kein einziges öffentliches Collegium lesen. Daß Du in Jena wohnst, ist schon Vortheil für die Universität, der mit 200 Thalern wohlfeil bezahlt ist." Schiller schrieb über die Krankheit am 23. Febr. 1791: „Schon in Erfurt erlebte ich einen Anfall, der aber durch einen dortigen, nicht ungeschickten Arzt mit zu weniger Aufmerksamkeit behandelt und weniger curirt als zugedeckt wurde. Gegen acht Tage nach diesem ersten Anfall befand ich mich wohl; in Weimar, wo ich gegen drei Tage war, fühlte ich gar nichts. Aber schon am anderen Tage nach meiner Heimkunft, wo ich wieder zu lesen angefangen hatte, kam das Fieber und nahm mit großer Heftigkeit zu &c. Am dritten Tage spie ich Blut &c. Die üble Einmischung des Unterleibes machte das Fieber complicirt. Ich mußte purgiren und vomiren. In den ersten sechs Tagen konnte ich keinen Bissen Nahrung zu mir nehmen, welches mich bei so starken Ausleerungen der ersten und zweiten Wege und der Heftigkeit des Fiebers so sehr schwächte, daß die kleine Bewegung, wenn man mich von dem Bette nach dem Sopha trug, mir Ohnmachten zuzog und daß mir der Arzt vom siebenten bis elften Tage nach Mitternacht mußte Wein geben lassen. Nach dem siebenten Tage wurden meine Umstände sehr bedenklich, daß mir der Muth ganz

entfiel; aber am neunten und siebzehnten Tage erfolgten Krisen ꝛc. Erst acht Tage nach Aufhören des Fiebers vermochte ich einige Stunden außer dem Bette zuzubringen und es stand lange an, ehe ich am Stocke herumkriechen konnte. Die Pflege war vortrefflich und es trug nicht wenig dazu bei, mir das Unangenehme der Krankheit zu erleichtern, wenn ich die Aufmerksamkeit und die thätige Theilnahme betrachtete, die von vielen meiner Auditoren und hiesigen Freunde mir bewiesen wurde. Sie stritten sich darüber, wer bei mir wachen dürfe und einige thaten dieses dreimal in der Woche ꝛc. Zu meiner Stärkung schickte mir der Herzog ein halb Dutzend Bouteillen Madeira."

Die Krankheit Schiller's verzog sich durch den ganzen Sommer 1791 und er bat auf des Coadjutor's Dalberg Rath den Herzog um eine förmliche Besoldung. Darauf äußerte ihm Körner unterm 12. Sept. 1791: „Daß Du noch nicht Vorlesungen halten kannst, ist klar, auch wird wohl dies niemand von Dir verlangen. Aber daß Du noch eine so starke Zulage, als Du verlangst, vom Herzog von Weimar auswirken werdest, zweifle ich sehr. Seine Casse ist nicht in sehr glänzenden Umständen." Der Herzog that aber dennoch etwas. Körner schreibt unterm 13. Octbr. 1791: „Was mir Dein Lottchen vom Herzoge schreibt, war mehr, als ich nach dem, was man von seiner öconomischen Lage sagt, jetzt vermuthet hätte. Er scheint sich doch wirklich mit Nachdruck für Dich zu interessiren und die

Behutsamkeit, den Forderungen Deiner Collegen auszuweichen, kann man ihm nicht verdenken. Um so ruhiger kannst Du nunmehr diesen Winter sein und blos auf Deine Erholung denken." Darauf schreibt Schiller und es ist rührend, was er schreibt: „Mir ist's denn hier ganz leidlich. Ich sehe oft Menschen bei mir und werde es so einrichten, daß ich einige Abende regelmäßig Gesellschaft bei mir haben kann. Zwei Tage in der Woche sind schon durch zwei Privatclubs unter guten Freunden besetzt, nun will ich noch zwei dazu bestimmen. Viele Ausgaben machen diese Butterbrotgesellschaften nicht; wenn ich das halbe Jahr vier Louisd'or mehr daran wende, so kann ich alle Wochen zweimal drei auch vier Menschen bitten und zu meinem Wohlsein ist dies nöthig. Nun fehlt mir blos Equipage, um jeden Tag spazieren zu fahren, dadurch würde mir sehr viel geholfen sein; aber diesem Wunsche muß ich freilich entsagen."

Endlich half aus der deutschen Misere*), wie bei Beethoven englisches Geld, bei Schiller dänisches

*) Die Schulden-Misere Schiller's fing schon in Mannheim an. Aus Dresden schrieb Körner am 14. October 1788: „Schneider Müller fragt auch manchmal ob Du nicht bald wiederkämest" ꝛc. Unterm 20. März 1804, ein Jahr vor seinem Tode, schrieb Schiller an Wolzogen: „Dieses Jahr mache ich mein Haus vollends schuldenfrei und hoffe noch übrig zu behalten." Als er starb, war alles Geld aufgezehrt: sein Sarg kostete etwas über drei Thaler, eine Kerze beleuchtete die Leiche in seinem Hause, zwei Fackeln leuchteten beim Leichenzuge.

Geld, das Anerbieten von 1000 Thalern jährlich auf drei Jahre von Seiten des Prinzen von Augustenburg und des Grafen Schimmelmann. Erst später hat Carl August Schiller's Besoldung wiederholt um ein paar Hundert Thaler gebessert. Noch am 28. Mai 1804 schrieb Schiller an Körner: „Meine Besoldung ist klein (400 Thaler) und ich setze ziemlich alles zu, was ich jährlich erwerbe.“ Damals, ganz kurz vor seinem Tode, verwilligte Carl August 800 Thaler.

Zuletzt verschaffte der Herzog Schiller'n auch auf eine freilich wohlfeile, aber doch feine Weise von Wien den Adel. Interessant ist die Aufklärung, die Schiller hierüber an seinen Freund Körner unterm 29. November 1802 giebt: „Der Herzog hatte mir schon seit länger her etwas zugedacht, was mir angenehm sein könnte. Nun traf es sich zufällig, daß Herder, der in Baiern ein Gut gekauft, was er nach dem Landesgebrauch als Bürgerlicher nicht besitzen konnte, vom Kurfürsten von der Pfalz, der sich das Nobilitationsrecht anmaßt, den Adel geschenkt bekam. Herder wollte seinen pfalzgräflichen Adel hier geltend machen, wurde aber damit abgewiesen und obendrein ausgelacht, weil ihm jedermann diese Kränkung gönnte; denn er hatte sich immer als der gröbste Demokrat herausgelassen und wollte sich nun in den Adel eindrängen. Bei dieser Gelegenheit hat der Herzog gegen Jemand erklärt, er wollte mir einen Adel verschaffen, der unwidersprechlich sei. Dazu kommt noch, daß sich Kotzebue, den der Hof auch nicht

leiden konnte, zudringlicherweise an den Hof drang, welches man ihm, da er und seine Frau Ansprüche hatten, nicht verwehren konnte, obgleich man schwer genug daran ging. Dies mag den Herzog noch mehr bestärkt haben, mich adeln zu lassen. Daß mein Schwager *) den ersten Posten am Hofe bekleidet, mag auch mitgewirkt haben; denn es hatte was Sonderbares, daß von zwei Schwestern die eine einen vorzüglichen Rang am Hofe, die andere gar keinen Zutritt zu demselben hatte, obgleich meine Frau und ich sonst viele Verhältnisse mit dem Hofe hatten. Dieses Alles bringt dieser Adelsbrief nun ins Gleiche, weil meine Frau, als eine Adelige von Geburt, dadurch in ihre Rechte, die sie vor unserer Heirath hatte, restituirt wird; denn sonst würde ihr mein Adel nichts geholfen haben. Für meine Frau hat die Sache einigen Vortheil, für meine Kinder kann sie ihn mit der Zukunft erhalten, für mich ist freilich nicht viel dadurch gewonnen. In einer kleinen Stadt indessen, wie Weimar, ist es immer ein Vortheil, daß man von nichts ausgeschlossen ist; denn das fühlte sich hier doch zuweilen unangenehm, wenn man in einer größeren Stadt gar nichts davon gewahr wird."

Der Geheime Rath von Voigt hatte in dem Gesuche beim Kaiser um Schiller's Nobilitirung besonders: „seine Verdienste um die deutsche Sprache" hervorgehoben. Schiller schrieb ihm: „es sei frei-

*) von Wolzogen, Oberhofmeister und Geheimer Rath.

lich kein Kleines gewesen aus seinem Lebenslaufe etwas herauszubringen, was sich zu einem Verdienste um Kaiser und Reich qualifizire und Voigt habe es daher trefflich gemacht, sich zuletzt an dem Ast der deutschen Sprache festzuhalten."

Noch fünfundzwanzig Jahre nach Schiller's Tode entschuldigte der alte Göthe in einem Briefe an Zelter vom 29. April 1830 nach seiner Weise seine und des Herzogs Unterlassungssünde mit den Worten, die ein Publicandum in der Hallischen Allgemeinen Literaturzeitung ihm abdrängte: „Auf das Publicandum habe ich nichts zu erwiedern. Leider erneuert sich dabei der alte Schmerz, daß man „diesen vorzüglichsten Mann" bis in sein fünfundvierzigstes Jahr sich selbst, dem Herzog von Weimar und seinem Verleger überließ, wodurch ihm eine zwar mäßige, aber doch immer beschränkte Existenz gesichert war, und ihm zuletzt erst einen breitern Zustand anzubieten dachte, der ihm früher nicht einmal gemäß gewesen wäre, nun aber gar nicht in Erfüllung gehen konnte." Der alte Göthe taxirt hier den Tod Schiller's so zu sagen als eine Unterlassungssünde Preußens, dessen König Friedrich Wilhelm III. Schiller'n erst in der letzten Lebenszeit 3000 Thaler und freie Hofequipage für Berlin angeboten habe, und vergißt ganz, daß Schiller, durch einen fast zwanzigjährigen Aufenthalt in Weimar an Weimar auch die nächsten Ansprüche gewonnen hatte. Schiller war ein so edler, feinfühlender, wahrhaft

vornehmer Mann, daß er selbst für das Wenige, was Carl August für ihn that, ihm Dankbarkeit bewahrte. Er schrieb an Körner unterm 28. Mai 1804 ganz dem entgegen, was der alte Göthe von der Annehmbarkeit des Berliner Vorschlags äußert: „Daß ich bei der Berliner Reise nicht bloß mein Vergnügen beabsichtigte, kannst Du Dir leicht denken; es war um mehr zu thun und allerdings habe ich es jetzt in meiner Hand, eine wesentliche Verbesserung in meiner Existenz vorzunehmen. Zwar wenn ich nicht auf meine Familie reflectiren müßte, würde es mir in Weimar immer am besten gefallen. Aber meine Besoldung ist klein und ich setze ziemlich alles zu, was ich jährlich erwerbe, so daß wenig zurückgelegt wird. Um meinen Kindern einiges Vermögen zu erwerben, muß ich dahin streben, daß der Ertrag meiner Schriftstellerei zum Capital kann geschlagen werden und dazu bietet man mir in Berlin die Hände. Ich habe nichts da gesucht, man hat die ersten Schritte gegen mich gethan und ich bin aufgefordert, selbst meine Bedingungen zu machen."

„Es ist aber kostbar in Berlin zu leben, ohne Equipage ist es für mich ganz und gar nicht möglich, weil jeder Besuch oder Ausgang eine kleine Reise ist. Auch sind andere Artikel sehr theuer und unter 600 Friedrichsd'or könnte ich gar nicht mit Bequemlichkeit leben; ja diese würden nicht einmal hinreichen. In einer großen Stadt kann man sich weniger behelfen, als in einer kleinen."

„Es steht also bei den Göttern, ob die For-

derung, die ich zu machen genöthigt bin, wenn ich mich nicht verschlimmern will, nicht zu hoch wird gefunden werden."

„Berlin gefällt mir und meiner Frau besser, als wir erwarteten. Es ist dort eine große persönliche Freiheit und eine Ungezwungenheit im bürgerlichen Leben. Musik und Theater bieten mancherlei Genüsse an, obgleich beide bei weitem das nicht leisten, was sie kosten. Auch kann ich in Berlin eher Aussichten für meine Kinder finden und mich vielleicht, wenn ich erst dort bin, noch auf manche Art verbessern."

„Auf der andern Seite zerreiße ich höchst ungern alte Verhältnisse und in neue mich zu begeben schreckt meine Bequemlichkeit. Hier in Weimar bin ich freilich absolut frei, und im eigentlichsten Sinne zu Hause. Gegen den Herzog habe ich Verbindlichkeiten, und ob ich gleich mit ganz guter Art mich loszumachen hoffen kann, so würde mir's doch wehe thun zugehen. Wenn er mir also einen nur etwas bedeutenden Ersatz anbietet, so habe ich doch Lust zu bleiben."

Schiller war gar nicht so einfach, die große Bevorzugung Göthe's von Seiten des Herzogs nicht zu sehen, aber er verglich nicht und beschied sich mit seiner mehr als mittelmäßigen Lage. Daß er recht wohl sah, wie Göthe für sich zu sorgen wisse, beweisen die Worte, die er während dessen Aufenthalt in Italien unterm 19. December 1787 an Körner schrieb: „Göthen's Zurückkunft ist ungewiß und

seine ewige Trennung von Staatsgeschäften bei vielen schon wie entschieden. Während er in Italien malt, müssen die Voigt's und Schmidt's für ihn wie die Lastthiere schwitzen. Er verzehrt in Italien für Nichtsthun eine Besoldung von 1800 Thalern und sie müssen für die Hälfte des Geldes doppelte Last tragen." Nur einmal preßte Schiller'n die Vergleichung seiner verzweifelten Lage mit der beneidenswerthen Göthe's die starken, aber wahren Worten ab: „Dieser Mensch, dieser Göthe ist mir einmal im Wege und er erinnert mich so oft, daß das Schicksal mich hart behandelt hat. Wie leicht ward sein Genie von seinem Schicksal getragen und wie muß ich bis auf diese Minute noch kämpfen!"

Göthe'n in seiner Eigenschaft als erster Minister von Weimar hätte es obgelegen, die Stellung Schiller's in Weimar auf eine würdige Weise sicher zu machen: sein Einfluß auf den Herzog unterstützte ihn darin mehr, wie jeden andern Minister. Aber Göthe hatte mehr Interesse für Sachen als für Menschen; für Sachen, namentlich wenn sie in Göthe's Lieblingsmaterien, Kunst- und Naturstudium einschlugen, ward viel Geld ausgegeben, für Kupferstiche, Gemälde und andere Sammlungen verhältnißmäßig zu viel; jungen Leuten, die nachher Göthe'n nützlich wurden, ward Reisegeld nach Italien ausgemittelt, Schiller, dessen glühendster Wunsch es war, Italien zu sehen *), kam nicht jenseits der Berge.

*) Glücklicher, als wir in unserm Norden
Wohnt der Bettler an der Engelspforten,
Denn er sieht das ewig einz'ge Rom.

Carl August war sein Lebelang in seinen Finanzen brouillirt und zeitweilig sogar derangirt. Es ist oben berichtet worden, wie, nachdem Göthe an die Stelle des Kammerpräsidenten von Kalb, des Jüngeren, getreten war, dessen Amtirung durch die Unmöglichkeit sich sistirte, deren er inne werden mußte, daß der Herzog sich einen festen Etat seiner Einnahmen und Ausgaben gefallen lasse und seine Forderungen nicht darüber erstrecke. Carl August konnte das Fordern nicht lassen, er war generös, aber er war sehr leichtsinnig im Geldpunkt. Als im Jahre 1825 das Schauspielhaus in Weimar abbrannte, entwarf er, während es noch brannte, in dem gegenüberliegenden Fürstenhause den Plan zum Wiederaufbau, das Geld mußte beschafft werden, es gehe, wie es wolle. In der letzten Zeit machte Carl August seine Geschäfte mit Rothschild; war er einmal in Geldverlegenheit, so ließ er den Wagen anspannen und fuhr nach Frankfurt. Göthe hatte wohl Recht, an Knebel von den „Blattläusen" und „Ameisen" zu schreiben und Merck im Vertrauen zu eröffnen: „Es ist ein wunderbar Ding um's Regiment der Welt, so einen politisch-moralischen Grindkopf nur halbweg zu säubern und in Ordnung zu halten."

Carl August war ein wunderbares Gemisch entgegengesetzter Eigenschaften, von leichtem Sinn und munterer burschikoser Laune auf der einen und hinwiederum von gediegenem Ernst und einer höchst wohlthuenden Tiefe des Gemüths auf der anderen Seite. Die höchst tüchtige, wenn auch etwas derbe und knor-

rige, aber durch und durch redliche, offne und gerade Sinnesart des Herzogs geht besonders aus seinen eignen Briefen hervor, unter denen neuerlich einige, wie an Frau von Wolzogen und Knebel u. s. w. veröffentlicht worden sind.

Wie artig der „burschikose" Herr, wie ihn Nostitz, der ihn auf dem Wiener Congreß sah, nennt, an Damen schrieb, davon giebt ein Billet ohne Datum Zeugniß, das der Nachlaß der Frau von Wolzogen enthält. Er schreibt ihr:

„Gnädige Frau!

Meine Gattin trägt mir auf Sie unterthänigst zu ersuchen, die Bücher, welche Sie höchst gütigerweise auf beiliegendes Blatt verzeichnet haben, ankaufen und selbige in Berlin in roth Maroquin ohne überflüssige Vergoldung binden zu lassen. Unger kann wohl die ganze Commission übernehmen und melden, wenn alles fertig ist, damit man es alsdann absenden könne. Da die Buchhändler doch die Statisten der auf den Bretern des Weltalls prangenden Schriftsteller sind, so werden Ew. Gnaden wohl gütigst belieben, Unger'n qua Dero Subaltern die nöthigen Befehle in Ansehung seiner Figurirung zu ertheilen. Ich werde als Cassirer das Gemeinste hinterdrein besorgen. Unterthänigst

C. A."

Knebel war, als Prinz Constantin, dessen Hofmeister er zeither gewesen war, mit dem Mathematiker und Physiker Albrecht 1781 auf Reisen nach Italien, Paris und England ging, pensionirt worden. Im Unmuth darüber und weil er seine Pension nicht

in Weimar verzehren wollte, wandelte ihn die Lust an, in die preußischen Dienste, in denen er schon vorher gestanden hatte oder in anspach-baireuthische zu treten, wo sein Vater noch Geheimer Rath war. Von diesem Entschluß brachte ihn der Herzog durch einen überaus herrlichen Brief vom 4. October 1781 zurück, der einen tiefen Einblick in die edle, freie und großartige Weise giebt, mit der Carl August die verschiedenen Gaben der Menschen zu schätzen wußte.

„Sind denn die", schreibt er seinem „lieben" Knebel, „die sich Deiner Freundschaft, Deines Umgangs freuen, so sclavisch, so sinnlicher Bedürfnisse voll, daß Du nur durch Graben, Hacken, Ausmisten und Actenverschmieren ihnen nützen kannst? Ist denn das Receptaculum ihrer Seelen so gering, daß Du nirgends ein Plätzchen findest, wo Du irgend etwas von dem, was die Deine Schönes, Gutes und Großes, die innere Existenz verbessernd und veredelnd gesammelt hat, ausfüllen kannst? Sind wir denn so hungrig, daß Du für unser Brot, so furchtsam und unstät, daß Du für unsre Sicherheit arbeiten mußt? Sind wir nicht mehrerer Freuden, als der des Tisches und der Ruhe fähig, können wir keinen Genuß finden, wenn Du von dem Schmutz und dem Gestank des Weltgetriebes Reiner, Deine volle Zeit zur Schmückung des Geistes anwendend, uns, die wir nicht Zeit zum Sammeln haben, den Strauß von den Blumen des Lebens gebunden vorhältst? Sind unsre Klüfte so quellenlos, daß wir nicht eines schönen Brunnens

brauchen, uns selbst unsrer Ausflüsse freuend, wenn sie schön in demselben aufgefaßt sind? Sind wir blos zu Amboßen der Zeit und des Schicksals gut genug und können wir nichts neben uns leiden, als Klötze, die uns gleichen und nur von harter, anhaltender Masse sind? Ist's denn ein so geringes Loos, die Hebamme guter Gedanken und in der Mutter zusammengelegter Begriffe zu sein? Ist das Kind dieser Wohlthäterin nicht beinahe eben so sehr sein Dasein schuldig, als der Mutter, die es gebar? Die Seelen der Menschen sind wie immer gepflügtes Land; ists erniedrigend, der vorsichtige Gärtner zu sein, der seine Zeit damit zubringt, aus fremden Landen Sämereien holen zu lassen, sie auszulesen und zu säen? Muß er nicht etwa daneben auch das Schmiedehandwerk treiben, um seine Existenz recht auszufüllen? Bist Du nun so im Bösen, so über Dich selbst erblindet, daß Du Dir einbilden könntest, Du habest uns nie dergleichen Nutzen geschafft, und achtest Du uns gering genug, daß Du glauben könntest, wir würden Dich so lieben, wie wir thun, wärest Du uns hierin unnütz und überflüssig oder entbehrlich gewesen? Willst Du nun diese schöne Laufbahn, dies würdige Geschäft aufgeben, alle eingewachsenen Bande ausreißen, gleich einem Anfänger eine neue Existenz ergreifen und Dich, Gott weiß wohin, unter Menschen, die Dich nichts mehr angehn oder mit denen Du kein reines und Dir gewohntes Verhältniß hast, hinwerfen? neuen Antheil ergreifen oder Dir machen, mehr Gute, mehr Böse kennen lernen, sehen, wie die Abscheulichkeiten so überall zu

Hause, das Gute überall so befleckt ist? — Und warum? um etwa einigen Canzellistenseelen aus dem Wege zu gehen, die Dir Deine Semmel, die Du mehr hast als sie, beneiden, weil Du nicht gleich ihnen, Maulthierhandwerk treibst? Und wohin willst Du Dich flüchten? nimmst Du nicht überall Deine paar Semmeln mit, die Du mehr und leichter hast als Andere? Sind nicht überall Knechte, die es entbehren und Dich darum beneiden werden? Wirst Du deren Neid besser aushalten? Dich, weil Du dort ein paar Monate fremd bist, von ihnen mehr geachtet halten, als Du es hier sein möchtest? Siehst Du etwas Erreichbares vor Dir, das Dir das, was Du entbehrst, ersetze? Ist dieses Erreichbare so gewiß? Schlägt's fehl, kann es Deine Existenz dann ertragen, immer neue Zwecke zu machen, oft abgeschlagen zu werden und so herum zu irren? Willst Du also das Beständige für das Unbeständige hingeben? ꝛc."

„Laß uns also die Sache nicht so feierlich nehmen und das Uebel nicht für so unheilbar halten. Ist's Deiner Natur gut, sich zu verändern, so reise! ꝛc."

„Warum sich immer ersäufen wollen, wenn's mit einem schönen Bade gethan ist?"

Die wohlthätige Revolution, die in dieser Zeit mit dem Herzog vorging, deutet Göthe in einem Briefe aus Gotha, wo er mit ihm zu Besuch war, unterm 16. Juni 1783 an: „Der Herzog ist auf sehr guten Wegen, wir haben über viele Dinge gar gut gesprochen, es klärt sich Vieles in ihm auf und

er wird gewiß in sich glücklicher und gegen andre wohlthätiger werden."

Ueber seine Regierungsthätigkeit schrieb der Herzog selbst unterm 10. Decbr. 1783 an Knebel: „Seit ein paar Tagen habe ich mir die Zeit mit Lesung von Consistorialacten vertrieben, welche Vorschläge zu Verbesserungen und Visitationen des weimarischen Gymnasiums von 1762 an betreffen. Du hast keinen Begriff von der Methode, wie jedes Membrum des Collegii dabei Nutzen zu stiften denkt. Von allen menschlichen Begriffen den allermenschlichsten, die Erziehung des Menschen, im Acten-Style und modo voti vorgetragen zu sehen, ist unglaublich. Wenn keiner einen Begriff von einer menschlichen Behandlung hätte, so müßte er ihn durchs Contrarium bekommen, sobald er diese Acten läse. Den armen Heinze haben sie bei einer Visitation von 1700 und etlichen 70 erbärmlich geschunden, weil er nicht fleißig genug in die Kirche ging und verschiedene Male Schüler ohne Mäntel (welche sie der Verordnung nach beständig tragen müssen) sich in derselben hätten betreten lassen."

Und unterm 15. Jan. 1784 schreibt der Herzog: „Unser Winter geht ziemlich vergnügt hin; die Comödie*) giebt uns drei Abende der Woche Unterhaltung und das für ziemlich wohlfeilen Preis; Maskeraden und andere Lustbarkeiten mischen sich dazwischen, und eine neue Leidenschaft, welche die der Liebe bei

*) Bellomo's Truppe war engagirt.

uns völlig ersetzt, nämlich für's L'hombre-Spiel, das ich neuerlich erlernt habe, hilft vollends die Länge der Abende verkürzen. Was mich betrifft, so nehme ich an diesen Zerstreuungen keinen Antheil; da mir der Tag durch sehr häufige Geschäfte, welchen ich mich immer mehr nähere, gänzlich ausgefüllt ist, so komme ich wenig aus, genieße aber dessen ungeachtet einer ziemlich guten Gesundheit an meinem Kamin. Die Eisbahn war, ehe der Schnee fiel, uns großer Trost und Freude, sie war von der größten Schönheit. Die Jagd hat fast ganz am Nagel gehangen."

Unterm 3. Jan. 1785 schrieb Wieland an Merck: „Mit welcher Ungeduld wir alle auf die Wiederkunft unsers Herzogs warten, kann sich der Hr. Bruder leicht vorstellen. Ich bin begierig zu sehen, wie ihm die lange Abwesenheit (an den benachbarten Höfen, namentlich dem von Braunschweig) zugeschlagen hat, und ob das, was er bei diesem Vagiren für seine eigene Person gewonnen hat, wenigstens für etwas an dem Schaden gelten kann, der seinem Lande durch so lange Abwesenheit und durch so viel fortgehendes und nicht wiederkommendes baares Geld zuwächst. Der lange Aufenthalt an gewissen Höfen und die Schweinsjagden dürften eben nicht von guter Vorbedeutung sein. Ohne die Herzogin-Mutter würde Weimar in weniger Zeit wieder so ein unbedeutendes, langweiliges und seelentödtendes Nest sein, als irgend eins in deutschen und welschen Landen."

Schon damals wandte sich der Herzog mit Vorliebe, gleich Göthe, von den Lebendigen, die ihm wenig Genüge gaben, zum Studium der Natur hin. Er schrieb am 8. Decbr. 1784 an Knebel:

„Das menschliche Leben ist ein ewiges Aushalten; eine Erhaltung und Fortpflanzung des Daseienden scheint beinahe Zweck der Menschheit zu sein; der Genuß ist selten mehr, als nur ausruhen, um neue Wolken zu durchkriechen; wenigen Weisen ist das Glück beschieden, daß sie die Kämpfe von sich abschütteln und nur in dem Genuß der Stärkungen leben können. Es ist ganz eigen, wenn man die meisten Menschen in dem Gesichtspunkt ihres Entzwecks und der daraus folgenden Wirksamkeit betrachtet, wie einzig die Operation der Erhaltung und Fortpflanzung Zweck zu sein scheint. — Unter Tausenden und aber Tausenden ist kaum Einer oder Zwei, die irgend etwas Mehreres begehren, oder die von ihrer Natur weiter getrieben werden, als sich um den Wendepfahl der Erhaltung und Fortpflanzung zu drehen; ihr Treiben, ihr Lernen, ihr Vergnügen, ihre Ruhe zeigt selten weiter als auf diesen Wendepunkt. Das Schicksal scheint neuerlich Ekel gegen diese Einförmigkeit bekommen zu haben, es läßt deshalb Wissenschaften populärer werden, zu welchen sich sonst nur die höchsten Geister wagten; es läßt, meine ich, besonders die Naturkenntniß gemeiner werden, und inspirirt viele Leute, diesem Studium zu folgen, welche wahrscheinlich sonst auch nur zur Erhaltung und Fortpflanzung sich erhalten und fortgepflanzt hätten."

„Die Naturwissenschaft ist so menschlich, so wahr, daß ich Jedem Glück wünsche, der sich ihr auch nur etwas ergiebt; sie fängt an leicht zu werden, so daß auch gern trägere Menschen sich eher dazu einladen lassen; sie ist so leicht wahr zu behandeln, daß sie den Geschmack zum Unwahren überwiegen kann; sie beweist und lehrt so bündig, daß das Größte, das Geheimnißvollste, das Zauberhafteste so ordentlich, einfach, öffentlich, unmagisch zugeht; sie muß doch endlich die armen unwissenden Menschen von dem Durste nach dem dunkeln Außerordentlichen heilen, da sie ihnen zeigt, daß das Außerordentliche ihnen so nahe, so deutlich, so unaußerordentlich, so bestimmt nahe ist. Ich bitte täglich meinen guten Genius, daß er auch mich von aller anderen Art von Bemerken und Lernen abhalte und mich immer auf dem bestimmten ruhigen Wege leite, den uns der Naturforscher so natürlich vorschreibt."

Am 26. Decbr. 1785 schreibt der Herzog: „Die öffentliche Gesellschaft in unsern Mauern ist diesen Winter so insipid wie möglich. Da meist Alles verheirathet, und der weibliche verheirathete Theil nicht von der Art ist, daß sie leicht häusliche Unruhe verursachen könnten, was übrig bleibt aber die gute Zeit übergangen hat und es für die wenigen Mädchen sehr an Männern fehlt, so mangelt ein Hauptinteresse ganz. Dazu kann man nicht hoffen, hier irgend Jemanden das Geld aus dem Beutel durch Rhetorik zu locken, oder durch persönliches Interesse viel zu gewinnen; deßwegen bekümmert sich Niemand um den Andern

und man sieht sich ordentlich nur zur Frohne."

Das Jahr 1785 war das Jahr des Fürstenbunds, den Friedrich der Große als die letzte Arbeit seines mühe- und arbeitsvollen Lebens zu Stande brachte. Wie sich aus einer kleinen Schrift zeigt, die ganz neuerlich Wegele über Carl August herausgegeben hat, war dieser ungemein thätig in dieser Angelegenheit, reiste wiederholt zum Kurfürsten von Mainz und zu dessen Bruder, dem Bischof von Würzburg und klagte nach dem Tode des großen Königs, daß die Union wenigstens von Norddeutschland nicht zu Stande kommen wolle. Carl August war ein Bewunderer, aber kein blinder Bewunderer des großen Königs. Merkwürdig ist sein Urtheil über ihn unmittelbar nach seinem Tode in einem Briefe an Knebel vom 17. Septbr. 1786: „Sollte der Nachfolger Friedrich's des Großen auch keine neuen Fußtapfen in die Laufbahn treten, so halte er nur die alten immer offen, damit er einen gewissen Tritt auf der sehr beschneiten und leicht verwehten Bahn des Lebens habe. Schwerlich wird er, wie sein Vorfahr, so leicht über die locker bedeckten Tiefen wegglitschen; einen solchen Schlittschuhläufer giebt's aber auch nur alle 500 Jahre und kaum dann."

Entschieden war Carl August der Leidenschaft seiner Zeit entgegen nach allgemeinen Begriffen zu reformiren. Der Repräsentant dieser Leidenschaft war Kaiser Joseph II. und Carl August war noch

viel weniger ein blinder Bewunderer desselben. Seiner ganzen innersten Richtung gemäß, die dem Individuellen in der Natur zugekehrt war, konnte Carl August kein Freund der generalisirenden Regierungsmethode Kaiser Joseph's II. sein und er sprach sich darüber in einem Briefe an Merck, d. d. Belvedere am 17. Jun. 1781, kurz nach dem Regierungsantritt des reformlustigen Kaisers eben so stark als treffend aus: er wiederlegte Merck, der in Lobeserhebungen sich ergossen hatte:

„Die Handlungen des Kaisers können aus allerlei Augenpunkten angesehen werden. Sie haben sehr viel Aehnliches von Meisterzügen, bezeugen eine große Kenntniß — nicht der Menschen — aber doch der inneren Staatsumstände, und sind das Gegentheil von Furchtsamkeit. Ob es aber nicht hie und da wie Ausführung allgemeiner Begriffe aussieht und quod probe notandum — ablaufen wird, das laß ich dahingestellt sein. Ein bischen brutal und vornehm scheint mir's mit den Menschen und menschlichen Begriffen umgegangen zu sein. Es lautet mir immer etwas wie ein Frei-Corps dicton: „der Teufel hol die Pfaffen," oder wie ein philosophischer Begriff, daß Niemand Unnützes im Staate leben solle (beides klingt an table d'hôte nicht übel). Mit denen sogenannten unnützen Mäulern ist's aber ein besonder Ding; man glaubt zwar von Herrschafts wegen, daß alles unnütz sei, was nicht hacke und grabe und nicht effective die herrschaftlichen Einkünfte vermehre, und ich habe auch für diese allgemeine Finanz-

Uebersicht vielen Respect, aber mir dünket doch, daß — verführe der liebe Gott so finanzialisch scharf mit uns — die großen Herren, welche eigentlich durch die Umstände blos genießen, faullenzen und Nichts einbringen sollen und gewöhnlich blos aus langer Weile thätig sind, übel dabei wegkämen. Sie würden wahrscheinlich wie die Pfaffen behandelt und wie diese jetzt von den Großen, so jene von Gott als Sachen angesehen werden, welche eines Besitzthums und Existenz-unfähig wären. Es möchte wohl alsdenn etwas willkührlich mit ihnen verfahren, sie von allen weltlichen Bedingungen und Geschäften ausgeschlossen und blos zum Beten angehalten werden. — Was die Berechnung der theuern Fastenspeisen anbetrifft, die gefällt mir nicht. Wenn ich Unterthan wäre, so zitterte ich, wenn meine Herrschaft so vor mich sorgte, denn ich würde fürchten, daß ich das Geld, was ich an der Reinheit meines Glaubens ersparte, wiederum zu der Reinheit der Flintenriemen und Montirungen der Armee, welche vor meinen Glauben und Vaterland streiten soll, beitragen müßte."

Im Jahre 1789, dem Jahre der großen französischen Revolution, ging auch beim Hofe zu Weimar eine kleine Revolution vor, über die Herder am 28. Aug. an Knebel berichtet: „Der Hof ist seit acht Tagen wieder hier und die Tafel an demselben abgeschafft. Die Herren Mitesser bekommen Kostgeld, die Damen speisen mit dem fürstlichen Ehepaar auf des Herzogs Zimmer und jedesmal wird

ein Fremder dazu gebeten. Sie können denken, was die Hofdamen dazu sagen und es ist unbegreiflich, daß sie nicht schon aus Furcht vor zukünftiger langen Weile zum Voraus verschmachten."

Sehr charakteristisch ist, was der Herzog über die französische Revolution äußert. Am 13. Jan. 1793 (eine Woche vor Hinrichtung des Königs) schreibt er: „Wer die Franzosen in der Nähe sieht, muß einen wahren Ekel für sie fassen; sie sind alle sehr unterrichtet, aber jede Spur eines moralischen Gefühls ist bei ihnen ausgelöscht. Ich hoffe, daß die jetzigen Zeiten einen solchen Ekel vor dem Geist derselben hinterlassen sollen, daß ein jeder sich bestreben werde, seinen Nachkommen die größte Einfachheit einzuflößen, die allein stätig glücklich macht. Was hilft der sogenannte und so hoch belobte Atticismus (oder wie man es sonst nennen will) den Franken dieser Nation, bei der sonst alles Honette, Dauerhafte, Erhaltung und würdige Fortpflanzung Sichernde gänzlich erloschen ist?"

„Der Mensch war nie, die Zone, unter der er lebte mag sein, wie sie wolle, er war nie, sage ich, zur Treibhauspflanze bestimmt. Sobald er diese Cultur erhält, geht er zu Grunde; auch beurtheilt man die Franzosen falsch, wenn man glaubt, ihre Reife habe sie auf den jetzigen Punkt gebracht. Eines unterdrückte das Andere im Reiche und nun unterdrücken die Unterdrückten selbst ihre alten Beherrscher, weil diese nachlässig und stupid waren. Nicht das mindeste Moralische liegt dabei zum Grunde, sondern man hat

jetzt eine Art Moralität oder eine philosophische Zunft zum Werkzeug gebraucht. Es ist nichts Neues mehr unter der Sonne, sagt schon Salomo und dieses ist lange her wahr und bleibt es noch."

Des Herzogs Abneigung gegen die Franzosen kam zum großen Theil auch daher, daß er sich ihnen gegenüber als Deutscher fühlte. Caroline von Wolzogen schrieb darüber einmal unterm 15. April 1789 an ihren Schwager Schiller. „Ich danke auch dem Himmel in meinem Herzen beim Lesen des Mirabeau, daß alles, was mir lieb ist, nichts mit der Politik zu thun hat. An wie armseligen Fäden hängen diese Weltbegebenheiten! Es muß ein unsichtbares Gewebe das Menschengeschlecht umstricken und so zusammenhalten, wie es hält, was diese Menschen dabei zu thun wähnen, kann nicht viel sein. So klein und eng sind sie, keine Spur eines bessern Wesens, das sich selbst an die allgemeine Glückseligkeit hingäbe, jeder denkt nur auf einen bequemen Platz für sich, um darauf zusehen zu können, sie haben nicht einmal die Energie um herrschen zu wollen ꝛc. Des Mirabeau Nationalstolz ist kindisch und ärgerlich, man könnte aus dépit deutsch sein wollen, wie der Tempelherr im Nathan ein Christ sein wollte, wenn man anders mit ihm zu thun hätte, glaub' ich. Ich will dem Herzog von Weimar wohl darum, daß er M. übel begegnet hat."

5. Die Revolutionszeit. Umschlag in den Herzensverhältnissen. Demoiselle Vulpius und Demoiselle Jagemann. Carl August's bibliotheca erotica. Tragikomischer Vorfall in der königlichen Loge zu Berlin. Einweihung des neuen Schlosses. Die russische Heirath. Die Catastrophe von Jena. Napoleon in Erfurt. Tod der Herzogin Amalie, der Fräulein Göchhausen und Wieland's. Der Großherzog auf dem Wiener Congreß.

Die französische Revolution berührte die stille in sich abgeschlossene Welt in Weimar wenig. Der Herzog war 1786 als General in preußischen Dienst getreten: König Friedrich Wilhelm II. hatte ihm das vormals Rohr'sche Kuirassier-Regiment geschenkt, das in Aschersleben stand. Körner schrieb darüber an Schiller unterm 15. Oct. 1787: „Daß Du den Herzog *) nicht gesprochen hast, ist doch ärgerlich. Seinen Entschluß in preußische Dienste zu treten, finde ich so unnatürlich nicht. Er will eine Rolle spielen, und um durch Regierung zu glänzen, ist ihm sein Land zu klein. Beim Militair hat er Anspruch auf die höchsten Stellen. Hier kann er einen zweiten Bernhard machen, womit er sich wohl herumtragen mag. Die preußische Armee, der Fürstenbund, Gelegenheit persönlichen Werth zu äußern — das sind alles Dinge, die ihn begeistern können."

Mit dem martialischen Geist, der über den Herzog gekommen war, kam auch noch einmal ein Recidiv in die martialische Rohheit, das gar sehr in den verfeinerten Kreisen Weimars auffiel, und selbst bei Hofe

*) Der in den holländischen Krieg damals gegangen war.

starke Mißbilligung fand. Schiller schreibt darüber unterm 23. Febr. 1788: „Weimar hat dieser Tage einen Auftritt erlebt, der die Menschlichkeit interessirt. Ein Husarenmajor, Namens Lichtenberg, ließ einen Husaren, eines höchst unbedeutenden Fehltritts wegen, durch fünfundsiebzig Prügel mit der Klinge so zu Schanden richten, daß man an seinem Leben zweifelte. Vorfälle dieser Art sind in dieser Stadt freilich sehr neu; es entstand eine allgemeine Indignation vom Pöbel bis zu dem Hofe hinauf. Das gemeine Volk rächte sich durch Pasquille, die es an seine Thür schlug; ein adeliges Haus, wo er auf denselben Abend zum Souper gebeten war, ließ ihm absagen und die Herzogin Louise weigerte sich in seiner Gesellschaft ihrem Manne entgegenzufahren. Man weiß noch nicht gewiß, ob der Herzog davon unterrichtet ist; auf allen Fall, fürchte ich, wird er sich nicht bei dieser Sache auf eine seiner würdige Art benehmen, weil unglücklicherweise dieser Lichtenberg, der ein guter Soldat sein soll, ihm jetzt unentbehrlicher ist, als seine Minister. Ich schreibe Dir diesen Auftritt, weil er ein gutes Gegenstück zu den vorhergehenden Epochen Weimars abgeben kann, wo man im Conseil wertherisirte."

Carl August nahm bis 1794 an den Campagnen gegen Frankreich Theil, namentlich an jenem denkwürdigen Champagne-Feldzug in Begleitung Göthe's, der ihn in Wahrheit und Dichtung so anmuthig beschrieben hat.

Die praktische Richtung, die beide Freunde eingeschlagen hatten, bekundete sich auch in ihren Herzensverhält-

nissen. Die interessante Frau von Stein und die interessante Gräfin Werthern in Neuheiligen waren nicht mehr die Herzensmagnete, sondern die Demoisellen Vulpius und Jagemann kamen jetzt und zwar als Maitresses en titre an die Reihe.

Demoiselle Christiane Vulpius, die Schwester des Verfassers von „Rinaldo Rinaldini" ward 1788 nach Göthe's italienischer Reise ihm zuerst dadurch bekannt, daß sie ihm im Park auf Veranstaltung des Bruders eine Supplik zu Gunsten desselben überreichte. Sie kam darauf mit ihrer Schwester und Tante als „Haushälterin" zu Göthe. Sie war schon damals, wo sie noch jung war, nicht hübsch, eine kleine, volle, unansehnliche Blondine, die mit dem stattlichen, schlanken, schönen Göthe nicht wenig contrastirte. Am ersten Weihnachtsfeiertage 1789, dem Geburtstage von Frau von Stein, kam ein junger Göthe, der nachher in Italien noch zwei Jahre vor dem Vater verstorbene August von Göthe, der sein einziger Sohn blieb, aus dieser Verbindung zur Welt und der alte Göthe ließ sich die Vulpia heimlich zur linken Hand antrauen. Er bat den Herzog zu Gevatter, dieser nahm es zwar an, schickte aber einen Stellvertreter zur Taufe. Göthe's Mutter war mit der Schwiegertochter zufrieden, „weil sie, wie Böttiger schreibt, es sein mußte." Als er ihr die Nachricht von ihrer letzten Entbindung schrieb, antwortete sie: „es sei ihr lieb, doch wünsche sie, daß sie sich dieses Enkels auch rühmen könne." Als Göthe 1797 die Reise nach der Schweiz zu Meyer antrat, nahm

er die Vulpia nebst seinem Sohne mit nach Frankfurt. Da bekam die Mutter sie Beide erst zu sehen und betrug sich sehr artig gegen sie, fand sie auch sehr artig und rühmte sie. Göthe fühlte indeß das Mißverhältniß seiner Verbindung recht gut und kaufte deswegen in Roßla das Gut, weil auch sein Sohn große Lust zur Oekonomie hatte. Eine curiose Figur spielte Demoiselle Vulpia in Lauchstädt, in den ersten Jahren des neunzehnten Jahrhunderts: während Göthe und Schiller nach dem Theater in ernsten Gesprächen herumwandelten, tanzte die sehr tanzlustige Haushälterin des Geheimen Raths nach Herzenslust mit den Studenten, zumal an den Sonnabendabenden, wo die Bälle in weißen leichten Kamisölern stattfanden; höchst drollig insonderheit war, als einmal Demoiselle Vulpia die Gespräche der beiden Dichterheroen mit den in ächt sächsischem Dialekt hervorgebrachten Klageworten unterbrach: „Ach, Herr Geheemer Rath, ich habe mein Umschlagtuch verloren!“ Anstandsvoll und bemessen erwiederte Göthe: „Nun dann wird man ein neues beschaffen müssen.“

Göthe hatte nach seiner Zurückkunft von Italien die deliciösen Freuden nicht vergessen können, die er in seinen „Römischen Elegien“ beschreibt. Ueber diese Freuden schrieb zehn Jahre später Schiller an Körner Jena 20. Nov. 1797. „Diesen Mittag überraschte mich Göthe, der mit Meyer aus der Schweiz wieder zurück ist. Von G. sagte mir Meyer, er habe für ganz gewiß von seinen römischen Bekannten erfahren, G. habe ein Engagement

mit einem hübschen römischen Mädchen von gemeiner Herkunft und nicht der besten Conduite und soll sie wirklich geheirathet haben. Er erzählte mir so viel Partikularitäten davon, daß ich kaum daran zweifeln kann. Den Eltern und einer Schwester von ihr, mit der er auch anfangs gelebt, bezahle er eine Pension. Das Mädchen soll aus der Connaissance der jungen Künstler sein, und, ich glaube, auch zum Modelle gedient haben. G. dauert mich sehr; denn das Mädchen soll auch erschrecklich stehlen und gar liederlich sein. Er wäre fürchterlich dupirt." Darauf antwortete Körner unterm 1. Dec. 1797. „Ich bin durch G's Ankunft überrascht worden. Sein letzter Brief war vom 2. September aus Genua, wo er von einer baldigen Rückreise schrieb. Seit der Zeit hatte ich nichts von ihm erfahren. Von dem, was Dir Meyer von ihm erzählt hat, hatte ich auch einiges durch die dritte Hand erfahren. Indessen scheint die Sache eine gute Wendung genommen zu haben. An die Heirath glaube ich nicht; aber so viel habe ich erfahren, daß er das Mädchen von Rom bis nach der Schweiz mitgenommen hat u. s. w." Es ist hier wahrscheinlich von jener Mailänderin in Rom die Rede, welche aufzugeben Göthe die Entdeckung bewog, daß sie bereits verlobt sei.

Frau von Stein hatte bei Göthe's Zurückkunft kaum Ausdrücke finden können, um zu bezeichnen, wie „unerquicklich und bis zur Unbeholfenheit steif" Göthe sich gezeigt habe. Als das Verhältniß mit Demoiselle Vulpius ruchbar ward, wurde sie

krank und trat im Mai 1789 eine Reise, zur Kur, wie es scheint, nach einem rheinischen Bade an. Sie ließ Göthe einen Brief zurück, der es aussprach, was sie ihm vorzuwerfen hatte und „wie unverträglich mit der Fortdauer ihres Freundschaftsverhältnisses jedes andere sei." Frau von Stein hat, wie erwähnt, vor ihrem Tode sich ihre eignen an Göthe gerichteten Briefe zurückgeben lassen, und sie, wie Frau von Kalb die von Schiller, den Flammen übergeben, es ist also nicht möglich, die Sache nach ihren eignen Worten zu beurtheilen. Allerdings ist die Bemerkung Adolf Stahr's richtig: „daß eine Ungerechtigkeit darin liegt, von einem geheimsten Verhältnisse nur die eine Hälfte bloszulegen und die andere vollständig zu verhüllen," es handelt sich aber hier nur um eine Beurtheilung Göthe's nach seinen eigenen Briefen.

Der merkwürdige Entschuldigungsbrief, den Göthe aus Belvedere 1. Juni 1789 an Frau von Stein über seine neuen Verhältnisse schrieb und über den diese ein großes O!!! geschrieben hatte, lautete:

„Wie sehr ich Dich liebe, wie sehr ich meine Pflicht gegen Dich und Fritzen *) kenne, hab ich durch meine Rückkehr aus Italien bewiesen. Nach des Herzogs Willen wäre ich noch dort, Herder ging hin und da ich nicht voraussah, dem Erbprinzen etwas sein zu können, hatte ich kaum etwas andres im Sinne als Dich und Fritzen."

„Was ich in Italien verlassen habe, mag ich

*) Der Sohn der Frau von Stein, später Kriegsrath in Breslau.

nicht wiederholen, Du hast mein Vertrauen darüber unfreundlich genug aufgenommen."

„Leider warst Du, als ich ankam, in einer sonderbaren Stimmung und ich gestehe aufrichtig: daß die Art, wie Du mich empfingst, wie mich andere nahmen, für mich äußerst empfindlich war. Ich sah Herdern, die Herzogin verreisen, einen mir dringend angebotenen Platz im Wagen leer, ich blieb um der Freunde willen, wie ich um ihretwillen gekommen war und mußte mir in demselben Augenblicke hartnäckig wiederholen lassen, ich hätte nur wegbleiben können, ich nähme doch keinen Antheil an den Menschen u. s. w. Und das alles eh von einem Verhältniß die Rede sein konnte, das Dich so sehr zu kränken scheint."

„Und welch ein Verhältniß ist es? Wer wird dadurch verkürzt? Wer macht Anspruch auf die Empfindungen, die ich dem armen Geschöpfe gönne? Wer an die Stunden, die ich mit ihr zubringe? rc."

Sehr richtig schrieb Körner unterm 9. Febr. 1789 an Schiller: „Eine solche heroische Existenz ist die natürliche Folge, wenn ein großer Mensch eine Zeit lang fast alle Art von Genüssen außer sich erschöpft hat und ihm nichts weiter übrig bleibt, als der Genuß seines eigenen Werths und seiner Thätigkeit."

Zu Ende des Jahres 1793 starb der Oberstallmeister von Stein, schwachsinnig und gemüthskrank, zu einer Heirath Göthe's mit der nun frei gewordenen Wittwe kam es nicht.

Die Vulpia-Verbindung rächte sich schrecklich an Göthe. Schiller schrieb 21. Oct. 1800 in dieser Beziehung an Körner: „Im Ganzen bringt er jetzt zu wenig hervor, so reich er noch immer an Erfindung und Ausführung ist. Sein Gemüth ist nicht ruhig genug, weil ihm seine elenden häuslichen Verhältnisse, die er zu schwach ist zu ändern, viel Verdruß erregen. „Und Körner antwortete darauf: „Man verletzt die Sitten nicht ungestraft. Zu rechter Zeit hätte er gewiß eine liebende Gattin gefunden; und wie ganz anders wäre da seine Existenz! Das andere Geschlecht hat eine höhere Bestimmung als zum Werkzeug der Sinnlichkeit herabgewürdigt zu werden; und für entbehrtes häusliches Glück giebt es keinen Ersatz. Göthe selbst kann das Geschöpf nicht achten, das sich ihm unbedingt hingab. Er kann von andern keine Achtung für sie und die Ihrigen erzwingen. Und doch mag er nicht leiden, wenn sie gering geschätzt wird. Solche Verhältnisse machen den kraftvollsten Mann endlich mürbe" u. s. w.

Frau von Stein, die große Freundin Göthe's, war im höchsten Grade über dessen Liaison mit „der kleinen Freundin," wie er seine Christiane Vulpius zu betiteln pflegte, ungehalten: sie nannte sie nur „die Person," „seine Demoiselle," „seine Maitresse." Im Jahre 1801 kam über Göthe eine schwere Krankheit, Göthe's zwölfjähriger Sohn August nahm seine Zuflucht zu Frau von Stein. Sie schrieb darüber an ihren Sohn: „Ich wußte nicht, daß unser ehemaliger Freund Göthe mir noch so theuer wäre, daß eine schwere

Krankheit, an der er seit neun Tagen liegt, mich so innig angreifen würde ꝛc. Der arme Junge dauert mich, er war entsetzlich betrübt, aber er ist schon gewohnt, sein Leiden zu vertrinken; neulich hat er in einem Club von der Classe seiner Mutter siebzehn Gläser Champagnerwein getrunken und ich hatte alle Mühe, ihn bei mir vom Weine abzuhalten." Und unterm 5. April 1804 schrieb Frau von Stein von Göthe nach dem Besuche der Frau von Staël in Weimar: „Ich glaube Frau von Staël hat ihm das Bedürfniß beigebracht wieder etwas gebildetere Frauen bei sich zu sehen, als bisher seine Umgebung war."

Die reizende Sängerin und Schauspielerin Caroline Jagemann fesselte den Herzog. Sie war die Tochter des oben genannten Raths und Bibliothekars der Herzogin Amalie und Schwester des Malers Ferdinand Jagemann, in Mannheim bei Iffland gebildet, seit 1797 zurückgekehrt nach Weimar. Für sie schrieb Göthe die Eugenie in der „natürlichen Tochter." „Ihre hinreißende Schönheit, berichtet Adolf Stahr in seinem Tagebuch aus Weimar, die Frische und Schnellkraft ihres Geistes entzückten den Herzog, aber seine Bewerbungen wurden anfangs nicht begünstigt. Caroline Jagemann war jung, war Künstlerin und als solche von einem Ehrgeize, dem es im Angesichte einer großen künstlerischen Laufbahn nichts Allzuverblendendes erschien als Maitresse eines Herzogs sich an eine kleine Stadt und Bühne zu fesseln. Der Widerstand erhöhte die Leidenschaft bis zur Verzweiflung. Da, so wird glaubhaft erzählt, vermochten

Göthe's Ueberredung und ein eigenhändiger Brief der Herzogin Luise sie dazu eine Stellung einzunehmen, gegen welche sich auch andre Gefühle in ihr gesträubt haben mochten. Die Herzogin hatte sich durch Gesundheitsrücksichten genöthigt gesehen nach der Geburt ihres letzten Kindes (des starken Bernhard) auf ein weiteres eheliches Zusammenleben mit ihrem Gemahl zu verzichten." „Dem. Jagemann, schreibt Fräulein von Göchhausen am 20. Sept. 1804 an Böttiger, macht, wie man sagt, eine nothwendige Reise auf einige Monate." Und den 14. Nov. darauf schreibt sie bei dem Bericht über die Festlichkeiten beim Empfang der Erbprinzessin Großfürstin Maria, der achtzehnjährigen Schwester des russischen Kaisers Alexander: „Mlle. Jagemann hat als Tanzkunst einige Worte in Schiller's Vorspiel gesprochen: ihre Stimme ist noch sehr schwach; auch wird sie wohl nicht wieder schreien. Doch kann ich mit Wahrheit sagen, daß sie mich herzlich dauert." Sie blieb beim Theater, ward aber zur Frau von Heygendorff (von einem Rittergute im Altstädt'schen, das ihr der Herzog schenkte) befördert und hatte wiederholte nothwendige Reisen zu machen.

Frau von Heygendorff war eine schöne, reizende Blondine, nicht über Mittelgröße, ihr Gesicht, namentlich das Profil, war noch in ihrem hohen Alter, als sie schon graue Locken hatte, von überraschender Schönheit. Und ihre Stimme, — „ein köstlich Ding bei Frauen" — soll, und noch mehr beim Sprechen, als beim Singen, ganz unvergleichlich schön gewesen sein. Frisch an Körper und Geist war sie dem Her-

zog wie zugeschaffen, seinem innersten Bedürfniß und Neigung entsprechend, selbst ihre Ausdrucksweise war der des Herzogs homogen. Sie war eine Dame von unleugbar großem Geist und ausgezeichneten Gaben, auch gebrauchte der Herzog fortwährend ihren Rath und besprach alle Regierungsangelegenheiten mit ihr. Sie wohnte in einem kleinen Landhause, das ihr Carl August gegenüber dem römischen Hause des Parks hatte erbauen lassen. Regelmäßig alle Abende sechs Uhr erschien er mit seiner Gesellschaft bei ihr zum Thee. Ihr Einfluß war groß und dauerte bis zum Tode des Herzogs. Aus dem Nachlasse der Frau von Wolzogen ist unter andern aufgeklärt, daß sie es war, welche bewirkte, daß Schiller's Jungfrau von Orleans früher in Leipzig und Berlin als in Weimar gegeben wurde: Carl August konnte nicht glauben, daß Schiller's Poesie die durch Voltaire's Pucelle der Lächerlichkeit Preis gegebene Heldin Frankreichs wieder adeln könne, Frau von Heygendorff wollte die Rolle nicht übernehmen, der Herzog schrieb einmal: „Dazu ist mir Caroline zu lieb." Frau von Heygendorff war es sogar, die den so großen Stand bei seinem fürstlichen Freunde habenden Göthe durch ihren übermächtigen Einfluß, den sie auf den Herzog ausübte, besiegte: sie war es, die Göthe zuletzt den bittern Kelch einschenkte, daß er die Theaterintendanz quittiren mußte: der „Hund des Aubry," dessen Aufführung Frau von Heygendorff durchsetzte, indem sie den Herzog als einen großen Thierliebhaber bei dieser schwachen

Seite zu fassen verstand, gab dazu den willkommenen Anlaß; Göthe hatte sich mit Leibeskräften gegen diese Aufführung gesträubt, die nach seiner Meinung eine Entwürdigung der Schaubühne war.

Frau von Heygendorff's größte Feindin am Hofe war die Gemahlin des Erbprinzen, die russische Großfürstin Marie. Carl August liebte seinen Erstgebornen bei weitem nicht so, wie seinen jüngsten Sohn, den starken Bernhard, am liebsten hätte er diesem die Nachfolge versichert und Carl Friedrich als einen nach seiner Ansicht zu weibischen und von der Mutter verzärtelten Herrn für blödsinnig erklärt. Es kam wohl vor, daß Frau von Heygendorff, im Gefühl ihrer Stärke und Ueberlegenheit, diese der Czaarentochter fühlen ließ. Die Erbprinzessin hatte einst bei einem Spaziergang durch den Park ihre große Freude an einer schönen Baumparthie ausgesprochen; als sie bei einem späteren Spaziergange wieder in diese Gegend des Parks kam, mußte sie die schönen Bäume abgehauen finden, Frau von Heygendorff hatte den Herzog, der nichts von der Vorliebe wußte, die seine Schwiegertochter ausgesprochen hatte, zu diesem kleinlichen Triumphe bestimmt.

Weil Carl August fürchtete, daß nach seinem Tode seiner geliebten Freundin ein übles Schicksal zu Theil werden, sie wohl gar von dem Nachfolger verhaftet werden könne, hatte er seinem Adjutanten von Germar den Befehl ertheilt, auf alle Fälle und besonders in dem Fall, daß er außerhalb Weimar sterben sollte, den Courier mit der Nachricht seines Todes eine

halbe Stunde eher an Frau von Heygendorff als an die fürstliche Familie zu befördern. Der letztere Fall trat wirklich ein, indem Carl August auf der Rückreise von Berlin in dem Gestüte Gradit bei Torgau starb und dem erhaltenen Befehle ward von Seiten des Adjutanten auch buchstäblich Folge geleistet. Als die fürstliche Familie von dem Trauerfalle in Kenntniß gesetzt gesetzt wurde, hatte Frau von Heygendorff bereits ihren Wagen anspannen lassen und das Land verlassen, sie begab sich nach Mannheim, wo sie ihre künstlerische Ausbildung dereinst bei Iffland empfangen hatte.

Aus ihrer Verbindung mit dem Herzog stammten zwei Söhne und eine Tochter: von den Söhnen hat sich einer als Rittmeister in königlich sächsischen Diensten im schleswig-holsteinischen Kriege ausgezeichnet, er ist mit einer Fräulein von Könneritz, Tochter des ehemaligen Gesandten in Paris, jetzigen Oberkammerherrn und Oberhofmeisters in Dresden und einer Gräfin Werthern vermählt; der zweite Sohn dient in der preußischen Armee und steht in Potsdam. Die Tochter der Frau von Heygendorff, von denen, die sie gekannt haben, als ein Engel an einfacher Anmuth und herzengewinnender Liebenswürdigkeit gerühmt, war Hofdame bei ihrem Halbbruder, dem starken Herzog Bernhard von Weimar im Haag und starb hier in der Blüthe ihrer Jahre.

Frau von Heygendorff erlebte noch das Sturmjahr 1848, starb aber kurz nachher in Dresden, wo sie sich zuletzt aufgehalten hatte, sie war eine Siebzigerin geworden. Dem Vernehmen nach hat

sie handschriftliche Memoiren hinterlassen, die aber die Söhne zu publiziren nicht für passend gehalten haben.

Neben Frau von Heygendorff widmete der Herzog noch anderen einheimischen und auswärtigen Damen seine Huldigungen, unter andern in Leipzig, das der Messe halber gern besucht ward, der Kammeräthin Crayen, einer reizenden, durch ihre Galanterien bekannten Dame, französischer Abkunft, Gattin eines Banquiers und preußischen Consuls, der ein großes Haus in Leipzig machte. Sie war eine geborne Leveau von der französischen Colonie in Berlin, abstammend von einem französischen Refugié Germas, den als einen riesenlangen Mann Friedrich Wilhelm I. einmal, als er seiner über den Gensdarmenmarkt in Berlin gehend ansichtig ward, mit Aufhebung des Stockes für seine lange Garde einzufangen bezeichnet hatte, den Riesen rührte vor Schrecken der Schlag. Banquier Crayen starb im Jahr 1803 in sehr derangirten Vermögensumständen und seine schöne Wittwe verzog mit ihren Kindern 1805 nach Berlin, wo sie erst 1832 starb; der Herzog, ihr treuer Freund, brachte ihre Söhne unter, von denen einer in weimarischen Diensten in Rußland, der andere in preußischen Diensten als Husarenrittmeister bei Versailles fiel; es lebt nur noch eine in den achtziger Jahren geborne Tochter Victoire in Berlin, die zur Prinz Louis Ferdinand Gesellschaft gehörte und als eine noch im Alter lebhaft animirte Dame viel von der großen Welt zu erzählen weiß, Carl August's Sohn und Nachfolger corre-

spondirte mit ihr und besuchte sie jederzeit, wenn er nach Berlin kam. In ihrem Besitz ist noch ein Portrait des Herzogs, das derselbe in den neunziger Jahren ihrer Mutter geschenkt hatte, es kam nebst einem sehr expressiven Briefe: ich sah dieses Portrait, wo Carl August in der Werthertracht neben seinem treuen Hund sitzt, in ihrer Wohnung, wo auch Prinz Louis Ferdinand's Portrait hängt, ein Vermächtniß ihrer Cousine Pauline Wiesel. Die Correspondenz Carl August's mit der Mutter hatte Fräulein Victoire versprochen, nach deren Tode zu vernichten.

Als ein Curiosum verdient noch angemerkt zu werden, daß Carl August auf dem Felde der Liebe nicht nur gründliche und umfassende praktische Studien machte, er beschäftigte sich auch angelegentlich mit der Literatur der ars amandi und legte sich eine bibliotheca erotica zu, die auch die seltensten Bücher dieser Gattung enthielt. Er schenkte sie später seiner guten Freundin, der Oberhofmeisterin der Erbprinzessin, Gräfin Ottilie Henckel, die sich sehr für das geheime Fach interessirte. Nach deren Tode 1840 ward der Liebesbücherschatz der Bibliothek in Weimar einverleibt, wo derselbe in einem besonderen Zimmer aufgestellt wurde: der bekannte Wolf in Jena hat sie bei seiner Geschichte des Romans benutzt, in der die Branche der Liebesromane das beste Theil ist: die seltene Vollständigkeit der Carl August'schen Sammlung setzte ihn in den Stand, hier etwas Erschöpfendes zu geben.

Neben Venus war auch immer noch wie in alter Zeit, wo Klopstock gemacht hatte, Bacchus dem Her-

zog held und allezeit gewärtig. Er liebte die Tafelfreuden und konnte bedeutende Quantitäten von Speise und Trank zu sich nehmen. Nach der Tafel pflegte er die Verdauung dadurch zu befördern, daß er sich auf einen Wurstwagen, der kaum in Federn hing, mit ein paar Leidensgefährten setzte und fort ging es dann über Stock und Stein, was die Pferde laufen wollten. In Feld und Wald, auf den Schlössern des thüringischen Landadels, die er zuweilen besuchte, überall war er zu Kurzweil und Schnurren aufgelegt. Er trieb sein munteres ausgelassenes Wesen selbst an fremden Höfen, selbst am preußischen Hofe, wo die Diners und Soupers des ernsten und schweigsamen Königs Friedrich Wilhelm III. durch den sich nicht die geringste Gêne auflegendem Gast, trotzdem, daß er gern gesehen war, doch bisweilen etwas zu geräuschvoll und lärmend wurden. Ein Zeitgenoß, der schlesische Graf Wengersky, Malthesercomthur und erster Kammerherr, berichtet in seinen handschriftlichen Memoiren von einem insignen Unglück, das am preußischen Hofe Carl August einmal durch Bacchus widerfuhr. Es war im Carneval 1801, wo die schöne, jugendliche Großfürstin Helene von Rußland, Erbprinzessin von Mecklenburg Schwerin, die Schwester von Carl August's nachheriger Schwiegertochter, zu Besuch war. Der Geburtstag der Königin Luise war am 10. März gefeiert worden, am folgenden Tage ward der ihrer Oberhofmeisterin Frau von Voß gefeiert. Man dinirte an kleinen Tafeln, die Heiterkeit war groß, die alte Frau

Oberhofmeisterin, die reichlich beschenkt worden war, war in ihrer Rosenlaune, sie ging an sämmtlichen Tafeln herum die alte Arie singend: „En Angleterre nous irons ornés de verres et de flacons etc.“, sämmtliche Tafeln fielen im Chorus ein. Dieser Scherz gefiel dem König, man trank ein wenig zu viel, wurde sehr laut, der Herzog, Prinz Wilhelm von Preußen, Friedrich Wilhelm's III. jüngster Bruder und der Herzog von Cambridge, der auch zu Besuch war, excellirten in der Heiterkeit. Außer König und Königin begab sich die ganze Gesellschaft ins Theater, es wurde Iphigenie von Gluck gegeben. Die Herzoge von Weimar und Cambridge stellten sich mit vielem Lärm erst im zweiten Act ein. Ersterer setzte sich hinter die Großfürstin, legte sich am Rücken ihres Fauteuils an und schlief sofort ein. Plötzlich fährt er auf und überschwemmt mit dem, was er nicht hatte digeriren können, die Enveloppe der Großfürstin und die Beinkleider des Prinzen von England. Ein nicht geringer allgemeiner Schreck und Aufstand erfolgte, die Großfürstiu warf sofort ihre Enveloppe weg und setzte sich mit der liebenswürdigsten Wohlanständigkeit auf einen andern Stuhl. Herr von Wolzogen, damals Kammerherr des Herzogs, Schiller's Schwager, brachte seinen Herrn nach Hause. Der englische Prinz verließ das Theater um seine Toilette zu wechseln. Enveloppe und Stuhl der Großfürstin wurden aus der Loge gebracht und so die Ruhe wiederhergestellt 2c. Am andern Tage erschien der Herzog wieder bei Hofe zum Souper — gesetzter

wie jemals. Er hatte vorher durch eine scherzhafte Epistel, die er an die Großfürstin einschickte, seine Ehrenrestitution zu erwirken versucht.

Merkwürdig ist, wie bei all diesem spezifisch deutschburschikosen Gebahren doch auch noch die spezifisch deutsche Pedanterie an dem Herzog in gewissen Lagen haften blieb. Droysen im Leben des Feldmarschalls York erzählt davon ein starkes Factum, das in die Zeit unmittelbar vor der Jenaer Schlacht trifft. „Man hatte müßige Tage und mancher Jäger ging in die Forsten ein wenig zu jagen. Des Herzogs Jagdleute hatten ein paar Jäger ertappt, meldeten den Jagdfrevel nach Weimar; man war bei Hofe äußerst entrüstet, zeigte den Frevel bei Serenissimus an. Sofort schickte der Herzog ein höchst ungnädiges Handbillet an York, den Chef des Jägerregiments, forderte Bestrafung der Uebelthäter, befahl die Verlegung der Jäger von Buttelstädt, am Nordabhang des großen Ettersbergs nach Brambach. York strafte die Schuldigen so hart als möglich, es verletzte ihn aber tief, daß ein Fürst in so großen Momenten sich mit so kleinen Interessen beschäftigen konnte und ihn nöthigte ein paar sonst tüchtige Bursche, die schon jeden Tag auch für dieses Fürsten Herrlichkeit ihr Leben zu wagen bereit sein sollten, um einiger Hasen willen abstrafen zu müssen."

Im Jahre 1803, als die Vermählung des Erbprinzen mit der russischen Großfürstin im Werke war, ward das neue Schloß zu Weimar fertig und bezogen. Wir haben darüber einen Brief vom 4. September 1803 von Lotte Schiller an ihren Schwager Wol-

zogen, der damals mit dem Erbprinzen in Petersburg war. „Die Herzogin *), schreibt sie, ist sehr glücklich und Stark **), der sie gestern besuchte, sagte mir, sie sei ganz anders geworden an diesem Tag ***) und es wäre, als sei alles Uebel weg. Ich habe sie diese Zeit oft gesehen und schon manche Tasse Thee in den neuen Zimmern getrunken. So lange ihr Bruder Prinz Christian von Darmstadt †) hier war, gab sie oft Theegesellschaften. Ich wollte wohl Du hättest den Einzug mit feiern helfen, da Du so thätig beim Ganzen warst. Es war ein evénement, das uns alle interessirte. Es ist wirklich sehr schön in den Zimmern und alles Alte ist jetzt verschwunden, da die Meubles die Harmonie hineingebracht haben. Das Audienzzimmer ist noch nicht fertig. Die Sonntage verbringen sie im Orange-Zimmer und Pappel-Zimmer. Im Orange-Zimmer stellen wir uns gar nicht geputzt vor, weil die Farben zu schön sind. Da ist Niemand schön, als der Mohr, der sieht wirklich süperb aus und sticht so schön ab. Bei allem Prächtigen aber ist es einem doch behaglich darin, weil der

---

*) Luise von Darmstadt.

**) Der bekannte Cryptokatholik, Oberhofprediger in Darmstadt.

***) Der Geburtstag des Herzogs 3. Septemper 1803, war der Tag des Einzugs.

†) Ein Spezial Carl August's, ein wegen seiner scharfen Zunge gefürchteter Herr. Siehe hessische Hofgeschichte S. 419.

Raum zu übersehen ist, und die kleine Anzahl der jetzigen Societät ist gerade hinreichend die Zimmer zu füllen."

„In ihren Wohnzimmern hat die Herzogin embarras des richesses, denn alles ist ihr zu gut, und sie hat gewiß manche Sorge mehr, um ihre schönen Meubles rein zu erhalten, wir andern würden es mit mehr Leichtsinn genießen, glaub ich. Die Prinzessin *) ist sehr glücklich in ihrer Wohnung, auch die Hofdamen."

„Als den ersten Tag im Schlosse gegessen wurde, wobei die Herzogin sehr munter war, führte der Herzog sie nach dem Essen im ganzen Schloß herum, und so auch in die Küche, da kam eine alte garstige Scheuerfrau heraus und war so entzückt, daß sie den Herzog küßte. Kurz, es war ein wahres Fest an diesem Tage. Der alte Schmidt **) ergoß seine Entzückungen in das Wochenblatt in einem Gedicht, die Bürger brachten Ständchens, in allen Gassen wurde getanzt. Die Arbeiter bekamen jede Classe einen Ball; am schönsten aber war der Himmel, denn so schön wie der Mond über dem langen Gebäude an diesem Abend, über den Bäumen im Stern hervorkam, habe ich lange nichts gesehen."

Die Heirath des Erbprinzen Carl Friedrich

*) Die spätere Erbprinzessin von Mecklenburg-Schwerin, die vor dem Vater starb.

**) Der Kammerpräsident.

mit der Großfürstin brachte eine große Revolution: unter andern wurden die Geheimen Räthe Excellenzen. „Sie können, schreibt Fräulein von Göchhausen unterm 20. Sept. 1804, kaum einen Begriff haben von dem Glanz, der uns neuerlich umgiebt. Der Herzog ist mit drei russischen ganz von Juwelen strahlenden Orden geziert. Meine gute Fürstin strahlt nicht weniger; ihr Orden ist eben so prächtig, vorzüglich schön ist der Stern aus Brillanten geformt; auch wurden kostbare Gegengeschenke an Dosen und Ringeu in strahlenden Steinen verehrt; überhaupt reden wir jetzt von Gold, Silber und Edelsteinen wie sonst von Quarz, Gneis und Glimmer. Die wilden Völker, die noch mehr dergleichen bringen sollen, werden in diesen Tagen erwartet. Man sagt, die neuen Excellenzen, H. G. R. v. Göthe und Voigt, beschäftigen ihre Muse mit Erfindung neuer Feste zum Empfange des jungen Paares." Und am 14. November 1804 schreibt sie: „Der Einzug am 9. war prächtig durch die unglaubliche Volksmenge, die in geordneten Scharen zu Pferde und zu Fuß festlich entgegenwallten. Acht der schönsten Pferde zogen der Großfürstin Wagen, Musik erfüllte die Luft und alle Herzen schlugen. Beim Aussteigen wurde sie mehr getragen, als daß sie gehen konnte und oben an der Treppe des Schlosses empfing sie Segen und Liebe in unsern beiden Fürstinnen. Nach einiger Ruhe führte man sie an der Hand ihres Gemahls auf den Balkon des Schlosses. Sie grüßte mit der ihr nur einzig eignen natürlichen Grazie rc. Bei dem unglaublichen Zuströmen des

Volks, sowohl aus dem Lande als von Fremden, erschien Alles ruhig und würdig; ich möchte es die frohe Theilnahme eines gebildeten Volks nennen. Jubel und Musik war Abends in allen Straßen und öffentlichen Häusern und noch jetzt hat der Stadthauswirth täglich über 100 Couverts. Alle Gasthöfe sind voll. Am Montag kam die Großfürstin zum erstenmal ins Theater. Sie können sich den klatschenden Jubel kaum denken. Ein Vorspiel von Schiller wurde gegeben. Die Musenkünste begrüßen die Gekommene rc. Das Ganze war wirklich schön und herzlich. Hierauf folgte Mithridat rc. Die Götter haben uns einen Engel herniedergesandt. Ein Engel an Geist, Güte und Liebenswürdigkeit ist diese Prinzessin; auch habe ich noch nie in Weimar einen solchen Einklang aus allen Herzen über alle Zungen ergehen hören, als seit sie der Gegenstand aller Gespräche geworden ist. Sie thut wirklich Wunder; auch unser Vater Wieland ist begeistert und macht wieder Verse. Er hat den jungen Stadtmädchen eine allerliebste Anrede an die Prinzessin gemacht."

„An unserer neuen Prinzessin," schreibt Schiller in gleichem Enthusiasmus unterm 20. Novbr. 1804 an Körner, „haben wir in der That eine unschätzbare Acquisition gemacht. Sie ist äußerst liebenswürdig und weiß dabei mit dem verbindlichsten Wesen eine Dignität zu paaren, welche alle Vertraulichkeit entfernt. Die Repräsentation als Fürstin versteht sie meisterlich, und es war wirklich zu bewundern, wie sie gleich in der ersten Stunde nach ihrer Ankunft,

wo ihr die fürstlichen Diener bei Hofe vorgestellt wurden, sich gegen Jeden zu benehmen wußte. Sie hat sehr schöne Talente im Zeichnen und in der Musik, hat Lectüre und zeigt einen sehr gesetzten, auf ernste Dinge gerichteten Geist, bei aller Fröhlichkeit der Jugend. Ihr Gesicht ist anziehend, ohne schön zu sein, aber ihr Wuchs ist bezaubernd. Das Deutsche spricht sie mit Schwierigkeit, versteht es aber, wenn man mit ihr spricht und liest es ohne Mühe. Auch ist es ihr Ernst, es zu lernen. Sie scheint einen sehr festen Charakter zu haben und da sie das Gute und Rechte will, so können wir hoffen, daß sie es durchsetzen wird. Schlechte Menschen, leere Schwätzer und Schwadroniter möchten schwerlich bei ihr aufkommen. Ich bin nun sehr erwartend, wie sie sich hier ihre Existenz einrichten und wohin sie ihre Thätigkeit richten wird. Gebe der Himmel, daß sie etwas für die Künste thun möge, die sich hier, besonders die Musik, gar schlecht befinden. Auch hat sie es nicht verhehlt, daß sie unsere Kapelle schlecht gefunden."

„Wolzogen hat mir von der regierenden Kaiserin einen sehr kostbaren Ring mitgebracht; ich hatte von dieser Seite her gar nichts erwartet; sie hat aber viel Geschmack an dem Carlos gefunden und er hat ihr in meinem Namen ein Exemplar überreicht."

Die Species der Liebenswürdigkeit der Prinzessin beleuchtet der Adjutant des Fürsten Barclay de Tolly, General von Nennenkampf in einem Briefe aus Breslau vom 1. August 1814 an den Minister Stein: „Die Großfürstin ist aber wirk-

lich so außerordentlich liebenswürdig in ihrer kindlichen Einfalt, daß ich jedesmal, wenn ich sie nach Jahren wiedersehe, immer mehr von ihr entzückt und ordentlich gerührt werde. Jetzt hatten wir lange von dem vortrefflichen Character des Kaisers (Alexander) gesprochen, plötzlich fragte sie mich ganz bewegt: „Haben Sie unsern Kaiser auch recht lieb?"

Unterm 13. Dec. 1804 schreibt Fräulein von Göchhausen: „Meine gute Herzogin lebt nur in ihrer holden Enkelin, die sie mit kindlicher Zärtlichkeit liebt und auf einem zwanglosen, zutraulichen Fuße mit ihr lebt. Alle Wochen, zuweilen einigemal in der Woche schreibt sie ihr Vormittag: „Chère grand-mama, si Vous le permettez, mon mari et moi viendrons ce soir souper avec vous." Dann kommen sie, wie gute Eheleute, allein oder eine oder zwei Personen ihrer Coda mit ihnen. Sie weiß alsdann durch hundert Artigkeiten ihr den Abend froh und heiter zu machen. So will es die gute Großmama und das hat sie ihr bald abgemerkt. Wieland ist oft bei diesen kleinen Festen, dann spricht die Großfürstin deutsch wie ein Engel." Im folgenden Jahre heißt es unterm 4. Nov.: „Sie würden diesen kleinen Fleck der Erde kaum wieder erkennen, so rührig, lebendig und reich an Ereignissen mancherlei Art ist es seit einiger Zeit. Der Zufluß von Fremden ist so groß, daß ich glaube, dies ist die Veranlassung, daß zwei der angesehensten hiesigen Damen sich entschlossen — einen Gasthof anzulegen. Die Gräfin v. H. (?Henckel) und die Frau v. E. (?Egloffstein),

die Mutter, haben das große Hauptmann'sche Haus an der neuen Straße gekauft. Das soll ein brillanter Gasthof werden und Hôtel de Russie genannt werden."

Am 6. Nov. 1805 kam der Kaiser Alexander nach Weimar zum Besuch zu seiner Schwester. Die Göchhausen berichtet darüber am 7. an Böttiger: „Von vier Uhr in der Nacht, wo unser Herzog voraus von Berlin kam, war Alles in Bewegung. Um zehn Uhr versammelte man sich; alle Damen des Hofs und der Stadt in Glanz und Galla, so gut es gehen wollte. Der Herzog ritt dem Kaiser entgegen, traf ihn aber schon eine Viertelstunde vor der Stadt. Der Kaiser ließ sich ein Pferd geben und ritt zur großen Freude der in Unzahl versammelten Gaffer mit dem Herzog in die Stadt. Nach den ersten Begrüßungen eilte er zu seiner Schwester, die ihren Ausgang noch nicht gehalten hat. Nur der Herzog und sein Dienst begleiteten ihn. Da die Großfürstin ihm bis in das äußerste Vorzimmer entgegenflog, waren diese Zeugen des ersten Wiedersehens und kein Auge blieb trocken. Nach einiger Zeit kam der Kaiser wieder zurück und der Hof und die bedeutendsten Fremden wurden ihm vorgestellt. Den Mittag aß ein Theil des Hofs und einige Fremde an zwei Tafeln. Der Kaiser führte meine Herzogin zur Tafel und sprach sehr viel, beinahe ununterbrochen, mit ihr und seiner Schwester. Nach der Tafel begleitete man die Großfürstin in ihre Zimmer und nach einer kurzen Unterhaltung begab man sich nach Hause, oder ins Thea-

ter, wo Wallenstein's Lager und Scherz und Ernst gegeben wurden. Abends machte der Kaiser einen Besuch bei meiner Herzogin. Im Theater war er nicht." Nach der Abreise schrieb die Fräulein am 19. Nov. 1805: „Nächst dem Andenken im Herzen an den liebenswürdigen Kaiser hinterließ er auch blitzende Andenken in edeln Steinen. Sogar alle Hofdamen, worunter meine Wenigkeit sich auch befindet, erhielten reiche Geschenke an blitzenden Halsbändern, Kämmen, Gürtelschnallen. Der Kaiser — le Comte du Nord — schickte Visitenkarten an die Damen vom ersten Range und auch an Wieland*). Zu meiner Herzogin kam er zweimal persönlich und ließ sich's nicht nehmen, auszusteigen. Künftigen Donnerstag kommt das erste preußische Regiment hier an; bald wird es wie in Wallenstein's Lager hier aussehen. Unser Ländchen fühlt die schützende Nachbarschaft schwer. Die aufzubringenden Getraidelieferungen und die ins Land kommenden 6—8000 Mann lassen uns ängstliche Blicke in die Zukunft thun."

Bei der preußischen Einquartierung, mit der Weimar belegt und bei der auch Göthe's Haus nicht verschont ward, ereignete sich eine heitere Scene in einem Weinhaus, wo ein alter, dickbäuchiger Major zu andern Offizieren bei der Besprechung ihrer allerseitigen Wohnungen die Aeußerung hingab: „Ich stehe bei einem gewissen Gothe oder Göthe oder

*) Alle Geheime Räthe und alle Hofdamen erhielten solche Karten.

weiß der Teufel, wie der Kerl heißt." Die Offiziere machten ihm nun mit Emphase vorstellig, das sei der berühmte Göthe, wo er stehe. Der alte dickbäuchige Herr erwiederte darauf: „Kann sein, ja, ja, nu, nu, das kann wohl sein, ich habe dem Kerl auf den Zahn gefühlt und er scheint mir Mucken im Kopfe zu haben."

Das Gewitter des preußisch-französischen Kriegs entlud sich in dem furchtbaren Schlage der Doppelschlacht von Jena und Auerstädt. Am 4. Oct. kamen der König und die Königin von Preußen auf dem Wege nach Erfurt durch Weimar. Der regierende Herzog war den Tag vorher dahin gegangen: er befand sich bei dem preußischen Heere, das sein Oheim, der Herzog von Braunschweig, commandirte. Dieser entsandte ihn auf einen Streifzug an den Main, um die Festung Königshofen zu nehmen auf der Mainstraße, auf der man die Franzosen heranziehend glaubte. „Der schöne Coup" eines „Isolan," wie Braunschweig ihn genannt hatte, gelang völlig, die Festung war unbesetzt, es war ein Streich in die Luft gewesen. Sehr bald kam Befehl zum Rückzug, der Herzog von Weimar rückte von Arnstadt auf Erfurt: hier erfuhr er die Schreckenskunde von Auerstädt und Jena. Er ging dann noch mit Blücher bis Havelberg, hier legte er sein Commando nieder, um in sein Land zurückzukehren.

Die Herzogin-Mutter Amalie, die Schwester des bei Auerstädt auf den Tod verwundeten Herzogs von Braunschweig war am 14., dem Schlachttage, Vormittags nach Cassel, die Großfürstin nach

Eutin geflohen. In Weimar blieb nur die regierende Herzogin Luise zurück. Die gefürchteten Chasseurs trafen schon am Schlachttage ein, Abends sechs Uhr. In der Nacht brach Feuer in der Nähe vom Schloß aus. Die Stadt ward von den Franzosen drei Tage lang geplündert, manche Familie verlor beinahe Alles. Der alte siebzigjährige Rath Kraus, Director der Zeichnungsakademie, ein Frankfurter, starb, persönlich mißhandelt, vierzehn Tage nachher. Zwölf bis funfzehn Häuser erhielten Sauvegarden, darunter namentlich Wieland und Göthe. In des letzteren Hause wohnte Marschall Augereau und der berühmte Denon, Director der kaiserlichen Museen, eine alte Bekanntschaft Göthe's von Venedig her, zwei Tage. Augereau titulirte Frau Vulpia als ebenbürtige Gemahlin des Geheimen Raths, und Dorow berichtet, daß Göthe einen Hosenknopf des Marschalls seiner Münzsammlung einverleibt habe. In Bezug auf Denon schrieb Göthe am 23. Oct. an Knebel: „Es muß erst ein Gewitter vorüberziehen, wenn ein Regenbogen erscheinen soll. Denon war äußerst munter und artig."

Am 24. Octbr. schrieb Frau von Stein an ihren Sohn in Schlesien: „Lieber Fritz! Den 14. bis 15. sind wir von Wohlstand, Ruhe und Glück geschieden. Das mächtige Schicksal, das die Länder verheert, hat auch dies verschlungen. Ich bin ausgeplündert, wie die meisten Einwohner von Weimar. All mein Silber, Alles von Werth, alle meine Kleider sind geraubt, mehrere Tage habe ich nichts zu

essen gehabt. Meine Thüren und Fenster, alle meine Schränke sind zerschlagen. Das Schloß wurde endlich durch Ankunft des Prinzen Murat (in der Nacht des 14.) vor der Plünderung gerettet; doch dauerte in der Stadt die Plünderung noch zwei Tage fort, als sogar der Kaiser schon angekommen war (am 15. Nachmittags; am 17. eilte er weiter). Ich ging endlich am Arme eines französischen Offiziers, den ich festhielt und mit meinem Hausmädchen, das mir treu geblieben war, aus meiner Wohnung.*) Die Schiller hat wenig verloren, Göthe gar nichts, er hat den Augereau bei sich gehabt ꝛc." „Aus den fürstlichen Ställen, berichtet Fräulein Göchhausen am 3. Nov. 1806, sind alle Pferde und die meisten Wagen mit fort und die ganze Familie — die Herzogin Amalie war schon am 30. Oct. wieder eingetroffen — fährt wechselsweise mit zwei Pferdchen, die wir zufällig noch mit auf der Reise hatten. Wieland und Göthen ist's gut gegangen. Außer einem Theil meiner Wäsche habe ich wenig verloren, weil das Haus meiner Herzogin bald eine Sauvegarde erhielt." Fernow, Bibliothekar der Herzogin Amalie, berichtet unterm 6. Nov. an Böttiger: „Das Palais hat gar nicht gelitten. Die Sauvegarden, oder wie man sie wohl nennen könnte, die Saufgarden und die Einquartierung haben den Keller der Herzogin-Mutter brav mitgenommen, auch Einsie-

*) Wahrscheinlich nach dem Schlosse, wo viele Flüchtlinge sich um die standhafte Herzogin Luise versammelten

del hat von seiner schönen Sammlung alter Weine nicht die Probe wieder gefunden, sonst hat er nichts verloren. In Tieffurt ist es desto ärger hergegangen; in dem dortigen Wohnhause der Herzogin ist Alles geplündert und zerschlagen. Der alte Gore und seine Tochter hatten sich ins Schloß geflüchtet; in ihrem Hause ist alles zerstört. Unserm famösen Romanfabrikanten (Vulpius) ist es scharf ans Leben, ja sogar ans — gegangen; Letzteres ist, wie sich versteht, nicht auf ihn, sondern auf seine Frau zu beziehen. Aber wenn es schrecklich ist dergleichen zu melden, so ist es eine Wonne, ihn die Scene erzählen zu hören; ich habe diesen Genuß schon einigemal gehabt. In jenen Momenten ist die Gebärmutter seines Geistes, aus der schon so viele Räuber und Ungeheuer hervorgegangen sind, gewiß auf's Neue zu einem Dutzend ähnlicher Schöpfungen geschwängert worden, die in den nächsten Messen wahrscheinlich wie junge Ferkel herumgrunzen werden. Alle Einwohner der bedrängten Stadt Weimar müssen jetzt die Wachen beziehen und patrouilliren. Einer der Egloffstein's ist Bürgergeneral pro tempore. Falk macht seit etwa vierzehn Tagen den Tlumatsch (Dolmetsch) bei dem hier angestellten französischen Commandanten." „Es trägt, fügt Fernow in einem späteren Briefe hinzu, der friedfertige Satyriker jetzt einen großen Säbel an der Seite, eine dreifarbige Cocarde und ein gewaltiges Dreieck auf dem Kopfe, wie ein leibhafter Himmelssturm."

Der Eindruck, den die Catastrophe von Jena

machte, muß schrecklich gewesen sein, da sogar Göthe, ein Mann, der so leicht nicht aus der Fassung zu bringen war, dadurch überwältiget wurde. Er glaubte, die Welt gehe aus ihren Fugen und verzagte an Allem. Er vollzog damals in der Sacristei der Schloßkirche, am ersten Sonntag nach der Schlacht bei Jena, am 19. Oct., in seinem achtundfunfzigsten Lebensjahre, die kirchliche Trauung mit seiner vor siebzehn Jahren sich angeeigneten, vierzigjährigen Haushälterin, der Demoiselle Christiane Vulpius, die geraume Zeit nicht sein Haus betreten hatte, von Augereau aber schon als Madame de Göthe anerkannt worden war und nun auf einmal höchst unerwartet noch legitime Hausgenossin ward. Als solche hat sie noch zehn Jahre bis 1816 gelebt, aber recht wohl gefühlt, daß sie nicht an ihrem Platze sei: sie äußerte wiederholt in ihrem sehr gutmüthigen Vertrauen, aber in ihrem sehr üblen, ordinairen sächsischen Dialekte: „Seit ich den Geheemen Rath geheirathet habe, habe ich keene Stunde Ruhe gehabt.“*)

---

*) Nach ihrem Tode wollte sich der alte Herr noch einmal vermählen mit Ulrike, einer der drei schönen Töchter der in den böhmischen Bädern kennen gelernten Frau Amalie von Levetzow, gebornen von Brösigke aus der Mark Brandenburg, die nachher 1843 Gemahlin des 1834 entlassenen östreichischen Finanzministers, des schon sechsundsechzigjährigen Grafen Klebelsberg wurde — es kam aber nicht dazu, es kam nur zu dem Gedicht: „Die Trilogie der Leidenschaft,“ man sagt, der Großherzog habe es nicht haben wollen. Ulrike, die älteste und schönste der

Göthe gestand damals 1806 nach den Mittheilungen seines Freundes Riemer, daß es ihm in der allgemeinen Auflösung aller Verhältnisse Bedürfniß geworden sei, „einen Anhalt in der Familie“ zu gewinnen.

Als Napoleon in Weimar erschien, schienen allerdings Göthe's Befürchtungen in Erfüllung zu gehen. Der Herzog befand sich noch bei dem geschlagenen preußischen Heere, er vermied es mit Napoleon persönlich zusammenzutreffen: er war dem Corsen von Herzen Feind und blieb es unverändert auch in dessen höchster Glückszeit noch im Geheimen. Es sollte sich aber jetzt bewahrheiten, was Göthe lange vorausgesehen hatte, daß „aus der Kriegslust, die dem Herzog wie eine Art Krätze unter der Haut sitze“ dem Lande schwere Leiden und Drangsale erwachsen würden: die dreitägige Plünderung Weimar's war die Strafe für die herzogliche Krätze.

Die Herzogin Luise empfing den Sieger, der Mittwochs am 15. October im Schlosse zu Weimar schlafen sollte, nachdem er in der Nacht vor dem Schlachttage bei Jena auf den Höhen des Landgrafen-

---

drei Schwestern, lebt noch bei ihrer Mutter auf deren Gute Treiblitz bei Lowositz in Böhmen unvermählt. Die zweite Tochter Amalie war mit dem Bruder des preußischen Kriegsministers von Rauch, Platzmajor in Potsdam vermählt und ist gestorben; die jüngste Tochter Bertha lebt noch als die Frau eines ungarischen Offiziers Barons Madok.

bergs bivouacquirt hatte, an der Treppe des Schlosses. Napoleon redete sie mit den Worten an: „Qui êtes vous, Madame?" — „Je vous plains, j'écraserai votre mari. Qu'on me fasse diner dans mes appartements." Erst über Nacht legten sich die brausenden Zorneswellen im Herzen des allgewaltigen Imperators. Die guten Geister des weimarischen Schlosses schienen ihn beschwichtigt zu haben, wahrscheinlicher wirkte dazu die Ueberlegung der Verwandtschaft des Herzogs mit dem Imperator des Nordens. Er erklärte der Herzogin am andern Morgen: „A cause de vous Madame, je pardonne votre mari, ce fou, qui croit me faire la guerre. C'est un mauvais sujet!" Von der Herzogin selbst aber rühmte er anerkennend gegen seine Umgebung: „Voilà une femme à laquelle nos deux cent canons n'ont pas pu faire peur."

Napoleon verweilte zwei Nächte in Weimar, am 17. October, Freitags, brach er nach Berlin auf. Ein Vierteljahr später am 29. Decemb. 1806 schrieb Einsiedel wieder an Böttiger: „Jetzt erfreun wir uns des Friedens und lassen die Vergangenheiten im Hintergrunde ruhen. Auch die gewohnten Wintergötzlichkeiten haben wieder begonnen. Seit dem Weihnachtsfeste ist das Theater wieder eröffnet worden."

Erst 1808 beim Erfurter Congresse nahm Napoleon Notiz von Göthe, obgleich er denselben aus seinen Schriften recht wohl kannte, den Werther hatte er, natürlich in der französischen Uebersetzung, sieben mal gelesen und führte ihn mit sich in der Feld-

bibliothek, die er nach Egypten mitnahm. Am 2. Oct. 1808 früh elf Uhr hatte Göthe die merkwürdige Audienz bei Napoleon, wo dieser eine volle Stunde sich mit ihm unterhielt (während Könige und Fürsten oft Mühe hatten, nur auf Minuten vorzukommen), wo Napoleon jedesmal, wenn er sich über etwas ausgesprochen hatte, fragte: „qu'en dit Monsieur Goet?" und wo der Mann des Jahrhunderts nach Monsieur Goet's Abtritt in die Worte gegen Berthier ausbrach: „C'est un homme." Göthe seinerseits war aufs lebhafteste bewegt, der Inhalt der Audienz war aber lange Zeit, selbst von seinem fürstlichen Freunde nicht herauszufragen. Gewiß ist nur so viel, daß, wie erst ganz neuerlich durch die Memoiren des Kanzlers Müller bekannt geworden ist, Napoleon mit Göthe über seinen Werther sprach, wobei er an einzelnen Stellen die Vermischung der Motive des gekränkten Ehrgeizes mit denen der leidenschaftlichen Liebe tadelte, daß er dann aufs Trauerspiel überging, welches er die Lehrschule der Könige und Völker nannte, Göthe aufforderte den Tod Cäsars zu schreiben, großartiger als es Voltaire gethan, und daß er ihn deshalb nach Paris einlud, wo es größere Weltanschauung gebe. Das Interessanteste war schon früher bekannt, daß in dieser Audienz Göthe von dem Imperator aufs großartigste über das Schicksal belehrt wurde: er sagte ihm unter dem entschiedensten Tadel der Schicksalstragödien: „Sie haben einer dunkleren Zeit angehört. Was will man jetzt mit dem Schicksal? Die Politik ist das Schicksal." Darauf

erklärte Göthe als „homme" Napoleon's noch 1813 in Dresden auf der Flucht nach Böhmen gegen Arndt und Körner: „Schüttelt nur eure Ketten, der Mann ist euch zu groß, ihr werdet sie nicht zerbrechen!" Als sie bei Leipzig zerbrochen wurden, flüchtete er sich in das Chinesische, seinen Sohn hatte er mit Anwendung der ganzen väterlichen Macht zurückgehalten, ein Freiheitsheld zu werden. Der kleine Weimarer Magistrat schickte dem großen Dichter nach der Leipziger Schlacht zwölf Mann Cosacken zur Einquartirung. Damals schrieb Göthe an Knebel: „Ich habe die Deutschen noch nie verbunden gesehen, als im Haß gegen Napoleon. Ich will nur sehen, was sie anfangen werden, wenn dieser über den Rhein gebannt ist."

An den Festlichkeiten der Tage des Congresses zu Erfurt 1808 nahm auch Weimar seinen Antheil und es berichtet darüber der Kanzler Friedrich von Müller in seinen neuerlich erschienenen Memoiren:

„Napoleon hatte gewünscht, dem Kaiser Alexander das Schlachtfeld von Jena zu zeigen; dazu sollte eine große Jagd am Ettersberge und auf den Bergen gegen Jena hin dienen. Am 6. Oct. war der Weg von Erfurt nach dem Ettersberg von früh an mit unzähligen Wagen, Reitern und Fußgängern bedeckt. Es war der schönste, klarste Herbsttag, kein Wölkchen am ganzen Himmel. In der Nacht vorher waren mehrere hundert Hirsche und Rehe aus dem Ettersburger Walde gegen einen großen freien Rasenplatz zusammengetrieben und umzäunt worden. In der

Mitte dieses freien Platzes hatte man einen ungeheuren Jagdpavillon errichtet, 450 Schritte lang und 50 Schritte breit, mit drei Abtheilungen, wovon die mittlere für die beiden Kaiser und die Könige bestimmt war. Der Pavillon ruhte auf mit Blumen und Zweigen umschmückten Säulen. Dicht dabei sah man große freistehende Balkons, von denen bequem das Ganze überschaut werden konnte. Ringsumher liefen Buden und Zelte mit Erfrischungen. An der Waldgrenze hin gruppirten sich um große Feuer zur Bereitung von warmen Speisen und Getränken eine Unzahl von Landleuten, die das Zusammentreiben des Wildes die ganze Nacht hindurch ermüdet hatte. Dazwischen ertönten muntere Jagdhörner und Gesänge."

„Die Monarchen, an der Landesgrenze von dem Herzog und der ganzen Jägerei zu Pferde empfangen, langten mit ihrem Gefolge unter dem Schalle der Jagdfanfaren um ein Uhr Mittags an. Nunwurde in einzelnen Abtheilungen das Wild aus dem umzäunten Walde heraus und so getrieben, daß es am großen Pavillon in Schußweite vorüber mußte. Napoleon ergötzte sich ungemein an diesem Schauspiel und schien überhaupt sehr vergnügt."

„Um vier Uhr endigte die Jagd. Es war fünf Uhr als die Monarchen unter dem Geläute aller Glocken in Weimar einzogen. Eine Stunde darauf ging es zur kaiserlichen Tafel. Unfern davon war in einer großen Galerie die Marschallstafel von mehr als 150 Personen bereitet. Wir waren kaum zur Hälfte des Diners gekommen, als gemeldet wurde, daß die Mo-

narchen im Begriff seien, sich von ihrer Tafel zu erheben. Nun strömte Alles dahin. Napoleon liebte bekanntlich sehr rasch zu speisen, doch hatte er sich dabei sehr lebhaft mit seiner Nachbarin, der Herzogin von Weimar unterhalten. Nach kurzer Pause fuhr man in das Theater, wohin der Wagen der beiden Kaiser von weimarischen Husaren eskortirt wurde. Vor dem Schlosse stand ein sechzig Fuß hoher Obelisk, geschmackvoll erleuchtet, auf dessen Spitze eine helle Flamme loderte. Das ganze Schloß und seine Umgebungen, so wie alle Straßen bis zum Schauspielhause waren illuminirt. Die französischen Schauspieler, die Napoleon aus Artigkeit gegen die Herzogin nach Weimar gesendet hatte, führten „la mort de César" von Voltaire auf. Unbeschreiblich war der Eindruck bei der Stelle am Schlusse des ersten Acts, wo Cäsar (Talma) zu Antonius sagt:

„Sur l'univers soumis regnons sans violence."

„Gleich nach dem Schlusse des Theaters begann der festliche Hofball im großen Saale des Schlosses. Dieser war reich geschmückt, am reichsten durch die große Zahl Juwelen-strahlender Fürstinnen und anderer ausgezeichneter Damen. Alles aber überstrahlte die edle hohe Gestalt des Kaisers Alexander, der, wie der gute Genius des Festes, durch sein liebenswürdiges Benehmen alle Zuschauer bezauberte. Napoleon trug die einfache Uniform seiner Garde-Jäger. Er bemühte sich jeder Dame, die in seine Nähe kam, seine Aufmerksamkeit zu bezeigen; doch gelang es ihm nicht sonderlich, ja manche seiner Fragen und Aeußerungen

konnten schroff und wenig freundlich erscheinen. Eine einzige Dame machte Ausnahme hiervon; als er hörte daß sie von Erfurt sei, sagte er ihr: „Ich hätte nicht geglaubt, daß es in Erfurt so schöne Frauen gäbe. Aber sind Sie denn auch eine geborne Erfurterin? — „Nein Sire, ich bin zu Stettin geboren!" — „Also Preußin?" — „Ja, Sire, und Preußin von Herz und Seele" — „Gut, man muß seinem Vaterlande anhängen" — womit er sich mit einem verbindlichen Gruße entfernte. Die Dame war Frau von der Recke, Gemahlin des Erfurter Präsidenten v. d. R., der diese Stelle schon unter preußischer Herrschaft bekleidet hatte. Auf diesem Balle war es, wo Napoleon sich Wieland im Wagen holen und vorstellen ließ. *) Erst um ein Uhr zog er sich zurück."

Am andern Morgen 7. Oct. fand die zweite große Jagd zu Ehren der Monarchen statt und zwar zwischen Apolda und Jena auf dem Plateau des Landgrafen-Berges, wo man in das ganze Saalthal bei Jena hineinblickt und wo Napoleon in der Nacht vor der Schlacht von Jena bivouacquirt hatte. Hier war ein Tempel mit Säulen errichtet, mit einer Inschrift im Fronton; vor dem Tempel zwei Altäre. Am Fuße des Berges waren Zelte aufgeschlagen, in deren größtem die Kaiser und Könige, in den übrigen die andern Fürsten frühstückten. Auch an diesem Morgen

*) Die Unterhaltung dauerte zwei Stunden über Voltaire und Cäsar. Als der Greis nicht länger zu stehen vermochte und um seine Erledigung bat, entließ ihn Napoleon mit den Worten: „Allez donc, bon soir."

war das Fest von dem herrlichsten Wetter begünstigt und von einer unzähligen Menge Zuschauer umwogt."

„Gegen Mittag, nach beendigter Jagd, ritten beide Kaiser nach Weimar zurück und fuhren von da alsobald wieder nach Erfurt."

„Hatte die Aufführung des César immerhin etwas seltsam Ominöses gehabt, so mußte es auf diejenigen, die persönlich diesen Abend erlebt hatten, noch lange nachher einen erschütternden Eindruck machen, als sie erfuhren, wie wenig gefehlt hatte, daß diese Aufführung wirklich zum größten Trauerspiel der neueren Weltgeschichte geworden wäre. Es hatte sich nämlich eine kleine Anzahl verwegener preußischer Offiziere, das Unglück und den trostlosen Zustand ihres Vaterlands tief empfindend und vom glühenden Haß gegen dessen Unterdrücker erfüllt, verschworen, den Kaiser Napoleon bei seinem Heraustreten aus dem Theater zu erschießen. Sie hatten die Localität aufs Genaueste erkundigt, Voranstalten zu ihrer eiligen Flucht nach vollbrachter That getroffen und sich zum größten Theil in Weimar unbemerkt versammelt, als noch im letzten Moment einer der Mitverschworenen ausblieb. Sei es, daß dieser Umstand die Uebrigen abschreckte, oder daß sie Reue empfanden, genug das Vorhaben unterblieb. Welche Verwirrung, welche Gräuel das Gelingen so grausiger That unmittelbar und zunächst für Weimar nach sich gezogen hätte, ist kaum zu ermessen." *)

*) Nach dem Berichte Adolf Stahr's in seinem Tagebuche von Weimar und Jena hatten sich die Offiziere im

Bereits ein Jahr vor dem Erfurter Congresse, am 10. April 1807, war, siebenundsechzig Jahre alt, die verwittwete Herzogin Amalie gestorben und noch in demselben Jahre folgte ihr ihre treue Freundin Fräulein von Göchhausen, mit deren Gesellschaft sie noch den Abend ihres Lebens sich verschönt hatte. Thusnelda starb noch in ihrem wohnlichen, mit schönen Meubeln behaglichst ausgestatteten Mansardstübchen im Palais, das sie so ungern verließ, das man aber dem alten weisen Fräulein gekündiget hatte. Sieben Jahre später starb der Liebling Amaliens, Wieland, über dessen Tod der preußische Gesandte, Graf Geßler in Dresden, unterm 12. März 1813 an Frau von Wolzogen sehr richtig schrieb: „Wieland's Tod hat mich gefreut. Sein ganzes Dasein war fröhlich, wenn er es auch nicht immer war. Es ist ihm nie übel gegangen. Alles, was er geschrieben hat, ist heiter. Es wird einem wohl, wenn man ihn liest; wie wohl muß er sich gefühlt haben, als er dichtete. Ich weiß keinen, dessen Herbst so glücklich gewesen wäre. Vor dem eigentlichen strengen Winter hat ihn sein guter Genius bewahrt."

Napoleon hatte bereits im Posener Frieden mit

Gehölze des Webicht mit Feuerwaffen postirt gehalten und nur der Umstand, daß ein preußischer Prinz — man glaubt Prinz Wilhelm, Bruder des Königs — neben Napoleon gesessen oder an seiner Seite neben dem Wagen hergeritten, habe die Verschwornen abgehalten, ihre Mordgewehre auf den Kaiser abzufeuern.

dem Kurfürsten von Sachsen, dem Herzoge dem Rheinbund mit den übrigen Fürsten des ernestinischen Hauses beizutreten verstattet. Sie stellten seitdem ein Contingent von 2,800 Mann, wovon 800 auf Weimar gelegt waren, Gotha stellte 1100, Coburg 400, Meiningen 300, Hildburghausen 200. Sieben Jahre darauf schaffte „das Schicksal," die Politik, den Rheinbund ab. Den Wiener Congreß besuchte Carl August damals, siebenundfunfzig Jahre alt, persönlich. General Nostitz schildert ihn in seinem Tagebuche über die Notabilitäten, die damals sich zusammenfanden, mit den Worten:

„Der alte Herzog von Weimar lebt so burschikos fort, wie er es immer getrieben. Die Welt gefällt ihm und er ist ihr immer durch Lebenslust verbunden, wenn auch die Jahre seine Beweglichkeit schwächen." Carl August trat nun als erster Großherzog von Weimar 1815 zum deutschen Bund. 1825 feierte er sein funfzigjähriges Regierungsjubiläum und seine goldne Hochzeit.

6. Die letzten Tage Carl August's und sein Tod nach dem Bericht Humboldt's. Schlußurtheil Göthe's über ihn. Tod Göthe's und der Herzogin Luise. Die Familie des Großherzogs.

Am 26. Mai 1827 hatte sich die älteste Tochter des Erbprinzen, Marie mit dem Prinzen Carl von Preußen, Sohn des regierenden Königs Friedrich Wilhelm III. vermählt. Im Frühjahr darauf reiste Carl August nach Berlin zum Besuch seiner Enkelin. Auf der Rückreise starb er auf dem Gestüt zu Graditz bei

Torgau, 14. Juni 1828, 71 Jahre alt. Er ward beigesetzt in der Fürstengruft auf dem Friedhofe der Jacobskirche zu Weimar, wo er am 17. November 1827 Schiller's sterbliche Ueberreste hatte beisetzen lassen und wo später auch Göthe begraben ward *).

Die letzten Tage vor seinem Tode hatte Carl August in fast beständiger Gesellschaft Alexander's von Humboldt verlebt und dieser hat einige der letzten Züge aufgefaßt, in denen sich die Natur dieses in vieler Beziehung merkwürdigen Fürsten abspiegelt, der sich bei großer körperlicher Schwäche bis zum Tode in einer wunderbaren Lebendigkeit des Geistes erhielt. Der Brief, den Humboldt nach Weimar, an den Biographen Carl August's, den Kanzler von Müller schrieb, steht im dritten Band der Gespräche Göthe's mit Eckermann. Es heißt unter andern:

„In Potsdam saß ich mehrere Stunden allein mit dem Großherzog auf dem Kanapee; er trank und schlief abwechselnd, trank wieder, stand auf, um an seine Gemahlin zu schreiben, dann schlief er wieder. Er war heiter, aber sehr erschöpft. In den Intervallen bedrängte er mich mit den schwierigsten Fragen über

*) Göthe ward aber nicht wie die Leichen der Fürstlichkeiten durch die Rotunde in die Gruft herniedergesenkt, das schien den Hofleuten zu viel der Ehre, der Sarg des schweren großen Mannes ward mühseligst eine kleine Treppe hinunter ins Grabgewölbe gebracht: er mußte, um den Transport den Trägern möglich zu machen, in die Höhe gestürzt werden.

Physik, Astronomie, Meteorologie und Geognosie, über Durchsichtigkeit eines Kometenkerns, über Mondatmosphäre, über die farbigen Doppelsterne, über Einfluß der Sonnenflecke auf Temperatur, Erscheinen der organischen Formen in der Urwelt, innere Erdwärme. Er schlief mitten in seiner und meiner Rede ein, wurde oft unruhig, und sagte dann, über seine scheinbare Unaufmerksamkeit mild und freundlich um Verzeihung bittend: „Sie sehen, Humboldt, es ist aus mit mir!"

„Auf einmal ging er desultorisch in religiöse Gespräche über. Er klagte über den einreißenden Pietismus und den Zusammenhang dieser Schwärmerei mit politischen Tendenzen nach Absolutismus und Niederschlagen aller freieren Geistesregungen. „Dazu sind es unwahre Bursche, rief er aus, die sich dadurch den Fürsten angenehm zu machen glauben, um Stellen und Bänder zu erhalten! — Mit der poetischen Vorliebe zum Mittelalter haben sie sich eingeschlichen."

„Bald legte sich sein Zorn und nun sagte er, wie er jetzt viel Tröstliches in der christlichen Religion finde. „Das ist eine menschenfreundliche Lehre, sagte er; aber von Anfang an hat man sie verunstaltet. Die ersten Christen waren die Freigesinnten unter den Ultra's!"

Bei Gelegenheit dieses Humboldt'schen Briefs gab Göthe sein Schlußurtheil über Carl August. „Der Großherzog war ein geborner großer Mensch. Er hatte für Alles Sinn und für Alles

Interesse. Er war achtzehn Jahre alt, als ich nach Weimar kam; aber schon damals zeigten seine Keime und Knospen, was einst der Baum sein würde. Er schloß sich bald auf das Innigste an mich an und nahm an Allem, was ich trieb, gründlichen Antheil. Daß ich fast zehn Jahre älter war, als er, kam unserm Verhältniß zu Gute. Er saß ganze Abende bei mir in tiefen Gesprächen über Gegenstände der Kunst und Natur und was sonst allerlei Gutes vorkam. Wir saßen oft tief in die Nacht hinein und es war nicht selten, daß wir neben einander auf meinem Sopha einschliefen. Funfzig Jahre lang haben wir es miteinander fortgetrieben ꝛc. Es giebt viele Fürsten, die fähig sind, über Alles sehr geschickt mitzureden; aber sie haben es nicht im Innern und krabbeln nur an den Oberflächen. Und es ist kein Wunder, wenn man die entsetzlichen Zerstreuungen und Zerstückelungen bedenkt, die das Hofleben mit sich führt und denen ein junger Fürst ausgesetzt ist. Von Allem soll er Notiz nehmen. Er soll ein Bißchen Das kennen und ein Bißchen Das und dann ein Bißchen Das und wieder ein Bißchen Das. Dabei kann sich aber nichts setzen und nichts Wurzel schlagen, und es gehört der Fonds einer gewaltigen Natur dazu, um bei solchen Anforderungen nicht in Rauch aufzugehen."

„Der Großherzog war ein Mensch aus dem Ganzen und es kam bei ihm Alles aus einer einzigen großen Quelle. Und wie das Ganze gut war, so war das Einzelne gut, er mochte thun und treiben

was er wollte. Uebrigens kamen ihm zur Führung des Regiments besonders drei Dinge zu Statten. Er hatte die Gabe, Geister und Charaktere zu unterscheiden und Jeden an seinen Platz zu stellen. Das war sehr viel. Dann hatte er noch Etwas, was eben so viel war, wo nicht noch mehr: Er war beseelt von dem edelsten Wohlwollen, von der reinsten Menschenliebe, und wollte mit ganzer Seele nur das Beste. Er dachte immer zuerst an das Glück des Landes und ganz zuletzt ein wenig an sich selber. Edlen Menschen entgegenzukommen, gute Zwecke befördern zu helfen, war seine Hand immer bereit und offen. Es war in ihm viel Göttliches. Er hätte die ganze Menschheit beglücken mögen. Liebe aber erzeugt Liebe. Wer aber geliebt ist, hat leicht regieren."

„Und drittens: Er war größer, als seine Umgebung. Neben zehn Stimmen, die ihm über einen gewissen Fall zu Ohren kamen, vernahm er die elfte bessere, in sich selber. Fremde Zuflüsterungen glitten in ihm ab, und er kam nicht leicht in den Fall, etwas Unfürstliches zu begehen, indem er das zweideutig gemachte Verdienst zurücksetzte und empfohlne Lumpe in Schutz nahm. Er sah überall selber, urtheilte selber, und hatte in allen Fällen in sich selber die sicherste Basis. Dabei war er schweigsamer Natur und seinen Worten folgte die Handlung."

„Er liebte das Derbe und Unbequeme und war ein Feind aller Verweichlichung. Er fuhr nie anders als auf seiner alten unansehnlichen Droschke, die kaum

in den Federn hing, auf die Jagd, seine Lieblingshunde nebenher, er selbst im abgetragenen grauen Mantel und Militärmütze. Er liebte das Reisen, doch war es nicht sowohl, um sich zu amüsiren und zu zerstreuen, als um überall die Augen und Ohren offen zu haben und auf allerlei Gutes und Nützliches zu achten, das er in seinem Lande einführen könnte. Ackerbau, Viehzucht und Industrie sind ihm auf diese Weise unendlich viel schuldig geworden. Er suchte nicht die Gunst des Volks und that den Leuten keineswegs schön, aber das Volk liebte ihn, weil es fühlte, daß er ein Herz für sie habe."

Jenem oben vorgekommenen Jugendportrait gegenüber hängt, gleich beim Eintritt in die Bibliothek zu Weimar, so daß es unmittelbar in den Blick des Besuchers fällt, ein lebensgroßes Portrait von Carl August aus seinen letzten Lebensjahren, wo er ganz bedeutend stark geworden war, in ganzer Figur. Es ist von Jagemann gemalt, dem Bruder seiner Geliebten, als Bild von geringem Kunstwerthe, aber unschätzbar als einziges lebensgroßes Portrait des „gebornen großen Menschen," des „Menschen aus dem Ganzen." „Es macht, sagt Adolf Stahr, den Eindruck großer auf sich ruhender Behaglichkeit. Der Herzog ist in einer offenen Landschaft seines Parks dargestellt, wie Jemand, der im Gehen plötzlich still hält und sich zur Seite wendet. Die linke Hand ruht auf einem Felsen, die rechte steckt in der Brustöffnung des kurzen grünen mit Schnüren besetzten Rocks. Er trägt ein graues Beinkleid. Sporenstiefeln mit gelben

Stulpen, eine weiße Weste mit gelben Knöpfen und weißes Halstuch. Man sieht diesem Lieblingsanzuge des alten Fürsten an, daß Engländer das Vorbild dazu geliefert haben. Es ist eine untersetzte Gestalt von jenem embonpoint, dem gesunde Männer gewöhnlich anheimfallen, wenn das Mannesalter zum Greisenalter übergeht. Er mag gegen sechzig Jahre alt sein. Das Gesicht ist breit, die Nase in der Mitte etwas eingefallen und stark nach der Spitze, dabei den Lippen nahe, weil die Oberlippe kurz ist. Die Stirn ist hoch, von blonden, bereits ins Graue übergehenden Haaren beschattet. Die blauen Augen sind hell und scharf, wie eines Falken und sehen fest unter den zusammengezogenen Brauen hervor. Der Gesammtausdruck des Kopfes ist kraftvolle Energie, durchdringendes Forschen und große Güte. Trotz der stumpfen Farben ist der Kopf doch das Beste an dem Bilde und sehr getroffen. Die übrigen Theile sind offenbar zu starkknochig und die ganze Gestalt zu ramassirt. Der alte Fürst hatte keine Geduld zum Sitzen und ließ seinen Leibkutscher in seinen Kleidern dem Werke als Modell dienen."

Göthe überlebte seinen herzoglichen Freund noch fünf Jahre. Er war aber zuletzt ein rechter alter, eiskalter und auch eiszapfensteifer Göthe geworden. Als solcher erwies er sich nicht bloß auswärts, sondern auch in seinem eignen Hause. Kurz nach den Befreiungskriegen traf er mit russischen Officieren, Liefländern, in Wiesbaden an der table d'hôte zusammen: diese brachten ihm den Toast aus: „Sie sollen

leben, Herr Professor!" Göthe, der ganz einfach gekleidet war, entfernte sich und erschien nach kurzer Pause wieder mit dem Stern des russischen St. Annen-Ordens auf der Brust. Die Officiere gaben ihm nun die Excellenz und baten ihn um Entschuldigung: die Gesundheit habe nicht ihm, sondern seinen unsterblichen Werken gegolten. Die weimarische Excellenz verharrte in stolzem Schweigen. Im Jahre 1826 sprach der bairische Ritter von Lang bei Göthe ein und berichtet darüber also: „Ein langer, alter, eiskalter, steifer Reichstagssyndicus trat mir entgegen in einem Schlafrock, winkte mir, wie der steinerne Gast, mich niederzusetzen, blieb tonlos nach allen Seiten, die ich anschlagen wollte, stimmte bei Allem, was ich ihm von dem Streben des Kronprinzen von Baiern sagte und brach dann in die Worte aus: „Sagen Sie mir, ohne Zweifel werden Sie auch in Ihrem Ansbacher Bezirk eine Brandversicherungsanstalt haben?" Lang ging darauf ein, darauf meinte Göthe: „Wollen wir, wenn ich bitten darf, den Ort ganz abbrennen lassen." Als Lang sich explicirt, sagte „der alte Faust," nachdem er Alles mit angehört: „Ich danke Ihnen! Wie stark ist denn die Menschenzahl in so einem Rezatkreis bei Ihnen?" — Auf Lang's Erwiederung: „Etwas über 500,000 Seelen (mehr als das Doppelte des ganzen Großherzogthums Weimar) meinte der alte Faust weiter:" „So, so, hm, hm, das ist schon etwas!" Lang aber schloß die seelenlose Entrevue mit den heitern Worten: „Jetzt, da ich die Ehre habe, bei

Ihnen zu sein, ist dort eine Seele weniger. Ich will mich aber auch wieder dahin aufmachen und mich empfehlen." Darauf gab ihm Göthe die Hand zum Abschied, dankte für die Ehre des Besuchs und geleitete Lang bis zur Thüre. „Es war mir, meinte der witzige Ritter, als wenn ich mich beim Feuerlöschen erkältet hätte!"

Drei Jahre vor seinem Tode überschickte Frau von Wolzogen, Schiller's hochgeliebte Schwägerin, an Göthe ihr Leben von Schiller. Wahrscheinlich war es dieses Leben, über welches Göthe folgenden merkwürdigen Brief an Frau von Wolzogen gelangen ließ:

Weimar, 29. September 1829.

„Das mir geneigtest anvertraute Manuscript liegt schon einige Tage neben mir, ich habe hineingesehen und mache dabei eine Erfahrung, von der man sich in jüngern Jahren nichts träumen läßt; ich finde ganz unmöglich, es durchzulesen und werd' es Ihnen leider ohne Weiteres zurückschicken müssen. Durch diese Empfindungen werd' ich nun aufmerksamer auf das, was mir schon einige Zeit begegnet, daß ich nämlich in's längst Vergangene nicht zurückschauen mag. Mit dem abgedruckten Briefwechsel geht es mir eben so, er macht mir eher eine traurige Empfindung, die, wenn ich sie mir verdeutlichen will, sich ohngefähr dahin auflöst, daß in hohen Jahren, wo man mit der Zeit so haushältig umgehen muß, man über sich und Andere wegen vergeudeter Tage höchst ärgerlich wird. Jenes Manuscript laß ich daher noch

kurze Zeit bei mir liegen, theile Meyer'n obige Bemerkung mit und läßt sich das Gefühl durch Reflexion nicht beschwichtigen, so erhalten Sie die Hefte ungesäumt zurück, mit höchst dringender Bitte um Verzeihung eines unerwarteten Seelenereignisses, dessen ich nicht Herr werden kann."

„Behalten Sie, verehrte Freundin, mir ein unschätzbares Wohlwollen und setzen Sie Ihre aufmunternde Theilnahme an demjenigen fort, was ich allenfalls noch anbieten und überliefern könnte."

„Mich angelegentlichst empfehlend, treu angehörig

J. W. v. Göthe."

Einen höchst drolligen Gegensatz gegen die steife Devotion, die der alte Göthe in allen amtlichen Sachen gegen seinen fürstlichen Freund sich zur Richtschnur gemacht hatte und unabänderlich festhielt, gemäß den aus Italien ihm einst geschriebenen Worten: „Hier bin ich, mache aus Deinem Knechte, was Du willst" und allerdings von einer, großen Herren gegenüber, ganz richtigen Vorsicht geleitet, machte des Herzogs eben so unabänderlich bis an das Ende seiner Tage beibehaltene burschikose Weise. Als der alte Göthe einst allerunterthänigst devotest um einen Urlaub nach Jena auf nur wenige Tage gebeten hatte, schrieb Carl August an den Rand der Eingabe: „Kneife aus!"

Die bis an ihr Lebensende formenstrenge Gemahlin des Großherzogs, Luise von Darmstadt, überlebte ihren Gemahl nur noch um zwanzig Monate. Sie starb 1830, am 14. Februar, dreiundsiebzig Jahre

alt. Drei Jahre vorher war ihre funfzigjährige Freundin, Frau von Stein, die dereinstige Freundin Göthe's, dreiundachtzig Jahre alt, geschieden, bei der sie fast täglich mit wenig Begleiterinnen den Abend zuzubringen, im Sommer unter den Orangenbäumen ihrer Wohnung den Thee zu nehmen gewohnt gewesen war. 1828 war ihr Oberhofmeister Einsiedel, achtundsiebzigjährig, abberufen worden.

Außer seinem Nachfolger, Carl Friedrich, hinterließ Carl August nur noch einen Prinzen, den durch seinen Namen und seine herculische Gestalt an den Helden des dreißigjährigen Kriegs erinnernden Prinzen Bernhard, geboren 1792. Er war der Liebling des Vaters und der Zögling des liebenswürdigen Rühle von Lilienstern, spätern preußischen Generals und Chefs des großen Generalstabs. Er befand sich, erst im funfzehnten Jahre stehend, 1806 beim preußischen Heere, bei dem Fürsten von Hohenlohe: er frühstückte mit ihm vor der Schlacht bei Jena in Capellendorf und sein silbernes Dejeuner ward nachher eine Beute der Franzosen. Prinz Bernhard ging später in niederländische Dienste und lebte als niederländischer Generallieutenant theils in Gent und im Haag, theils auf Reisen. Er wurde ohnlängst, um seinen derangirten Vermögensverhältnissen aufzuhelfen, Militair-Gouverneur, Obercommandant des ostindischen Heers in Batavia, von wo er bereits in den Haag zurückgekehrt ist. Seine Gemahlin ist seit 1816 Ida von Meiningen, Schwester der verstorbenen Königin Adelheid von England, Gemahlin Wil-

liam's IV. Professor Gans aus Berlin sah diese Fürstlichkeiten in Neapel und beschreibt in einem Briefe an Varnhagen vom 22. September 1838 das Zusammentreffen mit ihnen: „Die Fahrt nach Pompeji und der Aufenthalt daselbst ist mir in doppelter Hinsicht interessant gewesen, weil ich beides in Gesellschaft einer sehr liebenswürdigen prinzlichen Familie machte, der des Herzogs Bernhard von Weimar. Der Herzog hatte mich Sonnabend auf dem Münzcabinete, das ihm aus besonderer Gunst geöffnet wurde, kennen gelernt, und mich auf den Montag nach Pompeji eingeladen. Dort gab er in den großen Thermen ein vortreffliches Frühstück; es wurden Ausgrabungen für ihn veranstaltet 2c., zuletzt machte ich noch mit dem Herzog eine Promenade um die Mauern von Pompeji 2c. Abends wurde ich in der Vittoria zum Diner eingeladen, bei welchem der Herzog und seine Frau in der liebenswürdigsten Einfachheit erschienen. Der Herzog Bernhard ist ein Mann von herkulischer Gestalt, eine wahre Reiterstatue und ein Abbild jenes Vorbildes aus dem dreißigjährigen Kriege, an das er sichtlich erinnert. Er hat Geist, Kenntnisse und, sein ganzes Leben darauf hingewiesen, etwas aus sich selber zu machen, erzählt er gern von seiner Carrière, von seinen holländischen Verhältnissen, von seinen Schicksalen überhaupt. Er scheint Bürgerlichkeit allen prinzlichen Gesellschaften vorzuziehen. Die Frau ist eben so einfach, auf Kunstanschauung versessen."

Eine Tochter Carl August's, mit dem Erbprinzen von Mecklenburg-Schwerin vermählt,

war schon vor dem Vater 1816 gestorben, die Prinzessin Caroline, die Freundin einer andern Caroline, der enthusiastischen Freundin Schiller's Caroline von Wolzogen, die mit Emphase spricht: „von diesem edlen Wesen, geboren, um alles Schöne und Große sich als die ihm bestimmte Sphäre anzueignen, der Schülerin Herder's, in deren klarem, blauen Auge sich alle Gestalten des Lebens rein abspiegelten, dieser holden Erscheinung, die so früh der Welt entschwand, aber in jedem Herzen, das sie zu fassen vermochte, ein unaustilgbares, rührendes Andenken zurückgelassen hat, und immer frisch erhalten wird."

---

7. Hof=, Civil= und Militairetat und diplomatisches Corps in Weimar unter der Vormünderin Amalie, der Herzogin=Mutter, im Jahre 1767 und später unter Carl August.

I. Hofetat:

1. Als Oberhofmarschall und Chef aller Hofämter stand 1767 an der Spitze: Friedrich Hartmann von Witzleben, aus einem alten thüringischen Geschlechte, dessen Stammschloß im Thüringer Waldgebirge in Schwarzburg=Rudolstadt liegt.

2. Die zweite Hofcharge bekleidete die Oberhofmeisterin der Herzogin=Mutter: Frau von Schlotheim, geborne von Rüxleben.

Folgten:

3. Der Hofmarschall. Diese Stelle bekleidete Herr von Schardt, der Vater der Frau von Stein, der großen und lange Zeit einzigen Freundin Göthe's.

4. Der Oberkämmerer: Herr von Göchhausen, einer von der Familie der einflußreichen Hofdame der Herzogin=Mutter.

5. Der Oberstallmeister. Diese Stelle versah der Oberhofmeister von Witzleben. Später

erhielt sie Baron von Stein, der Gemahl der Freundin Göthe's: er starb 1793.

Noch gehörten zu den oberen Hofchargen:

6. 7. Die beiden Landjägermeister von Staff und von Troyff in Weimar und

8. der Landjägermeister von Wurmb in Eisenach.

Unter jenen weimarischen Landjägermeistern fungirte noch ein Oberforstmeister von Staff und unter dem eisenachischen Landjägermeister ein Oberforstmeister von Arnswald.

Im Jahre 1783 kam als Geheimer Rath und Oberjägermeister aus badnischen Diensten ein Herr von Ziegesar.

1806 fungirten:

ein Landjägermeister,
drei Oberforstmeister und
ein Forstmeister.

Der ganze Hofstaat bestand in diesem Jahre der Auflösung des deutschen Reichs aus folgendem Personale:

1. Dienst beim Herzog.

An der Spitze:

Der Hofmarschall: Baron Wolfgang Gottlob Christoph von Egloffstein, aus einem fränkischen Geschlechte, Gemahl der obenerwähnten liebenswürdigen Dame, welcher Göthe das Lied stiftete: „Da droben auf jenem Berge" und Vater der beiden schönen Hofdamen;

dreizehn Kammerherren,

funfzehn Kammer-, Hof- und Jagdjunker,
fünf Pagen mit zehn Lehrern.

Der Stallmeister: Major von Seebach beim Husarencorps mit noch zwei Stallmeistern und gegen 50 Stallbedienten.

4 Kammerdiener.

Ein Leibjäger.

3 Jagd-, 4 Kammer-, 21 Hoflaquais.

2 Heyducken.

2 Laufer.

2 Mohren: François l'Eveillé und Domain la Fortune.

In der Küche: 22 Personen, dabei auch ein französischer Mundkoch.

In der Kapelle: 36 Personen.

2. Dienst bei der regierenden Herzogin Luise:

Oberhofmeisterin: Maria Henriette, verwittwete von Wedel, geborne Freiin von Wöllwarth.

3 Hofdamen:

Adelaide } von Waldner.
Isabelle }

Fräulein von Riedesel.

3. Dienst beim Erbprinzen und bei der Erbprinzessin Großfürstin:

Oberhofmeister: Geheimer Rath Baron Wilhelm Ernst Friedrich von Wolzogen, Schiller's Schwager, aus einer 1628 während des dreißigjährigen Kriegs aus Oestreich nach Bai-

reuth und Thüringen eingewanderten Protestantenfamilie, gest. 1809 zu Wiesbaden.

Oberhofmeisterin: Gräfin Ottilie Henckel von Donnersmark, die oben mit ihren Personalien aufgeführte Großmutter Ottilie's von Pogwisch, der Schwiegertochter Göthe's.

Ein Kammerherr.

3 Hofdamen.

4. Dienst bei der Herzogin-Mutter Amalie:

Oberhofmeister: Der mit seinen Personalien oben vorgekommene Friedrich Hildebrand von Einsiedel.

2 Hofdamen:

Luise von Göchhausen und

Baronesse Stein.

II. Civiletat:

1. Das oberste Collegium bildete das Geheime Consilium oder das Conseil schlechtweg.

Es war die Oberbehörde für beide Fürstenthümer Weimar und Eisenach. In ihm saßen unter der Vormünderin-Regentin Amalie 1767:

1. Der Präsident der Regierung zu Weimar: Kanzler von Greiner.

2. Der Geheime Rath Jacob Friedrich Freiherr von Fritsch, einer von der Leipziger Buchhändler-Familie des berühmten kursächsischen Ministers Thomas Fritsch, der den Hubertsburger Frieden mit Herzberg mit abschloß.

3. Der Geheime Assistenzrath Carl Schmidt, gestorben 1784, sechzig Jahre alt.

4. Der Legationsrath und Geheime Referendar Johann Christoph Schmidt, der später nach Göthe 1788 Kammerpräsident wurde.

Göthe trat im Jahre 1775 gleich bei seinem Eintreffen in Weimar als Fünfter ins Conseil, zuerst als Legationsrath mit 1200 Thaler Gehalt, welcher später auf 1800 Thaler erhöht wurde. Im Jahre 1779 ward er Geheimer Rath, 1782 Kammerpräsident, in demselben Jahre geadelt und 1804 Excellenz.

Im Jahre 1806 bildeten folgende Fünf das Conseil:

1. An der Spitze Göthe.

2. Der Kammerpräsident Schmidt.

3. Der Geheime Rath Christian Gottlieb von Voigt. Schiller nennt diesen einflußreichen Mann in einem Briefe vom 12. August 1787 an Körner: „einen ganz trefflichen Mann, einen der angenehmsten Geschäftsmänner, von großen und kleinen Geistern geschätzt, mit den Besten liirt und ein Orakel für den Herzog."

4. Der Oberhofmeister des Erbprinzen und der Erbprinzessin-Großfürstin: Baron Wolzogen.

5. Der Geheime Assistenzrath Thon.

Neben dem Conseil bestanden 1767 noch folgende Behörden:

1) Für Weimar:

2. Die Regierung unter dem genannten Kanzler von Greiner. Ihm folgte von Koppen-

fels und noch später fungirte: Friedrich von Müller, der Biograph Carl August's, dessen Memoiren neuerlich bruchstückweise erschienen sind.

3. Die Kammer unter dem alten Präsidenten von Kalb, aus der alten thüringischen Familie Kalb auf Kalbsrieth. Ihm folgte kurz nach Carl August's Regierungsantritt sein Sohn, der jüngere Kalb und als dieser 1782 entlassen wurde, Göthe. Nach Göthe's Rückkunft aus Italien 1788 erhielt der Geheime Rath Johann Christoph Schmidt den Kammerpräsidentenposten.

4. Das Oberconsistorium unter dem Präsidenten von Hendrich. Ihm folgte von Lyncker, der sich neben seinen geistlichen Amtsgeschäften auch mit weltlichen befaßte: er excellirte auf dem Liebhabertheater der Herzogin-Mutter Amalie in französischen Stücken.
Vicepräsident ward 1789: der berühmte Herder.

5. Das Hofgericht zu Jena unter dem alten Baron von Wolzogen, Geheimen Rath und Consistorialpräsidenten zu Altenburg.

2) Für Eisenach:

6. Die Regierung unter dem Kanzler Göckel, der zugleich Obersteuerdirector war. Ihm folgte: der Geheime Rath Johann Ludwig von Bechtolsheim, dessen Haus, wie oben erwähnt, durch seine Gemahlin Gräfin Keller eines der glänzendsten in der weimarischen Welt war.

7. Die Kammer unter Baron Reinbaben,

einem von der schlesischen Familie des Premierministers unter Herzog Ernst August.

Die eisenachische Kammer ward später mit der weimarischen vereinigt.

8. Das Oberconsistorium unter von Rath.
Ihm folgte der Kanzler von Bechtolsheim.

III. Armeeetat:

Weimar hielt ein Landregiment und eine Garde du corps. An der Spitze stand 1767 als „commandirender General" ein von Burgsdorf. 1806 ist die oberste Charge: ein Obrist von Rothmaler. Aufgeführt werden: ein Scharfschützencorps, ein Husarencorps und ein Infanteriecorps zu Jena.

IV. Diplomatisches Corps im Jahre 1767 und 1805, dem Jahre vor Auflösung des deutschen Reichs.

1. In Wien fungirte 1767 Geheimer Rath von Rehboom und als Agent und Legationssecretair der Hofrath von Rehboom. Beide waren zugleich von Gotha accreditirt. 1805 war nur ein Agent: Geh. Leg. Rath J. Andreas Merck accreditirt.

2. In Regensburg standen 1767: Graf Heinrich von Bünau, ein Sohn des Geschichtschreibers der Deutschen, als Gesandter, ebenfalls auch für Gotha und ein Leg. Secr. Ernesti. 1805 fungirte der ehemalige Gouverneur Carl August's, der preußische Gesandte Graf Eustach Görtz.

3. In Wetzlar fungirten 1805 zwei Agenten beim Reichskammergericht.
4. In Dresden: 1767 Opponius, 1805 Hofrath Richter, beide als Agenten.
5. In Leipzig 1767: Andreä, Agent.
6. In Frankfurt am Main 1767: Hofrath Steitz als Resident, 1805 derselbe und Riese als Residenten.
7. In Augsburg 1767: Commiss. Rath Gutmann, Agent.
8. In Strasburg 1767: Hofrath Gangolf, Resident.
9. In Nürnberg 1805: Leg. Rath Thon, Agent bei der Kreisversammlung.
10. In Hamburg 1805: 2 Agenten.
11. Im Haag 1767 von der Kop, Procurator beim Hofe zu Holland, Agent, 1805: derselbe.
12. In Amsterdam 1805: Hofagent von Jäger.
13. In London 1767: Hofrath Pfeiffer.
14. In Petersburg 1805: Geheimer Rath Baron Wolzogen als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister.
15. In Rom 1805: Abt Rocatani, Agent.
16. In Florenz 1805: Cambiagi, Agent.

Der Hof

Carl Friedrich's.

1828 — 1853.

Carl Friedrich
1828 — 1853.

Carl Friedrich war, wie schon oben beiläufig erwähnt worden ist, der Liebling seiner Mutter, Luise von Darmstadt, die ihn nach des Vaters Ansicht allzusehr verzärtelte und weibisch machte; deshalb zog Carl August seinen jüngsten Sohn, den starken Bernhard, welcher ganz nach seinem Sinne war, ihm vor und hätte diesem Jüngsten gar zu gern die Nachfolge verschafft.

Carl Friedrich, geboren 1783, hatte seine erste Jugend verlebt in der glücklichsten Zeit Weimars, wo Göthe und Schiller auf ihrem Lebensgipfel standen und wo die mächtigen Wogenschläge, die von dem revolutionirten Frankreich herüberschlugen, auch in Deutschland alle Gemüther aufregten. Es findet sich nicht, daß die außerordentlichen äußeren Begebenheiten auf Carl Friedrich's innere Entwickelung großen Einfluß ausgeübt hätten: sein Horizont war von Jugend auf klein, Mährchen waren seine Lieblingslectüre: er hat sie bis an sein Lebensende vorzugs=

weise geliebt. Die Gouverneure gaben sich viele Mühe mit ihm, ihn zur Selbstthätigkeit, zum um sich Schauen, sich Orientiren zu bringen; unter andern waren sie darauf bedacht, den Ortssinn in ihm zu entwickeln. Bei einem Spaziergang ward er auf ein Haus aufmerksam gemacht, das er sich merken sollte, mit dem Bedeuten, daß man bei einem spätern Spaziergang darüber Nachfrage halten werde. Der Prinz war nicht im Stande, dieses Haus wieder aufzufinden; er ward befragt, ob er sich denn nicht die Merkmale imprimirt habe; er erwiederte treuherzig: „Freilich, es saß eine Krähe darauf." Thatsache ist, daß Carl Friedrich den schönen Park von Weimar nicht liebte, er zog Ettersburg vor und besonders Tieffurt: im weimarischen Park soll er von seinem Gouverneur einmal eine Ohrfeige erhalten haben. Später machte der Prinz mit seinem Oberhofmeister Baron Wolzogen, Schiller's Schwager, eine Tour nach „jener linken Seite, wo deutsche Treue vergeht," er sah im Jahre 1802 den Hof des damaligen ersten Consuls und vermählte sich einundzwanzigjährig 1804 mit der Großfürstin. Er war bereits fünfundvierzig Jahre, als er die Regierung antrat. Er war in seiner Jugend ein bel homme gewesen, noch jetzt ein Herr von stattlicher und ansehnlicher Gestalt, später ward er etwas schief: dieses Schiefwerden nahm mit dem Alter so zu, daß er ausgepolsterte Kleider tragen mußte. Eigenthümlich lebhaft und beweglich war sein Mienenspiel, seine Art den Kopf zu werfen und zu conversiren, die Stimme war das spezifische sächsische Idiom und ziem-

lich laut, seine Phrasen pflegte er oft hintereinander zu wiederholen.

Carl Friedrich's Gemahlin, die russische Großfürstin Marie, war eine Dame zwar nicht groß an Leibesgestalt, aber von den größten Manieren: sie erschien, wie alle russische Prinzessinnen, mit der höchsten Grandezza; ihre Mutter, die badnische Prinzessin, war durch ihre Toilettenkünste berühmt, sie erschien in ihrem späten Alter noch wie eine Frau nicht über vierzig Jahre, im Deshabillé sank sie freilich wie ein Klümpchen zusammen; die Tochter hatte etwas von der Mutter. Der durch sie schon unter Carl August ziemlich glänzend gewordene kleine Hof wurde, seit sie regierende Großherzogin geworden war, glänzender und immer glänzender, die an den Petersburger Glanz in ihrer Jugend gewöhnte Großfürstin sorgte, mit Petersburger Gelde reichlich versorgt, für eine möglichst glänzende Repräsentation. Die Geburtsfeste der Hoheiten, noch 1852 das Fest bei Vermählung des zweiten Prinzen Herzog Bernhard's mit der Tochter des Königs von Würtemberg, wurden mit wahrhaft königlicher Pracht gefeiert, die Großherzogin erschien dabei in ihrem Diamantenschmuck, der Millionen werth war. Sie war die Lieblingsschwester Alexander's gewesen, er hatte sie so lieb, daß er sogar Meubles, z. B. Schreibtische, die sie eine Zeitlang gehabt hatte, mit ihr tauschte; in seinem Testament hatte er sie vorzugsweise mit kaiserlich glänzenden Legaten bedacht. Das Geburtsfest der Großherzogin, der dritte Februar, war der festlichste Tag für Weimar: an

demselben fanden sich die Cavaliere von nah und fern zur Cour ein, das kleine Weimar war dann in allen Gasthäusern überfüllt, die Großherzogin, leider in ihrem späteren Alter mit Schwerhörigkeit heimgesucht, machte die Honneurs auf die liebenswürdigste und verbindlichste Weise. Zu der Schwerhörigkeit der Großherzogin kam leider der für die Conversation mit ihr noch weit stärker erschwerende Umstand, daß sie sehr leise sprach und diejenigen, an deren Stimme sie nicht gewöhnt war, sehr schwer verstand; trotz öfterer Wiederholung der Worte von beiden Seiten war sehr oft keine Verständigung herbeizuführen. Der Hof hatte mehrere ausgezeichnet schöne, liebenswürdige, interessante und piquante Damen: unter den schönsten glänzte Jenny von Pappenheim, die für eine Tochter König Jerôme's von Westphalen galt, ihm frappant ähnlich war und nachher mit Herrn von Gustedt, Landrath in Rosenberg bei Marienwerder in Preußen sich vermählte, und zwei Fräulein von Spiegel, Töchter der schönen Hofmarschallin, von denen Pauline an Herrn von Helldorf und Melanie, die schönere Schwester, nach Stuttgart an den dortigen Hofmarschall Baron Seckendorf sich verheirathet hat.

Die Regierung blieb in den Händen der alten Minister Carl August's: das Regierungs- und Justizdepartement, eingeschlossen die auswärtigen und Hausangelegenheiten, besorgte Freiherr von Fritsch, die Finanzen und die Hofhaltungssachen Freiherr von Gersdorf, ein lebhafter, ziemlich unabhängig

gebahrender und sehr gebildeter Herr: von letzterer Eigenschaft ist der Beweis, daß er den Philoktet übersetzt hat und von ersterer, daß er zum öfteren den Fürstlichkeiten widersprach und auf seiner Meinung bestand. Er hatte sich mit der schönen Mutter der schönen Fräulein von Pappenheim, einer gebornen Gräfin Waldner aus dem Elsaß vermählt, trotzdem, daß diese ihm selbst die Vorstellung gemacht hatte, daß keine Dame am westphälischen Hofe dem Verdacht habe entgehen können, dem König sehr nahe gestanden zu haben; gerade ihr Widerspruch reizte Herrn von Gersdorf und er heirathete sie; als später Graf Keller nach Weimar kam und gegen Frau von Gersdorf wegen ihrer Casseler Abentheuer sprach, forderte er ihn vor die Klinge. Sie gebar ihm eine Tochter, die 1842 sich mit dem Hofmarschall und Adjutant Graf Friedrich Beust vermählt hat. Der Hauptmacher in den Geschäften in Weimar war unter Carl Friedrich der Geheime Rath Dr. Schweitzer. Göthe hatte noch bis zu seinem Tode 1832 die Oberaufsicht über alle unmittelbare Anstalten für Wissenschaften und Kunst.

Das eigentliche Heft der Regierung führte in den fünfundzwanzig Regierierungsjahren Carl Friedrich's seine kluge Gemahlin. Da der Großherzog, trotz seiner Gemüthsblödigkeit doch aufs Regiment sehr eifersüchtig war, wußte die Großherzogin auf die feinste Weise es zu verbergen, daß sie es eigentlich sei, welche „regierende" Großherzogin sei in der That und in der Wahrheit; niemand weniger als

Carl Friedrich hat ihre sanfte Herrschaft gefühlt. Wenn Carl Friedrich ins Conseil ging, pflegte Marie gewöhnlich vorher mit ihm im vertraulichen Gespräch über die Dinge zu sprechen, die zum Vortrag kommen würden und über die sie durch die Minister, namentlich durch das bürgerliche Factotum gar wohl unterrichtet war. Es traf sich dann, daß Carl Friedrich, wenn er zurückkam, seiner Gemahlin erzählte, wie und was für Worte er gesprochen habe: es waren gewöhnlich ihre eigensten Worte, die sie ihm in den Mund gelegt hatte.

Daß der Großherzog Carl Friedich trotz seiner Gemüthsblödigkeit doch aufs Regiment, auf die Ausübung der Herrscherpflichten als Souverain, sehr eifersüchtig war, dies bezeugt eine sehr heitre Anecdote. Ein Maler zeigte ihm einst das von ihm gefertigte Portrait seines Bruders, des starken Prinzen Bernhard, den der alte Carl August so liebte und dem Erstgebornen so vorzog. Die königliche Hoheit stand nicht in dem richtigen Lichte, um das Gemälde richtig zu taxiren, wenigstens glaubte das der Maler zu bemerken, um sich die gehofften Lobsprüche zu verschaffen. Er sagte in seinem Eifer, sie zu fischen, dem Großherzog: „Ew. Königliche Hoheit müssen auf diese Seite treten!“ Die Königliche Hoheit bemerkte darauf mit ungewöhnlich scharfem Accente: „Ein Souverain soll müssen?“

Carl August schon hatte erkannt, daß sein Sohn einst ein Selbstherrscher — nach seiner Manier freilich — sein werde. Der Erbgroßherzog forderte einst

von einem Kammerdiener in Gegenwart seines Vaters ein Glas frisches Wasser, aber ganz frisches. Als der Kammerdiener mit dem Glase kam, fragte der Erbgroßherzog wiederholt, ob das Wasser frisch sei, aber ganz frisch? Der Kammerdiener versicherte, daß er dasselbe eben von der Plumpe geholt habe. Der Prinz erwiderte: „Nun, wenn das der Fall ist, so gehen Sie noch einmal herunter und holen mir anderes.“ Carl August meinte in seiner burschikosen Weise: „Das wird ein Mordkerl einmal werden!“

Als Carl Friedrich „regierender“ Herzog geworden, hielt er sich für verpflichtet, den von löblicher Vorzeit her althergebrachten Ständeunterschied aufrecht zu erhalten. Fräulein Adele Schoppenhauer ward von Sr. Königlichen Hoheit durchaus nur als Mademoiselle Adele Schoppenhauer anerkannt, ebenso Fräulein Seidler, die Malerin, die sonst doch ein großer Liebling von ihm war: erwähnte Jemand Fräulein Seidler im Gespräch mit ihm, so unterließ er nicht zu verbessern: „Sie wollen Mademoiselle Seidler sagen.“ Einst war bei Anwesenheit des Großherzogs in einer kleinen Stadt Ball auf Subscription. In den Listen fand der Monarch Aufführungen, wie: „Amtmann X., Doctor Y., Apotheker Z,“ jeder mit einer Anzahl von „Fräulein“ Töchtern. Als der Monarch auf dem Balle erschien, trat er der Reihe nach zu dem Amtmann X., Doctor Y. und Apotheker Z. und erkundigte sich nach dem Befinden der „Mamsell“ Töchter, huldvoll, aber mit ungewöhnlich scharfer Betonung der dem Fräulein substituirten Titulatur.

Außer solchen ungewöhnlichen Aufregungen war Carl Friedrich ein ungemein gutmüthiger und leutseliger Herr und wegen dieser hohen Gutmüthigkeit und Leutseligkeit auch sehr beliebt. Man erzählt viele Züge dieses Herrn, die seinem Herzen Ehre machen. Man machte ihm einst die Bemerkung, daß man so wenig Nachtigallen in und um Weimar höre, sie müßten wohl weggefangen worden sein. Carl Friedrich bestätigte das und meinte: „Wenn ich eine Nachtigall hören will, muß ich einen Käfig vor mein Fenster hängen lassen, aber dann dauert es mich, daß mein Kammerdiener nicht schlafen kann." Als die alle Welt ergreifende turba des Jahres 1848 auch das kleine Ländchen Weimar ergriff, trat der große Fond von Wohlwollen und Güte in Carl Friedrich's Seele auf eine so die Herzen gewinnende Weise hervor, daß seine Popularität in den letzten Lebenstagen am entschiedensten war: er verglich sich wegen einer Civilliste und begnügte sich mit dieser Civilliste freiwillig schon im Jahre 1848 und ließ auch noch eine Summe freiwillig nach. Die Regierung von Weimar hatte zuletzt Bernhard von Watzdorf, der sehr ungleiche Schwiegersohn des Dresdner Premiers Könneritz, als erster Minister geführt; während dieser Schwiegervater in Dresden abgehen mußte, erhielt sich Herr von Watzdorf in seinem Posten und mußte nur den Dr. Oscar von Wydenbrugk, Mitglied der deutschen Nationalversammlung in Frankfurt, sich als demokratische Zuthat zur Seite stellen lassen.

Eine der curiosesten Passionen hatte Carl Friedrich, eigentlich zu reden, ein Passiönchen, und zwei stereotype Wortspiele oder Räthsel. Das Passiönchen war das für Nippes und alte Sachen, von welchen er im Tieffurter Schlößchen eine wahrhaft fabelhafte, mit vielen tausend Thalern aus allen Auctionen nah !und fern aufgetriebene Collection in höchsteigener Person aufgestellt hatte: alle Zimmer, alle Tische, alle Stühle, alle Wände von unten bis oben, sogar die Brüstungen der Fenster und Thüren waren mit solchen Raritäten gefüllt, mit Porzellainsachen, mit Tellern, mit Gläsern, mit Tassen, mit Fächern, mit russischen Ostereiern, mit chinesischen Pagodenl und anderweiten Figürchen, mit Kupferstichen, mit Stahlstichen, mit Bildern aus Modejournalen, Taschenbüchern u. s. w. u. s. w. Personen, die diese aus vielen tausenden von einzelnen Nummern bestehende Tieffurter Sammlung, die noch existirt, gesehen haben, versichern, daß der Eindruck davon ein geradezu sinnenverwirrender sei. Se. Königliche Hoheit aber, die öfters ganz allein nach Tieffurt herausfuhren und hier halbe Tage lang mit dem Rangiren dieses Chaos und Labyrinths verbrachten, wußten so vortrefflich Bescheid, daß sie es alsbald bemerkten, wenn nur ein Porzellainmops von seiner ihm Allerhöchst angewiesenen Stelle verrückt worden war. Besonders liebte dieser sammellustige Herr Tassen: ein Appartement in Weimar war terassenförmig mit einer Unzahl derselben gefüllt. Ein viel würdigeres Denkmal der Vorliebe Carl Friedrich's für alte Sachen war die Restauration der Wartburg.

Die beiden Wortspiele oder Räthsel, die der gutmüthige Großherzog seinen Umgebungen anzuhören gab, waren: Was würden Sie thun, wenn Sie ein Zahnarzt wären? und: Was würden Sie thun, wenn Sie ein Taucher wären? Die Antworten, die die Königliche Hoheit auf diese Fragen zuletzt selbst gab, lauteten: Ich würde der Zeit ihren Zahn ausziehen und: Ich würde mich ins Meer der Vergessenheit tauchen. Eine hohe Person an dem verwandten preußischen Hofe beantwortete einmal diese beiden Fragen mit Einer beide Antworten höchst drollig untereinander verwechselnden Antwort, was Se. Königliche Hoheit nicht wenig aus der Fassung brachte. Ich erwähne noch eine letzte curiose Sache, die die Herzenstreue dieses gutmüthigen Herrn ins Licht setzt: ich meine seine Treue für seine beiden ehemaligen Tänzerinnen, denen er eine solche Anhänglichkeit bewahrte, daß er sie noch in ihren ganz alten Tagen springen ließ: dieses Ballet der beiden uralten Tanz-Schönheiten soll ganz unvergleichlich komisch gewesen sein.

Carl Friedrich erlebte nach Ueberstehung des Sturmes von 1848 noch sein fünfundzwanzigjähriges Regierungsjubiläum und starb kurz darauf, siebzig Jahre alt, 1853. Noch in Bezug auf seine letzte Ruhestätte wird versichert, daß sich Carl Friedrich's fürstlicher Adelsstolz geregt habe: er wollte nicht bei seinem Vater begraben sein, der mit Schiller und Göthe zusammen ruhe, er wollte sich ein eignes Mausoleum für sich und seine Familie bauen lassen. Die Großherzogin bemerkte aber auf diesen Vorschlag

sehr ernsthaft: „sie ihres Theils würde sich bei Schiller und Göthe niedersetzen lassen." Carl Friedrich wollte nicht allein ruhn und so unterblieb die Idee des Mausoleums.

Carl Friedrich hinterließ einen Sohn, seinen Nachfolger und zwei Prinzessinnen. Wie die älteste, Marie 1827 noch unter Carl August an einen preußischen Prinzen, den Prinzen Carl vermählt worden war, ward es auch im Jahre 1829 die zweite Auguste: es ist die kluge, besonders in den Bewegungen nach der Revolution von 1848 eine Zeit lang so einflußreiche Gemahlin des Prinzen von Preußen. Sie war der Liebling der Mutter: diese pflegte ähnliche Fragen, wie sie ehemals über ihren Bruder, „ihren Kaiser" an General von Rennenkampf gerichtet hatte, an die Berliner Besucher in Weimar zu richten: „ob die Prinzessin von Preußen auch recht beliebt in Berlin sei?" u. s. w., was oft die Befragten in große Verlegenheit brachte.

Bei den Bewegungen des Jahres 1848 machte man im weimarischen Lande die überraschende Entdeckung, daß das Einkommen des Hofs vom großherzoglichen Kammervermögen, gerade eben so viel betrage, als das Einkommen des Landes, der Landschaft, nämlich jährlich fast **800,000 Thaler**. Darauf ward am 1. April 1848 die Civilliste des Großherzogs auf **250,000 Thaler** herabgesetzt und das großherzogliche Kammervermögen mit dem landschaftlichen Vermögen vereinigt. Die landschaftliche Schuld betrug 1844 **3,800,000 Thaler**.

Der Hofstaat für das kleine Land, das halb so viel Einwohner, als Berlin hat, war allerdings nach und nach glänzend angewachsen: 1767 hatte man noch keine Kammerherren gehabt, 1791 elf, 1806 dreizehn und 1841 zählte man einundvierzig, dazu noch dreizehn Kammer- und vier Hofjunker. Eine Zeit lang, berichtete ein Artikel in der Augsburger Allgemeinen Zeitung 1849, gab es am Hofe zu Weimar auch auf einmal vier Hofmarschälle — noch einen mehr, als unter Brühl in Dresden. Noch jetzt fungiren zwei und ein Hausmarschall. Das Personal der kleinen Hofbedienten war nicht minder zahlreich: man unterhielt nicht weniger als über ein Dutzend Schlösser in bewohnbarem Stand: sie kosten, um sie im bewohnbaren Stand zu erhalten, den siebenten Theil des Budjets: 36,000 Thaler. Der Hof war der glänzendste unter den kleinen Höfen Deutschlands: es ermöglichten das die Summen, die der Großherzogin-Großfürstin vom russischen Hofe gezahlt wurden. Nach dem Tode ihres Gemahls, berichteten die Zeitungen, soll eine Einschränkung eingetreten sein.

Das Land ist, wie die Unterrichteten berichten, sehr ausgesaugt, es ist durch das von Göthe beschriebene Manöver „der Ameisen gegen die Blattläuse“ fast erschöpft.

Auch in neuester Zeit ist der Hof zu Weimar darauf bedacht gewesen, des Schimmers der Künste und Wissenschaften, der ihm dereinst einen so starken Glanz gab, nicht ganz zu entbehren. Die größte

Notabilität der Kunst, die der Hof sich in neuerer Zeit anzueignen gewußt hat, ist der Pianoforte-Virtuos Liszt, der mit dem bescheidenen Gehalt von 1200 Thalern angestellt ward und seine Weltlaufbahn in dem kleinen Horizont Weimar beschließen zu wollen scheint: die Fürstin Leonille Wittgenstein, geborne Bariatinsky, seine große Freundin, folgte ihm nach Weimar. Er hat unter andern auch die Opern des Dresdner Wagner auf die weimarische Bühne eingebürgert.

Als eine Curiosität verdient noch angeführt zu werden, daß es im Jahre 1848 im Hoftheater zu Weimar noch eine von Carl Friedrich gemessenst anbefohlene adelige und bürgerliche Seite der Logen gab.

Hof-, Civil- und Militairstaat und diplomatisches Corps im Jahre 1852.

I. Hofstaat.

Oberste Hof- und Hofchargen:

1848 hatte noch der wirkliche geheime Rath Carl Emil Baron Spiegel von und zu Pickelsheim, der Gemahl der schönen Frau von Spiegel und der Vater der beiden schönen Fräulein Pauline und Melanie, nachherigen Frauen von Helldorf und Seckendorf, als Oberhofmarschall fungirt. Diese Stelle ward nicht wieder besetzt.

1. Oberschenk: Friedrich August Johann Freiherr Vitzthum von Egersberg, wirklicher geheimer Rath.
2. Oberkammerherr: Hans Carl Ottobald Graf und Herr von Werthern-Beichlingen, wirklicher geheimer Rath.
3. Oberjägermeister: Ludwig Ernst von Hopffgarten.
4. Oberhofmeisterin der Großherzogin Großfürstin: Stiftsdame Gräfin Constanze von Fritsch.
5. Hausmarschall: Franz Ernst von Waldungen.
6. 7. Hofmarschälle:

Friedrich Graf und Herr von Beust, Adjutant des Großherzogs und Major, Sohn des 1849 gestorbenen Geheimen Raths und Bundestagsgesandten Carl, von der jüngeren 1775 gegraften Linie, Schwiegersohn des ehemaligen Ministers Freiherrn von Gersdorf.

Carl Olivier, Freiherr von Beaulieu-Marconnay.

II. Civilstaat.

1. Staatsministerium:

Dr. juris Christian Bernhard von Watzdorf, Staatsminister und wirklicher Geheimer Rath, Vorsitzender des Gesammt-Ministeriums und Chef des ersten Departements.

Dr. juris Oscar von Wydenbrugk, Geheimer Staatsrath und Chef des zweiten Departements.

Gustav Thon, Geheimer Staatsrath und Chef des dritten Departements.

G. Theodor Stichling, Staatsrath, Mitglied des Ministeriums kraft besonderen Auftrags.

Erstes Departement:

Chef: Staatsminister von Watzdorf.

Erste Abth. (Angelegenheiten des großherzoglichen Hauses und der Landesverfassung, Staatscorrespondenz, Militair, Verhandlung mit den Ständen, Presse, Staatsarchiv; Universität Jena, Ordenskanzlei) Staatsrath Stichling.

Anstalten für Kunst und Wissenschaft:

Geh. Hofrath Dr. Vogel, vortragender Rath.

Zweite Abth. (Innere Landesverwaltung) Director: Carl Friedrich Wirth.

Zweites Departement:

(Justiz-, Kirchen- und Schulfachwesen.)

Chef: Geh. Staatsrath von Wydenbrugk.

Kirchenrath für rein kirchliche Angelegenheiten der protestantisch-evangelischen Kirche:

Geh. Staatsrath von Wydenbrugk.

Geh. Kirchenrath Dr. theol. Schwarz.

Drittes Departement:

(Finanzen.)

Chef: Geh. Staatsrath Thon.

Director: Staatsrath Bergfeld.

2. Obere Landes-Justizbehörden:

a. Ober-Appellationsgericht zu Jena:
Präsident: Dr. Ortloff.

b. Appellationsgericht zu Eisenach:
Präsident: Kammerherr von Mandelsloh.
Vicepräsident: Busch.

c. Ober Postinspection:
Vorsitzender: wirklicher Geh. Hofrath Helbig.

d. Immediat-Commission für das katholische Kirchen- und Schulwesen:
Vorsitzender: geistlicher Rath Diesing, kath. Pfarrer zu Weimar und Jena.

III. Militair-Commando:

Chef: Obrist von Poyda.

IV. Diplomatisches Corps:

1. Weimarische Geschäftsträger und Consuln in Deutschland:

1. In Wien: Kammerherr Freiherr von Borsch und Borschod, Geschäftsträger, zugleich für Gotha, Meiningen und Altenburg accreditirt.

2. In Berlin fungirte noch 1848 Geheimer Legationsrath und Kammerherr Carl Baron von Martens als Ministerresident; 1853 ward der frühere altenburgsche Minister, Louis Graf Beust, als Gesandter sämmtlicher thüringischer Staaten accreditirt.

3. In München: von Kraft, Consul.

2. Weimarische Consuln im Ausland:

1. In Bordeaux: Klipsch, Consul.

2. In London: Cahlmann, Consul.
3. In Brüssel: nicht ernannt.
4. In Amsterdam: Serrurier, Gen. Consul.
5. In New-York: Ed. Stucken, Consul.

3. Fremdes diplomatisches Corps in Weimar:

1. Oestreich: Der Gesandte in Dresden, Graf Kuefstein.

2. Preußen: Der Gesandte in Dresden, Graf Galen.

3. Baiern: Der Geschäftsträger in Dresden, Baron Gise.

4. Rußland: Der Gesandte in Dresden, Geh. Rath von Schröder und Baron Franz Friedrich Apollonius von Maltitz wirkl. Staatsrath.

5. England: Der Gesandte in Dresden, Mr. Forbes.

6. Frankreich: Der Gesandte in Dresden, Mr. de Salignac-Fénélon.

7. Niederlande: Der Gesandte in Berlin, Baron Schimmelpenninck.

8. Belgien: Der Gesandte in Berlin, Dr. Nothomb.

9. Schweiz: Der Consul in Leipzig, Hirzel-Lampe.

Der Hof
Carl Alexander's,
seit 1853.

Carl Alexander,
seit 1853.

Der regierende Großherzog Carl Alexander, Carl Friedrich's einziger Sohn, ist geboren nach vierzehnjähriger Ehe desselben mit der russischen Großfürstin im Jahre 1818. Er erhielt eine sehr sorgfältige Erziehung durch einen französischen Schweizer und war viel, wie er selbst mit liebenswürdig bescheidner Dankbarkeit anerkannt hat, mit Göthe's Enkeln zusammen im Hause dieses literarischen Nestor's, an dem er mit größter Pietät hängt. Er diente darauf eine Zeit lang als preußischer Cuirassieroffizier in Breslau: dieses Garnisonsjahr hat er sein unglücklichstes Jahr genannt. 1842, vierundzwanzig Jahre alt, vermählte er sich mit einer Oranierin, die auch an Leib und Seele ganz eine Oranierin ist, der Prinzessin Sophie von den Niederlanden.

Ein Jahr nach seiner Vermählung schrieb die dereinstige enthusiastische Freundin der Schwägerin Schiller's, Caroline von Wolzogen in Jena die Worte in ihrem Tagebuche über ihn nieder: „An-

genehme Eindrücke durch die Anwesenheit meines lieben Prinzen. Das frühere Vertrauen zu mir hat sich erhalten, Freude an meinem Wohlgefallen, wie zuvor. Er ist fester in sich geworden, sein Betragen fürstlicher; er flieht das Leere, will sich als Mann zeigen und vermag es. — Billiges Urtheil über Alles. „Nur nicht einrosten müssen wir", sagte er. In Ilmenau war ihm wohl, „so eigen wohl wird mir, wenn ich allein in einen dichten Wald hineingehe und die Bäume sich über mir wölben." Sich der Einsamkeit freuen, bei einem Prinzen ein seltener, innern Gehalt bewährender Geschmack."

Auch andere unabhängige Stimmen von Personen, die ihm nahe gestanden haben, bezeichnen ihn als einen Herrn der besten Intentionen; noch Andere wollen die Schwäche in ihm aufgefunden haben, daß er etwas affectirt sei. Er liebt vorzugsweise, den alten Familientraditionen gemäß, Künstler und Gelehrte, empfängt sie an seinem Hofe und unterhält mit ihnen Correspondenz. Freilich traf es sich, daß unter diesen Künstlern und Gelehrten, die der Hof bewirthete, auch fahrende Genies vorkamen, die man später nicht gern bewirthet zu haben wünschte, weil es sich zeigte, daß sie Leute von mauvais genre waren: ein Exempel war der Declamator und Vögelliedersänger, der östreichische Baron Kleßheim, der am Hofe sehr fetirt, wiederholt zu Thee und Tafel eingeladen, vom Prinzen wegen seiner Künste umarmt und von der Prinzessin sogar zum Tanz aufgezogen worden war. Eine sehr glückliche Zeit für den jungen Herrn, als er noch Erb-

großherzog war, war eine Reise nach Italien; er machte namentlich einen längern Aufenthalt in dem schönen Sorrent, er erklärte diesen Aufenthalt für die glücklichste Zeit seines Lebens.

Trotz der guten Intentionen ist Carl Alexander an seinem Hofe nicht beliebt und im Volke entschieden unbeliebt: die Einsichtsvollen wollen den Grund von jener Erscheinung in dem Mangel des jungen Herrn finden, sich nicht gehörig in Respect setzen zu können und von diesen in dem gänzlichen Ungeschick mit Leuten aus dem Volke zu verkehren. Mit den gebildeten Fremden aus der Mittelclasse, die bei ihm einsprechen, verkommt der Großherzog am Besten, namentlich, wie gesagt, mit fahrenden Gelehrten und Künstlern.

Seine Hofhaltung hat er nicht mehr ausschließlich, wie sein Vater, in Weimar, sondern abwechselnd in Weimar, Jena und Ilmenau. Die Waldeinsamkeit von Ilmenau ist ihm am Liebsten.

Bei dem Huldigungseide, welchen das Militair dem neuen Großherzog geleistet hat, ist die Beziehung auf die Verfassung, welche in den Eid der Staatsdiener aufgenommen wurde, weggeblieben, auch ward die vor 1848 beim Militair nicht bräuchlich gewesene christliche Eidesformel wieder aufgenommen.

Halle, Druck von H. W. Schmidt.

Berichtigungen und Zusätze.

Zu Band 26, Baden:

Seite 241, Zeile 5 von unten statt Nauenstein lies: Neuenstein.

Zu Band 27, Hessen:

Seite 246, Zeile 11 von oben statt Graf von Pappenheim lies: Herr von Pappenheim. Die Gemahlin dieses Herrn war die Mutter der in der weimarischen Hofgeschichte S. 322 vorkommenden schönen Jenny von Pappenheim.

Seite 265 am Schluß ist zuzusetzen: Der Chor sang: Viva Atalanta! Der Kurfürst verstand: Viva der alte Landgraf!

Seite 272, Zeile 9 von oben ist bei Rivalier zuzusetzen: der sehr reich starb, der Kurfürst hatte ihm Namen, Wappen und Lehne der ausgestorbenen Familie von Meisenbuch gegeben.

Seite 280, Zeile 12 von oben und Seite 287, Zeile 7 im Text ist zu berichtigen: der Kurprinz war nicht preußischer Officier.

Seite 401, 403, 431 u. 439 ist statt Schleierweber: Schleiermacher zu lesen.

Seite 407, Zeile 13 von oben lies statt pour: par.

Seite 455, Zeile 7 von oben ist zu lesen statt St. Clair: Sinclair: er starb zur Zeit des Wiener Congresses in einem der übelst berüchtigten Häuser Wiens.

Seite 460, Zeile 15 von oben lies: Feldmarschall-Lieutenant.

Zu Band 28, Weimar:

Seite 9, Zeile 12 von unten lies statt of: for.



